From the Library of
Professor Paul Meredith Pearl
Given to the University of Utah
in memory of his father
Professor Lorin Fenton Pearl
1861 - 1938
Class of 1892

HB
163
.P968
G-5
1847

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

10421

Philosophie

der

Staatsökonomie

oder

Nothwendigkeit des Elends.

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Von

P. J. Proudhon.

Deutsch bearbeitet

von

Karl Grün.

Erster Band.

Darmstadt.

Druck und Verlag von Carl Wilhem Leske.

1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Prolog . . . . . I — XL

Erstes Kapitel.

Von der ökonomischen Wissenschaft. 1

§. 1. Gegensatz von Thatsache und Recht in der Oekonomie der Gesellschaften 1

§. 2. Unzulänglichkeit der Theorieen und Kritiken 10

Zweites Kapitel.

Vom Werthe. 30

§. 1. Gegensatz von Nutzwerth (Brauchbarkeit) und Tauschwerth . . . . . —

§. 2. Konstituirung des Werthes; Erklärung des Reichthums . 47

§. 3. Anwendung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit der Werthe 63

Drittes Kapitel.

Oekonomische Entwicklungsstadien. Erste Epoche. — Die Theilung der Arbeit 83

§. 1. Gegensätzliche Wirkungen des Prinzips der Theilung . . 85

§. 2. Ohnmacht der Palliative. — Die HH. Blanqui, Chevalier, Dunoyer, Rossi und Passy 97

Viertes Kapitel.

Zweite Epoche. — Die Maschinen. 119

§. 1. Von der Rolle der Maschinen in ihren Beziehungen zur Freiheit 121

Digitized by Google

Seite.

§. 2. Widerspruch der Maschinen. — Ursprung des Kapitals und des Lohnes 134
§. 3. Von den Vorsichtsmaßregeln wider den verderblichen Einfluß der Maschinen 153

Fünftes Kapitel.

Dritte Epoche. — Die Konkurrenz 165
§. 1. Nothwendigkeit der Konkurrenz . . . . . —
§. 2. Verderbliche Wirkungen der Konkurrenz und Zerstörung der Freiheit durch sie 185
§. 3. Von den Mitteln wider die Konkurrenz 203

Sechstes Kapitel.

Vierte Epoche. — Das Monopol 217
§. 1. Nothwendigkeit des Monopols 218
§. 2. Das Monopol als Unglück für die Arbeit und Verkehrung der Ideen 237

Siebentes Kapitel.

Fünfte Epoche. — Die Polizei oder die Steuer . . . 261
§. 1. Synthetische Idee der Steuer. — Ausgangspunkt und Entwicklung dieser Idee 263
§. 2. Antinomie der Steuer 273
§. 3. Verderbliche und unvermeidliche Folgen der Steuer. (Lebensmittel, Luxusgesetze, Feld- und Fabrikpolizei, Erfindungspatente, Fabrikzeichen.) 287

Achtes Kapitel.

Von der Verantwortlichkeit des Menschen und Gottes unter dem Gesetz des Widerspruchs, oder Lösung des Problems der Vorsehung 337
§. 1. Schuld des Menschen. — Erläuterung des Mythus vom Sündenfalle 344
§. 2. Auseinandersetzung des Mythus der Vorsehung. — Rückwärtsgehen Gottes 372

Digitized by Google

Prolog.

Ehe ich auf den Stoff eingehe, der Gegenstand dieser neuen Schrift ist, muß ich nothwendigerweise Rechenschaft über eine Hypothese geben, die sonder Zweifel seltsam erscheinen wird, ohne die es mir aber unmöglich ist, weiter zu gehen und verstanden zu werden: ich rede von der Hypothese eines Gottes.

Gott voraussetzen, wird man sagen, das heißt, ihn leugnen. Warum behauptest du ihn nicht vielmehr?

Kann ich dafür, wenn der Glaube an die Gottheit eine verdächtige Meinung geworden ist? wenn die einfache Muthmaßung eines höchsten Wesens schon für das Zeichen eines Schwachkopfs gilt, und wenn dies die einzige unter allen philosophischen Utopieen ist, welche die Welt nicht mehr duldet? Kann ich dafür, wenn die Scheinheiligkeit und die Einfaltspinselei sich durchgängig hinter diesem heiligen Aushängeschilde verstecken?

Ein gelehrter Doktor kann eine unbekannte Kraft im Weltall voraussetzen, welche Sonnen und Atome bewältigt und die ganze Maschine in Bewegung setzt; bei ihm hat diese Voraussetzung, so wohlfeil sie auch sein mag, nichts Unnatürliches; sie wird angenommen, man stimmt ihr laut bei: Zeuge dessen die Attrakzion, eine Hypothese, die man niemals beweisen wird, und die dennoch ihrem Erfinder zum Ruhme gereicht. Wenn ich aber, um den Lauf der menschlichen Dinge zu erklären, mit allem möglichen Vorbehalt, die Dazwischenkunft eines Gottes voraussetze,

Digitized by Google

so bin ich sicher, die wissenschaftliche Gravität zu empören und die gestrengen Ohren zu beleidigen: so merkwürdig hat unsere Frömmigkeit die Vorsehung heruntergebracht, so viele Taschenspielerei treibt der Charlatanismus in aller Art von Röcken vermittelst dieses Dogma's oder dieser Fikzion. Ich habe die Theisten meiner Zeit gekannt, und die Gotteslästerung hat auf meinen Lippen geschwebt; ich habe den Glauben des Volks betrachtet, des Volks, welches Brydayne den besten Freund Gottes nannte, und mich schauderte vor der Leugnung, die mir zu entfahren im Begriff stand. Von entgegengesetzten Empfindungen gequält, habe ich an die Vernunft appellirt; und diese Vernunft ist es, die mir unter der Masse dogmatischer Gegensätze heute die Hypothese befiehlt. Der Dogmatismus **a priori** in seiner Anwendung auf Gott ist unfruchtbar geblieben: wer weiß, wohin uns die Hypothese führen kann? ....

Ich will also erzählen, wie ich in meinem stillen Herzen, und fern von jeder menschlichen Rücksicht, das Geheimniß der sozialen Revoluzionen studirte, und wie Gott, der große Unbekannte, für mich eine Hypothese, d. h. ein nothwendiges dialektisches Mittel, geworden ist.

I.

Wenn ich die Idee Gottes durch ihre allmählichen Umwandlungen hindurch verfolge, so finde ich, daß diese Idee vor Allem eine soziale ist, darunter verstehe ich, daß sie weit mehr ein Glaubensakt des Kollektiv-Gedankens, als ein individueller Begriff ist. Wie und bei welcher Gelegenheit nun tritt dieser Glaubensakt hervor? Es ist wichtig, dies zu bestimmen.

Vom moralischen und intellektuellen Gesichtspunkt aus zeichnet sich die Gesellschaft oder der Kollektivmensch vor dem Individuum besonders durch die Unmittelbarkeit der Bethätigung, mit andern Worten, durch den Instinkt aus. Während das Individuum nur Triebfedern, von denen es volles Bewußtsein hat, und denen es seine Zustimmung verweigern oder gewähren kann, gehorcht oder doch zu gehorchen glaubt; während es sich mit

Einem Worte frei dünkt, und zwar um ſo freier, je mehr es ſich als ein reflektirendes und unterrichtetes weiß, iſt die Geſellſchaft Antrieben unterworfen, in denen ſich beim erſten Anblicke nichts von Ueberlegung und Plan kundgibt, die aber nach und nach wie von einem höheren Rathſchluß geleitet erſcheinen, der außerhalb der Geſellſchaft exiſtirt, und ſie mit unwiderſtehlicher Macht nach einem unbekannten Ziele hintreibt. Die Gründung der Monarchieen und Republiken, die Unterſcheidung der Kaſten, die gerichtlichen Inſtituzionen ꝛc., ſind eben ſo viele Beurkundungen dieſer ſozialen Unmittelbarkeit, deren Wirkungen weit leichter zu verfolgen ſind, als ihr Prinzip anzugeben oder ihr Grund aufzudecken wäre. Selbſt die ſämmtlichen Bemühungen derer, die in den Fußtapfen Boſſuet's, Vico's, Herder's, Hegel's, ſich mit der Philoſophie der Geſchichte abgegeben haben, beſtanden bisher in weiter nichts, als das Vorhandenſein des providenziellen Geſchicks darzuthun, das in allen Bewegungen des Menſchen obwaltet. Und ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſellſchaft, ehe ſie handelt, niemals ermangelt, ihren Genius anzurufen; gleichſam, als wollte ſie ſich von Oben her befehlen laſſen, was ihr natürlicher Drang bereits beſchloſſen hat. Das Loos, die Orakel, die Opfer, die Zuſtimmung des Volkes, die öffentlichen Gebete, ſind die gewöhnlichſte Form dieſer nachträglichen Berathſchlagungen der Geſellſchaft.

Dieſe geheimnißvolle, durchaus intuitive und, ſo zu ſagen, ſupra-ſoziale Eigenſchaft, die wenig oder gar nicht in den einzelnen Perſonen zum Vorſchein kommt, ſondern wie ein inſpirirender Genius über der Menſchheit ſchwebt, iſt die Hauptthatſache zu jeder Pſychologie.

Im Unterſchiede gegen die übrigen Thiergattungen, die, wie er, zugleich individuellen Gelüſten und Kollektivantrieben unterworfen ſind, hat der Menſch das Privilegium, den Inſtinkt oder das Fatum, das ihn führt, aufzufaſſen und ſeinen eigenen Gedanken damit zu beſchäftigen; wir werden ſpäter ſehen, daß er auch die Macht hat, ſeine Beſchlüſſe zu durchdringen und ſogar zu beeinfluſſen. Und die erſte Bewegung des Menſchen, der hingeriſſen und von Enthuſiasmus (vom göttlichen Hauch) erfüllt

Digitized by Google

iſt, beſteht darin, die unſichtbare Vorſehung anzubeten, von der er ſich abhängig fühlt, und die er **Gott** nennt, das heißt Leben, Sein, Geiſt, oder, noch einfacher, Ich: denn alle dieſe Wörter ſind in den alten Sprachen gleichbedeutend und gleichlautend.

Ich bin Ich, ſagt Gott zu Abraham, und ich habe zu thun mit Dir.... Und zu Moſes: Ich bin das Weſen. Du wirſt zu den Kindern Israels ſprechen: Das Weſen ſendet mich zu euch. Dieſe beiden Wörter, Weſen und Ich, haben in der Originalſprache, der religiöſeſten unter allen, denſelben Charakterbuchſtaben *). Anderswo, wenn Je-hovah, der ſich durch das Organ Moſis zum Geſetzgeber macht, ſeine Ewigkeit bezeugt, und bei ſeinem Weſen ſchwört, ſagt er als Eidesformel: Ich, oder mit doppelter Energie: Ich, das Weſen. Auch iſt der Gott der Hebräer der perſönlichſte und eigenwilligſte aller Götter, und keiner beſſer, als er, drückt die intuitive Anſchauung der Menſchheit aus.

Gott erſcheint alſo dem Menſchen als ein Ich, als eine reine und permanente Eſſenz, die ſich vor ihn hinſtellt wie ein Monarch vor ſeinen Diener, und die ſich bald durch den Mund der Dichter, der Geſetzgeber und der Prieſter, **musa**, **nomos**, **numen**, bald durch die Zuſtimmung des Volkes, **vox populi vox Dei**, ausſpricht. Dies kann unter Anderm erklären, warum es wahre und falſche Orakel gibt, warum die ſeit ihrer Jugend iſolirten Menſchen nicht von ſelbſt auf die Idee Gottes kommen, während ſie ſie begierig ergreifen, ſobald ſie ihnen von der Kollektivſeele zugetragen wird, wie endlich die ſtillſtehenden Menſchenracen, z. B.

---

*) Je-hovah und in der Zuſammenſetzung Jah, das Weſen: Jao, ioupiter, dieſelbe Bedeutung, ha-iah, hebr. er war; ei, gr. er iſt; ei-nai, ſein; an-i, hebr. und in der Konjugazion th-i, ich; e-go, io, ich, i, m-i, m-e, t-ibi, te, und in allen perſönlichen Fürwörtern, in welchen der Vokal i, e, ei, oi, die Perſönlichkeit im Allgemeinen darſtellt, und die Konſonanten m oder n, ſ oder t zur Bezeichnung der Reihenfolge der Perſonen dienen. Uebrigens möge man ſich über dieſe Analogieen ſtreiten, ich habe nichts dagegen; in dieſer Tiefe iſt die Wiſſenſchaft des Philologen nur noch Nebel und Geheimniß. Was wichtig iſt und was ich bemerke, iſt, daß das phonetiſche Verhältniß der Wörter das metaphyſiſche Verhältniß der Ideen wiederzugeben ſcheint.

Digitized by Google

die Chineſen, ſie zuletzt verlieren müſſen*). Was zunächſt die Orakel betrifft, ſo iſt klar, daß ihre ganze Gewißheit auf dem allgemeinen Bewußtſein beruht, welches ſie eingibt; und was die Idee Gottes angeht, ſo begreift man leicht, warum die Iſolirung und der Status quo ihr gleichmäßig verderblich ſind. Einerſeits hält der Mangel an Mittheilung die Seele im thieriſchen Egoismus gefangen; andererſeits verwandelt der Mangel an Bewegung das ſoziale Leben nach und nach in Schlendrian und Mechanismus, und merzt endlich den Gedanken des Willens und der Vorſehung aus. Wunderbar! die Religion, die durch den Fortſchritt untergeht, geht auch durch die Unbeweglichkeit verloren.

Bemerken wir zum Ueberfluß, daß wir durch die Zurückführung der erſten Offenbarung der Gottheit auf das vage und,

*) Die Chineſen haben in ihren Ueberlieferungen die Erinnerung an eine Religion aufbewahrt, die ſeit dem 5ten oder 6ten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung aufgehört hätte. (Siehe Pauthier's China, Paris, Didot.) Noch auffallender iſt, daß dieſes ſonderbare Volk durch den Verluſt ſeines urſprünglichen Kultus eingeſehen zu haben ſcheint, wie die Gottheit nicht Anderes iſt, als das Kollektiv-Ich des Menſchengeſchlechts, ſo daß China ſeit mehr als 2000 Jahren in ſeinem Volksglauben zu den letzten Reſultaten der okzidentaliſchen Philoſophie gekommen wäre. „Was der Himmel ſieht und hört, heißt es im Schu-King, iſt nur was das Volk ſieht und hört. Was das Volk der Belohnung und der Beſtrafung würdig erachtet, will der Himmel beſtrafen und belohnen. Es gibt eine innige Verbindung zwiſchen Volk und Himmel, mögen alſo die, welche das Volk regieren, aufmerkſam und vorſichtig ſein.“ Confucius hat denſelben Gedanken in anderer Weiſe ausgedrückt: „Erhalte die Liebe des Volks, und du wirſt das Reich erhalten; — verliere die Liebe des Volks, und du wirſt das Reich verlieren.“ Da iſt alſo die allgemeine Vernunft, die öffentliche Meinung für die Königin der Welt erklärt, wie anderswo die Offenbarung. Der Tao-te-King iſt noch entſcheidender. In dieſem Werke, welches nur eine rohe Kritik der reinen Vernunft iſt, identifizirt der Philoſoph Lao-Theu fortwährend unter dem Namen Tao die allgemeine Vernunft und das unendliche Weſen; und ich glaube ſogar, daß dieſe beſtändige Identifikazion von Prinzipien, die unſere religiöſen und metaphyſiſchen Gewohnheiten ſo tief geſchieden haben, die ganze Dunkelheit des Buches von Lao-Theu ausmacht.

ſo zu ſagen, objektivirte Bewußtſein einer allgemeinen Vernunft durchaus nicht über die Realität oder Nichtrealität Gottes ſelbſt abſprechen. In der That, geben wir zu, daß Gott nichts Anderes ſei, als der Kollektiv-Inſtinkt oder die allgemeine Vernunft: ſo bleibt immer noch zu wiſſen übrig, was denn an ihr ſelbſt dieſe allgemeine Vernunft iſt. Denn, wie wir im Folgenden zeigen werden, die allgemeine Vernunft iſt nicht gegeben in der individuellen Vernunft, mit andern Worten, die Kenntniß der ſozialen Geſetze oder die Theorie der Kollektiv-Ideen, obgleich aus Grundbegriffen der reinen Vernunft abgeleitet, iſt dennoch ganz empiriſch, und wäre niemals a priori auf dem Wege der Dedukzion, Indukzion oder Syntheſe entdeckt worden. Daraus folgt, daß die allgemeine Vernunft, auf die wir jene Geſetze als ihr Werk beziehen, die allgemeine Vernunft, welche in einer beſondern Sphäre und als eine von der reinen Vernunft geſchiedene Realität exiſtirt, denkt, arbeitet, — eben ſo, wie das Weltſyſtem, obwohl es nach den Geſetzen der Mathematik erſchaffen iſt, doch eine von der Mathematik verſchiedene Realität iſt, deren Vorhandenſein man aus der Mathematik allein niemals hätte ableiten können — es folgt, ſage ich, daß die allgemeine Vernunft in moderner Sprache grade das iſt, was die Alten Gott nannten. Das Wort hat gewechſelt: was wiſſen wir von der Sache?

Verfolgen wir die Entwicklung der göttlichen Idee weiter.

Wenn das höchſte Weſen einmal durch ein erſtes myſtiſches Urtheil geſetzt iſt, ſo verallgemeinert der Menſch unmittelbar dies Gegebene durch einen andern Myſtizismus, durch die Analogie. Gott iſt, ſo zu ſagen, nur noch ein Punkt: ſogleich wird er die Welt ausfüllen.

Eben ſo, wie der Menſch, der ſein ſoziales Ich empfand, ſeinen Schöpfer geprieſen hatte; eben ſo ertheilt er bei der Entdeckung von Plan und Abſicht in den Thieren, Pflanzen, Quellen, Meteoren und im ganzen Weltall, jedem Gegenſtand im Beſondern, und hernach dem Ganzen, eine Seele, einen Geiſt oder waltenden Genius, indem er die Vergötterungs-Indukzion von der höchſten Spitze der Natur, der Geſellſchaft, bis auf die niedrigſten Exiſtenzen, bis zu den lebloſen und unorganiſchen

Digitized by Google

Körpern hinab verfolgt. Von seinem Kollektiv-Ich an, das er als obersten Pol der Schöpfung nimmt, bis zum letzten Atom der Materie, dehnt also der Mensch die Idee Gottes, d. h. die Idee der Persönlichkeit und Intelligenz, aus, wie die Genesis uns erzählt, daß Gott selbst den Himmel ausdehnte, d. h. den Raum und die Zeit, die allgemeinen Formen aller Dinge, schuf.

Also ohne einen Gott, einen obersten Werkmeister, würde das Universum und der Mensch nicht existiren: das ist das soziale Glaubensbekenntniß. Aber ohne den Menschen würde auch Gott nicht gedacht werden, — wagen wir den Sprung — Gott würde Nichts sein. Wenn die Menschheit eines Schöpfers bedarf, so bedürfen Gott, die Götter, nicht weniger eines Offenbarers: die Theogonie, die Geschichten des Himmels, der Hölle und ihrer Bewohner, diese Träume des menschlichen Gedankens, sind das Gegenstück zum Universum, welches gewisse Philosophen dagegen den Traum Gottes genannt haben. Und wie prächtig ist diese theologische Schöpfung, das Werk der Gesellschaft! Die Schöpfung des Demiurgos ward in Schatten gestellt; besiegt ward, den wir den Allmächtigen nennen, und Jahrhunderte lang die bezauberte Phantasie der Sterblichen durch die Betrachtung der olympischen Wunder vom Schauspiel der Natur abgewendet.

Steigen wir aus dieser phantastischen Region hinab; die unerbittliche Vernunft klopft an die Thüre; wir müssen auf ihre furchtbaren Fragen antworten.

Was ist Gott? sagt sie; wo ist er? Wie viel ist er? Was will er? Was kann er? Was verspricht er? Und seht da, bei der Fackel der Analyse schrumpfen alle Gottheiten des Himmels, der Erde und der Hölle zu einem unkörperlichen, unrührbaren, unbeweglichen, unverständlichen, unerklärlichen Etwas, mit Einem Worte, zu einer Negazion aller Attribute der Existenz zusammen. In der That, schreibe nun der Mensch jedem Gegenstande einen speziellen Geist oder Genius zu, oder betrachte er das Universum als von einer einzigen Macht regiert, immer **setzt** er nur ein bedingungsloses, d. h. unmögliches Wesen **voraus**, um daraus irgend eine Erklärung von Erscheinungen abzuleiten, die er sonst für unbe-

greiflich hält. Geheimniß Gottes und der Vernunft! Um den Gegenstand seines Götzendienstes mehr und mehr razionell zu machen, säubert ihn der Gläubige nach und nach von Allem dem, was ihn reell machen könnte; und nach Wundern von Logik und Genie sind die Attribute des Wesens **par excellence** zuletzt nur noch die des Nichts. Diese Entwicklung ist unvermeidlich und nothwendig: auf dem Grunde jeder Theodicee lauert der Atheismus.

Suchen wir diesen Fortschritt begreiflich zu machen.

Gott, der Schöpfer aller Dinge, ist kaum selbst durch das Bewußtsein geschaffen worden, mit andern Worten, kaum haben wir Gott von der Idee des sozialen Ich zur Idee des kosmischen Ich erhoben, als auch unsere Reflexion sofort anfängt, ihn unter dem Vorwande der Vervollkommnung zu zerstören. Die Idee Gottes vervollkommnen! Das theologische Dogma reinigen! Das war der zweite Fieberwahn des Menschengeschlechts!

Der Geist der Analyse, der unermüdliche Satan, der unaufhörlich fragt und widerspricht, mußte früher oder später den Beweis für den religiösen Dogmatismus fordern. Mag nun aber der Philosoph die Idee Gottes bestimmen, oder sie für unbestimmbar erklären; mag er sie der Vernunft näher bringen, oder sie von ihr entfernen; ich sage, daß diese Idee darunter leidet: und da es unmöglich ist, daß die Spekulazion stille stehe, so muß nothwendig auf die Dauer die Idee Gottes verschwinden. Also ist die atheistische Bewegung der zweite Akt des theologischen Drama's; und dieser zweite Akt ist durch den ersten gegeben, wie die Wirkung durch die Ursache. Die Himmel erzählen die Ehre des Ewigen, sagt der Psalmist; fügen wir hinzu: und ihr Zeugniß entthront ihn.

In der That, jemehr der Mensch die Erscheinungen beobachtet, desto mehr glaubt er zwischen der Natur und Gott Mittelglieder zu entdecken: es sind die Verhältnisse von Zahl, Gestalt und Aufeinanderfolge; organische Gesetze, Evoluzionen, Analogieen; es ist eine gewisse Verkettung, in welcher die Manifestazionen hervortreten und sich unveränderlich einander bedingen. Er beobachtet sogar, daß die Entwickelung in dieser Gesellschaft, deren Mitglied er ist, die Privatwillen und die gemeinschaftlichen Berath-

schlagungen einige Wichtigkeit haben; und er sagt sich, daß der große Geist nicht direkt von sich aus auf die Welt, noch auch willkürlich und launenhaft wirkt, sondern mittelbar, durch merkbare Triebfedern oder Organe, und nach Regeln. Und indem er in Gedanken die Kette der Wirkungen und Ursachen hinaufverfolgt, setzt er Gott ganz obenhin als die Macht des Gleichgewichts.

„Jenseits aller Himmel thront der Gott der Himmel,“ hat ein Dichter gesagt. So ist das höchste Wesen, gleich beim ersten Sprunge der Theorie, auf die Stufe einer treibenden Kraft, einer innersten Triebfeder, eines Schlußsteins herabgesetzt, oder, wenn man mir einen noch trivialeren Vergleich gestatten will, ein konstituzioneller Souverän geworden, der herrscht, aber nicht regiert, schwört, dem Gesetze zu gehorchen, und Minister ernennt, die es ausführen. Aber unter dem Einfluß des Zaubers, der ihn blendet, sieht der Theist in diesem lächerlichen System nur eine neue Probe der Erhabenheit seines Götzen, der, wie er glaubt, seine Geschöpfe zu Werkzeugen seiner Macht dienen, und die Weisheit der Sterblichen zu seinem Ruhme ausschlagen läßt.

Bald ist der Mensch nicht mehr zufrieden damit, das Reich des Ewigen zu beschränken, sondern er verlangt in seinem immer mehr gottesmörderischen Respekt, Theil daran zu haben.

Wenn ich ein Geist bin, ein fühlendes und denkendes Ich, fährt der Theist fort, so hab' ich auch Theil an der absoluten Existenz; ich bin frei, Schöpfer, unsterblich, Gott gleich. **Cogito, ergo sum**; ich denke, also bin ich unsterblich: das ist der Zusatz, die Uebersetzung von Ich bin der Seiende: die Philosophie ist einig mit der Bibel. Die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele sind im Bewußtsein in demselben Urtheil gegeben; dort spricht der Mensch im Namen des Universums, in dessen Schooß er sein Ich verpflanzt; hier spricht er in seinem eigenen Namen, ohne zu bemerken, daß er bei diesem Hin- und Hergehen sich nur wiederholt.

Die Unsterblichkeit der Seele, eine wahre Spaltung der Gottheit, welche im Augenblick ihrer ersten Verkündigung, die nach einem langen Zwischenraume erfolgte, den Gläubigen des

alten Dogma's wie eine Ketzerei erſchien, wurde nichts deſto weniger als die Vervollſtändigung der göttlichen Majeſtät betrachtet, als das nothwendige Poſtulat der ewigen Güte und Gerechtigkeit. Ohne die Unſterblichkeit der Seele begreift man Gott nicht, ſagen die Theiſten, ähnlich den politiſchen Theoretikern, für die eine ſouveräne Volksvertretung und überall unabſetzbare Beamte weſentliche Bedingungen der Monarchie ſind. Aber eben ſo ſehr die Doktrinen analog ſind, eben ſo ſehr iſt der Widerſpruch der Ideen ſchreiend: auch wurde das Dogma von der Unſterblichkeit der Seele bald der Stein des Anſtoßes für die philoſophiſchen Theologen, die von den Jahrhunderten des Pythagoras und Orpheus an ſich vergeblich abmühen, die göttlichen Attribute mit der Freiheit des Menſchen, die Vernunft mit dem Glauben zu vereinbaren. Gegenſtand des Triumphs für die Gottloſen! .... Aber die Illuſion konnte nicht ſo bald weichen: das Dogma von der Unſterblichkeit der Seele, grade weil es eine Beſchränkung des unerſchaffenen Weſens war, war ein Fortſchritt. Denn wenn auch der menſchliche Geiſt bei der theilweiſen Aneignung der Wahrheit ſich irrt, zurück geht er niemals, und dies Beharren auf ſeiner Bahn iſt die Probe ſeiner Unfehlbarkeit. Wir werden einen neuen Beweis dafür finden.

Indem er ſich Gott gleich machte, machte der Menſch Gott ſich gleich: dieſer Zuſammenhang, der viele Jahrhunderte lang als verdammenswerth bezeichnet worden wäre, war die unſichtbare Triebkraft des neuen Mythus. Zur Zeit der Patriarchen machte Gott ein Bündniß mit dem Menſchen; jetzt, um den Pakt feſter zu machen, will Gott Menſch werden. Er wird unſer Fleiſch, unſere Geſtalt, unſere Leidenſchaften, unſere Leiden und Freuden auf ſich nehmen, von einem Weibe geboren werden und wie wir ſterben. Nach dieſer Erniedrigung des Unendlichen wird der Menſch abermals behaupten, das Ideal ſeines Gottes erweitert zu haben, indem er durch eine logiſche Umkehrung aus dem, den er bis dahin Schöpfer genannt hatte, einen Erhalter, einen Erlöſer gemacht hat. Die Menſchheit ſagt noch nicht: Ich bin Gott, eine ſolche Uſurpazion würde ihrer Frömmigkeit Schauder einflößen; ſie ſagt: Gott iſt in mir, **Emmanuel, nobiscum**

Digitized by Google

Deus. Und in dem Augenblicke, wo die Philoſophie mit Stolz und das allgemeine Bewußtſein mit Schrecken einſtimmig ausriefen: Die Götter ziehen ab, excedere Deos, war eine Periode von achtzehn Jahrhunderten glühender Anbetung und übermenſchlichen Glaubens feierlich eingeleitet.

Aber der verhängnißvolle Augenblick naht heran. Jedes Königthum, das ſich beſchränken läßt, endigt mit der Demagogie; jede Gottheit, die ſich definirt, löst ſich in ein Pandämonium auf. Die Chriſtolatrie iſt der letzte Terminus dieſer langen Entwicklung des menſchlichen Gedankens. Die Engel, die Heiligen, die Jungfrauen herrſchen im Himmel mit Gott, ſagt der Katechismus; die Teufel und die Verdammten leben in der Hölle eine ewige Qual. Die überweltliche Geſellſchaft hat ihre Linke und ihre Rechte: es iſt Zeit, daß die Löſung eintrete, daß dieſe myſtiſche Hierarchie auf die Erde herunterſteige, und ſich in ihrer Wirklichkeit zeige.

Wenn Milton die erſte Frau darſtellt, wie ſie ſich in einem Brunnen ſpiegelt und liebevoll die Arme nach ihrem eigenen Bilde ausſtreckt, als wollte ſie es umarmen, ſo zeichnet er Zug für Zug das menſchliche Geſchlecht. — Dieſer Gott, den du anbeteſt, o Menſch! dieſer Gott, den du gut, gerecht, allmächtig, allweiſe, unſterblich und heilig gemacht haſt, du biſt es ſelbſt: dieſes Ideal von Vollkommenheiten iſt dein Bild, geklärt im Brennſpiegel deines Bewußtſeins. Gott, die Natur und der Menſch ſind die dreifache Erſcheinung des Einen und identiſchen Weſens; der Menſch, das iſt Gott ſelbſt, der durch tauſend Evoluzionen zum Bewußtſein ſeiner kommt; in Jeſu Chriſto hat ſich der Menſch als Gott empfunden, und das Chriſtenthum iſt wahrhaft die Religion des Gott-Menſchen. Es gibt keinen andern Gott, als den, der von Anfang an geſagt hat: **Ich**; es gibt keinen andern Gott, als **Du**.

Das iſt das letzte Ergebniß der Philoſophie, welche ſtirbt, indem ſie das Geheimniß der Religion und ihr eigenes enthüllt.

II.

Jetzt ſcheint es, als ob Alles zu Ende ſei; es ſcheint, daß, wenn die Menſchheit aufhört, ſich ſelbſt anzubeten und zu myſti-

fiziren, das theologiſche Problem auf immer beſeitigt iſt. Die Götter ſind abgezogen: der Menſch kann ſich nur noch in ſeinem Egoismus langweilen, und ſterben. Welche erſchreckliche Einſamkeit dehnt ſich um mich aus, und gräbt ſich in die Tiefe meiner Seele! Meine Begeiſterung gleicht der Vernichtung, und ſeit ich mich zum Gott gemacht habe, ſehe ich nur noch einen Schatten in mir. Es iſt möglich, daß ich immer noch ein Ich bin; aber es iſt mir ſehr ſchwer, mich für das Abſolute zu nehmen; und wenn ich nicht das Abſolute bin, ſo bin ich nur die Hälfte einer Idee.

Ein wenig Philoſophie entfernt von der Religion, hat irgend ein ironiſcher Denker geſagt; und viel Philoſophie führt zu ihr zurück. — Dieſe Bemerkung iſt von einer demüthigenden Wahrheit.

Jede Wiſſenſchaft entwickelt ſich in drei aufeinander folgenden Epochen, die man mit den großen Epochen der Ziviliſazion vergleichen, und nennen kann: religiöſe, ſophiſtiſche und wiſſenſchaftliche Epoche *). So bezeichnet die Alchymie die religiöſe Periode der Wiſſenſchaft, die ſpäter Chemie hieß, und deren definitive Grundlage noch nicht gefunden iſt; ganz ſo, wie die Aſtrologie die religiöſe Periode eines andern wiſſenſchaftlichen Syſtems, der Aſtronomie, bildet.

Nun, nachdem die Chemiker ſich ſechszig Jahre lang über den Stein der Weiſen luſtig gemacht haben, wagen ſie, an der Hand der Erfahrung, nicht mehr, die Verwandelbarkeit der Körper zu leugnen; während die Aſtronomen durch die Mechanik der Welt dahin gebracht ſind, auch eine Organik der Welt, d. h. ungefähr etwas, wie die Aſtrologie, zu vermuthen. Kann man da nicht ähnlich wie der ſo eben zitirte Philoſoph ſagen, daß, wenn ein wenig Chemie vom Stein der Weiſen ablenkt, viel Chemie zu ihm zurückführt; und eben ſo, daß, wenn ein wenig Aſtronomie die Aſtrologen in ein lächerliches Licht ſetzt, viel Aſtronomie an ſie glauben macht?**)

---

*) Siehe unter Andern **Auguſte Comte**: Vorleſungen über poſitive Philoſophie; und **P. J. Proudhon**: von der Schöpfung der Ordnung in der Menſchheit.

**) Ich will hier durchaus nicht poſitiv die Verwandelbarkeit der

Ich habe gewiß weniger Neigung zum Wunderbaren, als viele Atheiſten; aber ich kann nicht umhin, zu denken, daß die Geſchichten von Wundern, Vorausſagungen, Zaubern ꝛc. nur entſtellte Erzählungen von außerordentlichen Wirkungen gewiſſer ver-

---

Körper behaupten, noch ſie als Ziel für die Forſchungen hinſtellen; noch viel weniger habe ich die Anmaßung, den Gelehrten hierüber eine Meinung vorzuſchreiben. Ich will nur die Art von Skeptizismus bezeichnen, die in jedem vorurtheilsfreien Geiſte durch die allgemeinſten Ergebniſſe der chemiſchen Philoſophie, oder beſſer geſagt, durch die unvereinbaren Hypotheſen entſtehen, die ihren Theorieen zur Stütze dienen. Die Chemie iſt wahrhaft die Verzweiflung der Vernunft: auf allen Seiten rührt ſie an's Phantaſtiſche, und je mehr die Erfahrung ſie uns kennen lehrt, deſto mehr umgibt ſie ſich mit undurchdringlichen Geheimniſſen. Dieſe Betrachtung erweckte jüngſt in mir das Leſen der Briefe über die Chemie von Hrn. Liebig (Paris, Masgara, 1845. Ueberſ. von Bertet-Dupiney und Dubrieul-Hélion.)

So entfernt Hr. Liebig aus der Wiſſenſchaft die hypothetiſchen Urſachen und alle von den Alten angenommenen Weſenheiten, z. B. die ſchöpferiſche Kraft der Materie, den horror vacui, den spiritus rector etc. (S. 22.), und nimmt ſogleich darauf, als Bedingung der Verſtändlichkeit der chemiſchen Erſcheinungen, eine Reihe von nicht weniger dunkeln Weſenheiten an: die Vitalkraft, die chemiſche Kraft, die elektriſche Kraft, die Attrakzionskraft ꝛc. (S. 146, 149.) Man glaubt eine Verſelbſtſtändigung der Eigenſchaften der Körper vor ſich zu ſehen, ähnlich wie die Verſelbſtſtändigung der ſeeliſchen Fähigkeiten bei den Pſychologen unter dem Namen von Freiheit, Einbildungskraft, Gedächtniß ꝛc. Warum bleibt er nicht bei den Elementen ſtehen? Warum, wenn die Atome an ſich ſelbſt Gewicht haben, wie Hr. Liebig zu glauben ſcheint, ſollten ſie nicht auch an ſich ſelbſt elektriſch und lebendig ſein? Wunderbar! die Erſcheinungen der Materie, wie die des Geiſtes werden nur verſtändlich, wenn man als ihre Urſachen unverſtändliche und von ſich widerſprechenden Geſetzen beherrſchte Kräfte annimmt: das erhellt auf jeder Seite des Liebig'ſchen Buches.

Die Materie iſt nach Hrn. Liebig weſentlich träge und jeder pontanen Thätigkeit beraubt (S. 1148): wie können alsdann die Atome Gewicht haben? Iſt nicht die den Atomen innewohnende Schwere die eigenthümliche, ewige und ſpontane Bewegung der Materie? und was uns zufällig als Ruhe erſcheint, wäre das nicht vielmehr Gleichgewicht? Warum alſo bald eine Trägheit vorausſetzen, welche die Definizionen Lügen ſtrafen, bald ein äußerliches Vermögen, das von Nichts bezeugt wird?

borgener Kräfte, oder, wie man ehedem sagte, geheimer Mächte sind. Unsere Wissenschaft ist noch so plump und so voller Unredlichkeit; unsere Doktoren zeigen so viel Impertinenz bei so wenig Wissen; sie leugnen so unverschämt die Thatsachen, welche sie

---

Daraus, daß die Atome *schwer* sind, schließt Hr. Liebig, daß sie *untheilbar* seien. (S. 58). Welcher Schluß! Die Schwere ist nur die Kraft, d. h. etwas durchaus nicht Sinnfälliges, und das sich nur in seinen Erscheinungen gewahren läßt, folglich etwas, worauf der Begriff von Theilung und Nichttheilung unanwendbar ist; und aus dem Vorhandensein dieser Kraft, aus der Hypothese einer unbestimmten und unmateriellen Wesenheit schließt man auf eine untheilbare Materialität!

Uebrigens gesteht Hr. Liebig, daß es *unserer Intelligenz unmöglich* ist, sich absolut untheilbare Theilchen vorzustellen; er erkennt ferner an, daß das *Faktum* dieser Untheilbarkeit nicht bewiesen ist; aber er fügt hinzu, daß die Wissenschaft diese Hypothese nicht entbehren kann: so daß, nach dem Geständniß der Meister, die Chemie zum Ausgangspunkt eine Fikzion hat, die dem Geist eben so sehr widerstrebt, wie sie der Erfahrung fremd ist. Welche Ironie!

Die Gewichte der Atome sind ungleich, sagt Hr. Liebig, weil ihre Volumina ungleich sind; doch ist es unmöglich, zu beweisen, daß die chemischen Aequivalente das relative Gewicht der Atome ausdrücken, oder mit andern Worten, daß das, was wir nach der Berechnung der atomistischen Aequivalenzen als Atom betrachten, nicht aus mehreren Atomen zusammengesetzt ist. Alles das kommt darauf hinaus: *mehr Materie* wiegt mehr, als *weniger Materie*; und weil die Schwere das Wesen der Materialität ist, so kann man streng daraus schließen, daß, da die Schwere überall mit sich selbst identisch ist, auch Identität in der Materie ist; daß der Unterschied der einfachen Körper einzig, entweder von den verschiedenen Assoziazionsweisen der Atome, oder von dem verschiedenen Grade molekularischer Dichtigkeit herrührt, und daß im Grunde die Atome verwandelbar sind, was Hr. Liebig nicht zugibt.

„Wir haben, sagt er, keinen Grund, anzunehmen, daß ein Element sich in ein anderes verwandle.“ (S. 135.) Was wissen Sie davon? Die Gründe, an diese Verwandlung zu glauben, können sehr gut vorhanden sein, ohne daß Sie sie bemerken; und es ist nicht gewiß, ob Ihre Intelligenz in diesem Betracht auf der Höhe Ihrer Erfahrung steht. Aber lassen wir den negativen Beweisgrund des Hrn. Liebig gelten, was folgt daraus? Daß mit 56 Ausnahmen, die bis jetzt unreduzirbar geblieben sind, die ganze Materie in fortwährender Umgestaltung begriffen ist. Es

geniren, um die Meinungen in Schutz zu nehmen, welche sie ausbeuten, daß ich diesen Freigeistern eben so sehr mißtraue, wie den Abergläubischen. Ja, ich bin davon überzeugt, unser grober Razionalismus ist die Eröffnung einer Periode, die vor lauter Wissenschaft noch wahrhaft wunderbar werden wird; das Weltall ist in meinen Augen nur ein magisches Laboratorium, wo man auf Alles gefaßt sein muß .... Jetzt kehre ich zu meinem Gegenstande zurück.

Man würde sich also irren, wollte man nach meiner gedrängten Auseinandersetzung der religiösen Evoluzionen sich einbilden, die Metaphysik habe ihr letztes Wort über das doppelte Räthsel der vier Worte gesagt: Dasein Gottes, Unsterblichkeit der

---

ist aber ein Gesetz unserer Vernunft, in der Natur Einheit der Substanz eben so wohl, als Einheit der Kraft und Einheit des Systems vorauszusetzen; übrigens führt uns die Reihe der chemischen Zusammensetzungen und der einfachen Körper selbst unwiderstreitbar darauf hin. Warum also nicht bis an's Ende den von der Wissenschaft geöffneten Weg gehen, und eine Hypothese nicht annehmen wollen, die das nothwendige Ergebniß der Erfahrung selbst bildet?

Eben so wie Hr. Liebig die Verwandelbarkeit der Elemente leugnet, verwirft er auch die spontane Bildung der Keime. Wenn man aber die spontane Bildung der Keime verwirft, so ist man gezwungen, ihre Ewigkeit anzunehmen; und da es andererseits durch die Geologie bewiesen ist, daß die Erdkugel nicht von Ewigkeit her bewohnt ist, so muß man abermals nothgedrungen annehmen, daß in einem gegebenen Augenblicke die ewigen Keime der Thiere und Pflanzen, ohne Vater und Mutter, auf der Erde sich erschlossen haben. Also führt die Negazion der spontanen Erzeugung die Hypothese dieser Spontaneität zurück: was bietet die so viel geschmähte Metaphysik Widersprechenderes dar?

Nun glaube man ja nicht, ich leugne den Werth und die Gewißheit der chemischen Theorieen, oder der Atomismus erscheine mir als etwas Absurdes, oder ich theile die Meinung der Epikuräer über die spontane Erzeugung. Alles, was ich hervorheben will, ist, noch einmal, daß vom Gesichtspunkt der Prinzipien die Chemie einer außerordentlichen Toleranz bedarf, weil sie nur unter der Bedingung einer gewissen Anzahl von Fikzionen möglich ist, die der Vernunft, wie der Erfahrung widersprechen und sich einander selbst aufheben.

Seele. Hier wie anderswo führen uns die vorgeschrittensten und am besten begründeten Ergebnisse der Vernunft, welche für immer die theologische Frage erledigt zu haben scheinen, auf den ursprünglichen Mystizismus zurück, und enthalten den neuen Stoff zu einer unvermeidlichen Philosophie. Die Kritik der religiösen Meinungen macht uns heute lächeln über uns selbst und über die Religionen: und doch bringt das Resultat dieser Kritik das Problem nur wieder auf's Tapet. Das Menschengeschlecht ist in dem Augenblicke, wo ich schreibe, nahe daran, etwas anzuerkennen und zu behaupten, was ihm den alten Begriff der Gottheit vollkommen ersetzen wird; und das nicht wie ehedem vermöge einer unwillkürlichen Bewegung der Geister, sondern mit Reflexion, und kraft einer unbesiegbaren Dialektik.

Ich will mich mit wenigen Worten deutlich zu machen suchen.

Wenn es einen Punkt gibt, über den die Philosophen trotz Allem endlich einig geworden sind, so ist es sonder Zweifel die Unterscheidung der Intelligenz und der Nothwendigkeit, des Subjekts des Gedankens und seines Objekts, des Ich und des Nicht-Ich, in gewöhnlicher Ausdrucksweise, des Geistes und der Materie. Ich weiß wohl, daß alle diese Ausdrücke nichts Reelles und Wahres besagen, daß jeder von ihnen nur eine Spaltung des Absoluten bezeichnet, das einzig wahr und reell ist, und daß sie, einzeln genommen, alle gleichmäßig widerspruchsvoll sind. Aber nicht weniger gewiß ist auch, daß das Absolute uns vollständig unzugänglich ist, daß wir es nur durch seine Gegensätze kennen, die einzig in unseren empirischen Bereich fallen; und daß, wenn wir an die Einheit allein glauben können, die Dualität die erste Bedingung der Wissenschaft ist.

Also, wer denkt, und wer wird gedacht? Was ist eine Seele, was ist ein Körper? Man komme mir einmal aus diesem Dualismus heraus. Es ist mit den Wesenheiten wie mit den Ideen: die ersteren treten für sich in der Natur auf, wie die letzteren im Verstande; und eben so, wie die Ideen von Gott und der Unsterblichkeit der Seele, ungeachtet ihrer Identität, nacheinander und kontradiktorisch in der Philosophie aufgetreten sind, eben so

ſetzen ſich, ungeachtet ihrer Vereinigung im Abſoluten, das Ich und das Nicht-Ich getrennt und kontradiktoriſch in der Natur, und wir haben Weſen, die denken, und zugleich andere, die nicht denken.

Wer ſich aber irgend die Mühe gegeben hat, darüber nachzudenken, weiß heutzutage, daß eine ähnliche Unterſcheidung, ſo ſehr ſie auch wirklich iſt, für die Vernunft das Allerunverſtändlichſte, ſich Widerſprechendſte, Abgeſchmackteſte bleibt. Das Weſen kann eben ſo wenig ohne die Eigenſchaften des Geiſtes, wie ohne die Eigenſchaften der Materie verſtanden werden: und wer mir den Geiſt leugnet, weil er unter keine Kategorie der Zeit, des Raums, der Bewegung der Körperlichkeit ꝛc. fällt, und deßhalb aller Attribute beraubt erſcheint, welche die Realität ausmachen, dem leugne ich meinerſeits die Materie, die meinem Urtheil nur die Paſſivität, meiner Intelligenz nur ihre Formen darbietet, ſich nirgends als (freithätige, freie) Urſache bekundet, und als Subſtanz völlig ſich mir entzieht: und ſo kommen wir denn zum reinen Idealismus, d. h. zum Nichts. Das Nichts aber widerſtrebt gewiſſen Weſen, die leben und denken, und in einem (ich weiß nicht, welchem) Zuſtande begonnener Syntheſe oder bevorſtehender Spaltung alle ſich widerſtrebenden Attribute des Weſens vereinigen. Wir ſind alſo gezwungen, mit einem Dualismus zu beginnen, von dem wir recht gut wiſſen, daß ſeine Ausdrücke falſch ſind, der aber, als Bedingung des Wahren für uns, ſich uns unumgänglich macht; wir ſind mit Einem Worte gezwungen, mit Descartes und dem Menſchengeſchlechte vom Ich, d. h. vom Geiſte auszugehen.

Seitdem aber die Religionen und Philoſophieen, von der Analyſe aufgelöſt, in die Theorie des Abſoluten ausgemündet haben, wiſſen wir um Nichts beſſer, was der Geiſt iſt, und unterſcheiden uns darin von den Alten nur durch den Reichthum der Sprache, mit der wir die uns umlagernde Dunkelheit vergolden. Nur während für die Menſchen von ehedem die Ordnung eine Intelligenz *außerhalb* der Welt anzeigte, zeigt ſie ſie für die Modernen mehr *innerhalb* der Welt an. Setze man ſie aber außer- oder innerhalb, ſo wie man ſie kraft der Ordnung

behauptet, muß man sie überall zugeben, wo die Ordnung sich bekundet, oder sie nirgends zugeben. Man hat nicht mehr Grund, dem Kopfe, der die Iliade hervorbrachte, Vernunft zuzuschreiben, als einer Masse von Stoff, die in Octaedern krystallisirt; und umgekehrt ist es eben so abgeschmackt, das Weltsystem auf physische Gesetze zurückzuführen, ohne dem ordnenden Ich Rechnung zu tragen, als den Sieg bei Marengo strategischen Kombinazionen zuzuschreiben, ohne den ersten Konsul zu berücksichtigen. Der ganze Unterschied, den man machen könnte, ist der, daß im letzteren Falle das denkende Ich im Hirn Bonaparte's seine Stätte fand, während in Bezug auf's Universum das Ich keinen besondern Ort hat, und sich überall hin verbreitet.

Die Materialisten haben die entgegenstehende Meinung wohlfeil abzufinden geglaubt, indem sie sagten, der Mensch habe das Universum seinem Körper assimilirt, und den Vergleich vollendet, indem er diesem Universum eine Seele lieh, derjenigen ähnlich, die er als das Prinzip seines Lebens und seines Gedankens voraussetzte; alle Beweise für das Dasein Gottes reduzirten sich also auf eine um so falschere Analogie, als der Vergleichspunkt selbst eine Hypothese sei.

Gewiß will ich nicht den alten Syllogismus vertheidigen: jede Ordnung setzt eine ordnende Intelligenz voraus; nun aber existirt in der Welt eine bewunderungswürdige Ordnung, also ist die Welt das Werk einer Intelligenz. Dieser seit Hiob und Moses so oft abgedroschene Syllogismus ist, weit entfernt, eine Lösung zu sein, nur die Formel des Räthsels, das es eben zu lösen gilt. Wir wissen sehr gut, was die Ordnung ist, aber wir wissen durchaus nicht, was das Wort Seele, Geist oder Intelligenz bedeutet: wie können wir also logisch von dem Vorhandensein des einen auf das Vorhandensein des andern schließen? Ich weise also bis auf Weiteres den angeblichen Beweis der Existenz Gottes, aus der Ordnung der Welt hergeleitet, zurück, und werde höchstens darin eine der Philosophie vorgeschlagene Vereinbarung erblicken. Vom Begriff der Ordnung zur Setzung des Geistes ist ein Abgrund von Metaphysik auszufüllen; noch einmal, ich hüte mich wohl, das Problem für den Beweis zu nehmen.

Aber darum handelt es ſich in dieſem Augenblicke nicht. Ich habe darthun wollen, daß die menſchliche Vernunft nothwendig und unabwendbar zur Unterſcheidung des Weſens in Ich und Nicht-Ich, Geiſt und Materie, Seele und Leib kommen muß. Wer ſieht nun nicht, daß der Einwurf der Materialiſten grade das beweiſt, was er leugnen ſoll? Der Menſch, der in ſich ſelbſt ein geiſtiges und materielles Prinzip unterſcheidet, was iſt das anders, als die Natur ſelbſt, die nach einander ihr doppeltes Weſen ankündigt, und von ihren eigenen Geſetzen Zeugniß ablegt? Und bemerken wir die Inkonſequenz des Materialismus: er leugnet, er iſt gezwungen, zu leugnen, der Menſch ſei frei; je weniger Freiheit aber der Menſch hat, deſto größere Wichtigkeit gewinnt ſeine Ausſage, um ſo mehr muß ſie als der Ausdruck der Wahrheit betrachtet werden. Wenn mir dieſe Maſchine ſagt: Ich bin Seele und bin Körper, ſo hat eine ſolche Offenbarung, obgleich ſie mich erſtaunt und beſtürzt, in meinen Augen eine unvergleichlich größere Autorität, als die des Materialiſten, der das Bewußtſein und die Natur verbeſſert, und ſie ſagen läßt: Ich bin Materie und nichts als Materie, und die Intelligenz iſt nur die materielle Fähigkeit, zu erkennen.

Wie, wenn ich nun meinerſeits die Offenſive ergriffe, und zeigte, welch' unhaltbare Meinung das Daſein von Körpern oder, mit andern Worten, die Realität einer blos körperlichen Natur iſt? — Die Materie, ſagt man, iſt undurchdringlich. — Undurchdringlich für was? frage ich. Für ſich ſelbſt ohne Zweifel; denn man kann nicht ſagen, für den Geiſt, weil das zugeben hieße, was man beſeitigen will. Dann werfe ich die doppelte Frage auf: Was weißt du davon? Und was bedeutet das?

1. Die Undurchdringlichkeit, mit der man die Materie definiren will, iſt nur eine Hypotheſe unachtſamer Naturforſcher, ein plumper Schluß, aus einem oberflächlichen Urtheil abgeleitet. Die Erfahrung zeigt in der Materie eine unendliche Theilbarkeit, eine unendliche Dehnbarkeit, eine Poroſität ohne nachweisbare Gränze, eine unendliche Durchgangsfähigkeit für Wärme, Elektrizität und Magnetismus, zugleich mit der Fähigkeit, ſie zu bewahren; Wahlverwandtſchaften, gegenſeitige Einflüſſe und zahlloſe Umgeſtal-

tungen: lauter Dinge, die sich mit der Angabe eines undurchdringlichen Etwas schlecht vertragen. Die Elastizität, die besser als irgend eine Eigenschaft der Materie, vermöge der Idee der Federkraft oder des Widerstandes, auf die der Undurchdringlichkeit führen könnte, schwankt je nach tausend Umständen, und hängt gänzlich von der molekularischen Attrakzion ab: was aber gibt es weniger Unvereinbares mit der Undurchdringlichkeit, als diese Attrakzion? Endlich gibt es eine Wissenschaft, die man streng definiren könnte: Wissenschaft der Durchdringlichkeit der Materie, das ist die Chemie. In der That, worin unterscheidet sich das, was man chemische Komposizion nennt, von einer Durchdringung?*) .... Kurz, man kennt die Materie nur aus ihren Formen, was die Substanz anlangt, Nichts. Wie aber ist es möglich, die Realität eines unsichtbaren, unfaßbaren, nicht zu bewältigenden, immer wechselnden, immer fliehenden Wesens zu behaupten, das nur für den Gedanken undurchdringlich ist, dem es lediglich seine Vermummungen zeigt? Materialist! ich erlaube dir, die Realität deiner Sensazionen zu versichern: was ihre Ursache anbelangt, so dreht sich Alles, was du mir sagen kannst, in diesem Zirkel herum: Etwas (was du Materie nennst) ist die Veranlassung der Sensazionen, die ein anderes Etwas erfährt (was ich Geist nenne).

---

*) Die Chemiker unterscheiden Mischung von Komposizion, wie die Logiker Ideenassoziazion von Syntheſe. Dennoch wäre nach den Chemikern die Komposizion wieder nichts Anderes, als eine Mischung, eine nicht mehr zufällige, sondern systematische Aggregazion der Atome, die nur durch die Verschiedenheit ihrer Zusammenfügung verschiedene zusammengesetzte Körper bildeten. Aber das ist auch wieder eine durchaus nichtssagende Hypotheſe, eine Hypotheſe, die nichts erklärt, und nicht einmal das Verdienst hat, logisch zu sein. Wie erzeugt ein blos numerischer oder geometrischer Unterschied in der Zusammensetzung und Gestalt des Atoms so verschiedene physiologische Eigenthümlichkeiten? Weßhalb, wenn die Atome unzertrennlich und undurchdringlich sind, läßt ihre Assoziazion, die sich auf mechanische Wirkungen beschränkt, sie nicht wesentlich ungeändert? Wo ist hier das Verhältniß zwischen der vorausgesetzten Ursache und der erlangten Wirkung?

2. Aber woher kommt denn die Voraussetzung, die nichts in der äußeren Beobachtung rechtfertigt, die nicht wahr ist, von der Undurchdringlichkeit der Materie, und was bedeutet sie?

Hier triumphirt der Dualismus. Die Materie wird für undurchdringlich erklärt, nicht, wie die Materialisten und das Volk es sich vorstellen, nach dem Zeugniß der Sinne, sondern vom Bewußtsein. Das Ich, die unbegreifliche Natur, die sich frei, unterschieden und dauernd fühlt, und außer sich eine andere, gleichfalls unbegreifliche, aber gleichfalls unterschiedene und trotz ihrer Metamorphosen dauernde Natur antrifft, thut, kraft der Empfindungen und Ideen, die ihm dieses Wesen einflößt, den Ausspruch, das Nicht-Ich sei ausgedehnt und undurchdringlich. Die Undurchdringlichkeit ist ein bildlicher Ausdruck, ein Symbol, unter welchem der Gedanke, der eine Theil des Absoluten, sich die materielle Realität, den andern Theil des Absoluten, vorstellt: aber diese Undurchdringlichkeit, ohne welche die Materie verschwindet, ist zuletzt nur ein unmittelbares Urtheil des innern Sinnes, ein metaphysisches a priori, eine nicht bestätigte Hypothese .... des Geistes.

Ob nun die Philosophie nach Umstürzung des theologischen Dogmatismus die Materie spiritualisirt oder den Gedanken materialisirt, das Sein idealisirt oder die Idee realisirt, ob sie Substanz und Ursache identifizirt und überall die Kraft substituirt,

---

Mißtrauen wir unserer intellektuellen Optik: es geht mit den chemischen Theorieen wie mit den psychologischen Systemen. Der Verstand, um sich Rechenschaft über die Erscheinungen zu geben, springt mit den Atomen, die er nicht sieht und niemals sehen wird, grade wie mit dem Ich um, das er eben so wenig gewahrt: er wendet auf Alles seine Kategoricen an, d. h. er unterscheidet, individualisirt, konkreszirt, zählt auf, setzt einander entgegen, was materiell oder immateriell durchaus identisch und ununterscheidbar ist. Die Materie, eben so wie der Geist, spielt in unseren Augen allerhand Rollen; und da ihre Metamorphosen nichts Willkürliches haben, so nehmen wir Veranlassung, jene psychologischen und atomistischen Theorieen zu erbauen, welche wahr sind, insofern sie uns in einer convenzionellen Sprache treu die Reihe der Erscheinungen darstellen, aber grundfalsch, sobald sie Anspruch auf die Wirklichkeit ihrer Abstrakzionen machen, und sie buchstäblich nehmen.

lauter Phraſen, die nichts erklären und nichts bedeuten: immer führt ſie uns zu dem ewigen Dualismus zurück; und während ſie uns auffordert, an uns ſelbſt zu glauben, nöthigt ſie uns, an Gott, wo nicht an die Geiſter zu glauben. Es iſt wahr, dadurch, daß man den Geiſt in die Natur zurücknahm, iſt die Philoſophie im Gegenſatze zu den Alten, die ihn von ihr trennten, zu dem berühmten Schluſſe gekommen, der beinahe alle Reſultate ihrer Forſchungen zuſammenfaßt: Im Menſchen weiß ſich der Geiſt, während es überall ſonſt ſcheint, als wiſſe er ſich nicht. — „Was im Menſchen wacht, was im Thiere träumt und im Steine ſchläft . . .“ hat ein Philoſoph geſagt.

Die Philoſophie weiß alſo in ihrer letzten Stunde nichts mehr als bei ihrer Geburt: gleichſam als wäre ſie nur in der Welt erſchienen, um das Wort des Sokrates zu bewahrheiten, ſagt ſie uns, während ſie ſich feierlich in ihr Leichentuch hüllt: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Was ſage ich? Die Philoſophie weiß jetzt, daß ihre ſämmtlichen Urtheile auf zwei gleich falſchen, gleich unmöglichen, und doch gleich nothwendigen und unvermeidlichen Hypotheſen, auf der Materie und dem Geiſt, beruhen, ſo daß, während ehedem die religiöſe Intoleranz und die philoſophiſchen Streitigkeiten überall Finſterniß verbreiteten, den Zweifel entſchuldigten, und zu einer lüſternen Sorgloſigkeit einluden, jetzt der Sieg der Negazion auf allen Punkten nicht einmal mehr dieſen Zweifel erlaubt: der von jeder Feſſel befreite, aber durch ſeine eigenen Erfolge beſiegte Gedanke muß nothgedrungen behaupten, was ihm klärlich widerſprechend und abgeſchmackt erſcheint. Die Wilden ſagen, die Welt ſei ein großer Fetiſch, bewacht von einem großen Manitu. Während dreißig Jahrhunderten haben ſich die Poeten, die Geſetzgeber und die Weiſen der Ziviliſazion von Geſchlecht zu Geſchlecht die philoſophiſche Leuchte überliefert, und nichts Erhabeneres, als dies Glaubensbekenntniß geſchrieben. Und ſo ſchließt am Ende dieſer langen Verſchwörung wider Gott, die ſich ſelbſt Philoſophie genannt hat, die emanzipirte Vernunft wie die Vernunft der Wilden: Das Univerſum iſt ein Nicht-Ich, objektivirt von einem Ich.

Die Menſchheit ſetzt alſo mit blinder Nothwendigkeit das

Daſein Gottes voraus; und wenn ſie während der langen Periode, die in unſerer Zeit abläuft, an die Realität ihrer Hypotheſe geglaubt; wenn ſie deren unbegreifliches Objekt angebetet; wenn ſie ſich auf dieſem Glauben ertappt hat, und nun mit Wiſſen, aber nicht mehr mit Freiheit bei dieſer Anſicht von einem oberſten Weſen verharrt, von dem ſie weiß, es iſt nur eine Perſonifikazion ihres eigenen Gedankens; wenn ſie drauf und dran iſt, ihre magiſchen Anrufungen zu erneuern, ſo muß man glauben, daß ein ſo erſtaunlicher Wahn irgend ein Geheimniß verbirgt, das ergründet zu werden verdient.

Ich ſage Wahn und Geheimniß, ohne daß ich dadurch den übermenſchlichen Inhalt der Idee Gottes leugnen wollte, wie auch ohne die Nothwendigkeit eines neuen Symbolismus, ich meine einer neuen Religion, zuzugeben. Denn wenn es unzweifelhaft iſt, daß die Menſchheit, indem ſie Gott, oder Alles, was man will, unter dem Namen des Ichs oder des Geiſtes annimmt, nur an ſich ſelbſt glaubt, ſo kann man ebenfalls nicht leugnen, daß ſie ſich alsdann als etwas Anderes ſetzt, als ſie ſich weiß; das geht aus allen Mythologieen wie aus allen Theodiceen hervor. Und weil ferner dieſes Setzen unwiderſtehlich iſt, ſo hängt es ohne Zweifel an geheimen Beziehungen, die man, wo möglich, wiſſenſchaftlich zu beſtimmen ſuchen muß.

Mit andern Worten, der Atheismus oder der Humanismus, wahr in ſeiner ganzen kritiſchen und negativen Partie, wäre, wenn er ſchlechthin beim Naturmenſchen ſtehen bliebe, wenn er jene erſte Behauptung der Menſchheit, daß ſie Tochter, Ausfluß, Bild, Reflex oder Wort Gottes iſt, als ſchiefes Urtheil bei Seite ſchöbe; der Humanismus, ſage ich, wenn er ſo ſeine Vergangenheit leugnete, wäre nur ein neuer Widerſpruch. Wir müſſen alſo nothgedrungen die Kritik des Humanismus unternehmen, d. h. zuſehen, ob die Menſchheit, in ihrem Ganzen und in allen Perioden ihrer Entwicklung betrachtet, der Idee Gottes Genüge leiſtet, ſelbſt wenn alle hyperboliſchen und phantaſtiſchen Attribute Gottes abgezogen ſind; ob ſie der Fülle des Weſens, ob ſie ſich ſelbſt Genüge leiſtet. Wir müſſen, mit Einem Worte, nothgedrungen unterſuchen, ob die Menſchheit zu Gott hinſtrebt,

nach dem alten Dogma, oder ob sie es selbst ist, die Gott wird, wie die Modernen sagen. Vielleicht werden wir zuletzt finden, daß beide Systeme, ungeachtet ihres scheinbaren Gegensatzes, zugleich wahr und im Grunde identisch sind: in diesem Falle wäre die Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft, in ihren Gesammtmanifestazionen, wie in ihrer reflektirten Spekulazion, laut bestätigt. — Kurz, bis wir am Menschen die Hypothese Gottes erprobt haben, hat die atheistische Negazion nichts Definitives.

Es bleibt also ein wissenschaftlicher, d. h. empirischer Beweis der Idee Gottes zu liefern übrig: dieser Beweis ist nie versucht worden. Während die Theologie über die Autorität ihrer Mythen dogmatisirte, während die Philosophie mit Hülfe ihrer Kategoriee spekulirte, ist Gott im Zustande eines transzendentalen, d. h. der Vernunft unzugänglichen Begriffes geblieben, und die Hypothese besteht noch immer.

Sie besteht, sage ich, diese Hypothese, lebendiger, unerbittlicher, als jemals. Wir sind bei einer jener verhängnißvollen Epochen angelangt, wo die Gesellschaft, in Verachtung der Vergangenheit und von der Zukunft gequält, bald die Gegenwart wahnsinnig ergreift, und einigen einsamen Denkern die Sorge überläßt, den neuen Glauben vorzubereiten; bald aus der Tiefe ihrer Genüsse zu Gott aufschreit, und ein Zeichen des Heils verlangt, oder im Schauspiel ihrer Revoluzionen, wie in den Eingeweiden eines Opferthieres, das Geheimniß ihrer Bestimmung sucht.

Was brauche ich länger darauf zu bestehen? Die Hypothese Gottes ist berechtigt, denn sie drängt sich jedem Menschen wider seinen Willen auf: sie kann mir also von Niemanden zum Vorwurf gemacht werden. Der Gläubige kann nicht weniger thun, als mir die Voraussetzung zugeben, daß Gott existirt; auch der Läugner ist gezwungen, sie mir zuzugeben, da er selbst sie vor mir gemacht hatte, sintemal jede Negazion eine vorläufige Affirmazion voraussetzt; was den Zweifler anbelangt, so braucht er nur einen Augenblick nachzudenken, um zu begreifen, daß sein Zweifel nothwendig ein Etwas voraussetzt, das er früher oder später Gott nennen wird.

Wenn ich aber durch meinen Gedanken das Recht besitze,

Gott vorauszusetzen, so muß ich das Recht, ihn zu setzen, erst erwerben. Mit andern Worten, wenn meine Hypothese unvermeidlich sich aufdrängt, so ist sie für den Augenblick Alles, was ich verlangen kann. Denn setzen, heißt bestimmen; jede Bestimmung aber, damit sie wahr sei, muß empirisch gegeben sein. Wer Bestimmung sagt, sagt Beziehung, Kondizionalität, Erfahrung. Weil nun die Bestimmung des Begriffs Gottes für uns aus einem empirischen Beweise hervorgehen muß, so müssen wir uns bei der Erforschung dieses hohen X nichts erlauben, was nicht durch die Erfahrung gegeben wäre und über die Hypothese hinausginge, bei Strafe, in die Widersprüche der Theologie zu verfallen, und folglich von Neuem die Proteste des Atheismus wachzurufen.

III.

Ich habe nun noch zu sagen, warum ich in einem Buche über politische Oekonomie von der Grundhypothese aller Philosophie ausgehen mußte.

Und zunächst bedarf ich der Hypothese Gottes, um die Glaubwürdigkeit der sozialen Wissenschaft zu begründen. — Wenn der Astronom, um das Weltsystem zu erklären, sich ausschließlich auf den Anschein stützt, und mit dem Volke den Himmel in Gestalt eines Gewölbes, die Erde als platt, die Sonne als dick wie einen Ballon voraussetzt, der in der Luft von Osten nach Westen eine Kurve beschreibt, so setzt er die Untrüglichkeit der Sinne voraus, unter dem Vorbehalt, später nach Maßgabe der Beobachtung die Annahme zu berichtigen, von der er ausgehen mußte. Die astronomische Philosophie konnte in der That nicht a priori zugeben, daß die Sinne uns täuschen, und daß wir nicht sehen, was wir sehen: was sollte nach einem solchen Prinzip aus der Gewißheit der Astronomie werden? Da aber die Sinne in gewissen Fällen sich durch sich selbst berichtigen und vervollständigen können, so bleibt das Ansehen der Sinne unerschütterlich, und die Astronomie wird möglich.

So gibt auch die soziale Philosophie nicht von vorn herein zu, daß die Menschheit in ihren Handlungen sich irren oder betrogen werden könne: was würde sonst aus dem Ansehen des menschlichen Geschlechts das heißt aus dem Ansehen der

Vernunft werden, die im Grunde gleichbedeutend mit der Volkssouveränität ist? Sondern sie denkt, daß die menschlichen Urtheile, immer wahr in dem, was sie Aktuelles und Unmittelbares haben, sich, je nach Maßgabe der Aneignung der Ideen, allmählich durcheinander vervollständigen und aufhellen können, so daß sie immer die allgemeine Vernunft mit der individuellen Spekulazion vereinbaren und die Sphäre der Gewißheit in's Unendliche ausdehnen: was nichts Anderes heißt, als die Autorität der menschlichen Urtheile behaupten.

Das erste Urtheil der Vernunft aber, der Eingang zu jeder politischen Konstituzion, die eine Sankzion und ein Prinzip sucht, ist nothwendig dies: Es gibt einen Gott, was heißt: die Gesellschaft wird mit Plan, Ueberlegung und Einsicht regiert. Dies Urtheil, das den Zufall ausschließt, ist also der Grund der Möglichkeit einer sozialen Wissenschaft; und jedes historische und positive Studium der sozialen Thatsachen, das in der Absicht der Besserung und des Fortschritts unternommen wird, muß mit dem Volke das Dasein Gottes voraussetzen, unter der Bedingung, später Rechenschaft von diesem Urtheil abzulegen.

Also ist die Geschichte der Gesellschaften für uns nur noch eine lange Bestimmung der Idee Gottes, eine fortschreitende Offenbarung des Geschickes des Menschen. Und während die alte Weisheit Alles von der willkürlichen und phantastischen Vorstellung der Gottheit abhängig machte, die Vernunft und das Bewußtsein unterdrückte, und die Bewegung durch den Schrecken vor einem unsichtbaren Meister hemmte; — kehrt die neue Philosophie die Methode um, stürzt das Ansehen Gottes so gut wie das des Menschen, nimmt kein anderes Joch als das der Thatsache und des Augenscheins auf sich, und bezieht Alles auf die Eine theologische Hypothese, als auf ihr letztes Problem.

Der humanistische Atheismus ist folglich die letzte Phase der moralischen und intellektuellen Befreiung des Menschen, folglich die letzte Gestaltung der Philosophie, die als Uebergang zum Wiederaufbau oder zur wissenschaftlichen Erprobung aller zerstörten Dogmen dient.

Ich bedarf der Hypothese Gottes, nicht nur, wie ich so eben

gesagt habe, um der Geschichte einen Sinn zu geben, sondern auch noch, um die im Namen der Wissenschaft im Staate vorzunehmenden Reformen für berechtigt zu erklären.

Betrachten wir nun die Gottheit als der Gesellschaft äußerlich, so daß sie deren Bewegungen von oben her leitet (eine sehr nichtssagende und höchst wahrscheinlich illusorische Meinung); — oder halten wir sie für immanent in der Gesellschaft, und identisch mit der unpersönlichen und bewußtlosen Vernunft, die, wie ein Instinkt die Zivilisazion vorwärts treibt (wiewohl die Unpersönlichkeit und Bewußtlosigkeit der Idee der Intelligenz widerstreben); — oder endlich entstehe Alles, was in der Gesellschaft geschieht, aus der Beziehung ihrer Elemente (ein System, dessen ganzes Verdienst darin besteht, ein Aktiv in ein Passiv zu verwandeln, aus der Intelligenz die Nothwendigkeit zu machen, oder was auf Eins herauskommt, das Gesetz für die Ursache zu nehmen): immer folgt, daß die Beurkundungen der sozialen Thätigkeit uns nothwendig, entweder als Willenszeichen des höchsten Wesens, oder als eine Art typischer Sprache der allgemeinen und unpersönlichen Vernunft, oder endlich als Meilenzeiger der Nothwendigkeit erscheinen, was diesen Beurkundungen für uns eine absolute Autorität verleiht. Da ihre Reihe so gut in der Zeit, wie im Geiste verbunden ist, so bestimmen und berechtigen die vollbrachten Thatsachen die zu vollbringenden; die Wissenschaft und das Schicksal sind einig; Alles, was sich ereignet, kommt aus der Vernunft, und ihrerseits urtheilt die Vernunft nur auf Grund der Erfahrung dessen, was sich ereignet; und so hat die Wissenschaft ein Recht, sich bei der Regierung zu betheiligen, und was ihre Kompetenz als Rathgeberin begründet, rechtfertigt ihre Intervenzion als Souverän.

Die Wissenschaft, von Allen einstimmig als göttlich ausgesprochen, anerkannt und angenommen, ist die Königin der Welt. So finden sich, vermöge der Hypothese Gottes, jede Opposizion des Stillstandes oder des Zurückschreitens, alle Ausweichungsversuche der Theologie, der Ueberlieferung oder des Egoismus, von vorn herein und unwiderruflich beseitigt.

Ich bedarf der Hypothese Gottes, um das Band zu zeigen, welches die Zivilisazion an die Natur knüpft.

In der That, diese erstaunliche Hypothese, durch die der Mensch sich dem Absoluten assimilirt, die Identität der Natur- und Vernunftgesetze voraussetzt, erlaubt uns, in der menschlichen Arbeit die Ergänzung des Schöpfungswerkes zu sehen, verbindet den Menschen und die Kugel, die er bewohnt, und läßt uns in der Ausbeutung dieses Bereiches, in den uns die Vorsehung gestellt hat, und der so theilweise unser Werk wird, Anfang und Ende aller Dinge sehen. Wenn also die Menschheit nicht Gott ist, so setzt sie Gott fort; oder wenn man einen andern Styl vorzieht, was die Menschheit heute mit Reflekzion thut, ist dasselbe, was sie mit Instinkt begonnen hat, und was uns die Natur mit Nothwendigkeit zu vollbringen scheint. In allen diesen Fällen, welche Meinung man auch vorziehe, bleibt Etwas unzweifelhaft, die Einheit der Akzion und des Gesetzes. Als intelligente Wesen, als Schauspieler eines Stücks, das sich mit Einsicht entwickelt, können wir kühn von uns auf das Universum und den Ewigen schließen, und wenn wir definitiv unter uns die Arbeit organisirt haben, mit Stolz sagen: die Schöpfung ist erklärt.

So ist das Feld der philosophischen Forschung abgesteckt: die Ueberlieferung ist der Ausgangspunkt jeder Spekulazion auf die Zukunft; die Utopie ist für immer beseitigt; das Studium des Ich, vom Einzelbewußtsein auf die Manifestazionen des sozialen Willens verpflanzt, erlangt den Charakter der Objektivität, der ihm bisher abging; die Geschichte wird Psychologie, die Theologie Anthropologie, die Naturwissenschaft Metaphysik; und so leitet sich die Theorie der Vernunft nicht fürder aus der Leere des Geistes, sondern aus den unzähligen Formen einer reichlich und ohne Weiteres beobachtungsfähigen Natur her.

Ich bedarf der Hypothese Gottes, um meinen guten Willen einer Masse von Sekten zu bezeigen, deren Meinungen ich nicht theile, aber deren Bosheiten ich fürchte: — Theisten; ich kenne Einen, der um Gottes Willen bereit wäre, den Säbel zu ziehen, und wie Robespierre die Guillotine bis zur Vernichtung des letzten Atheisten spielen zu lassen, ohne zu ahnen, daß er selbst dieser Atheist wäre; — Mystiker, deren Partei, großentheils aus

Studenten und Frauen beſtehend, unter dem Banner der HH. Lammenais, Quinet, Lerour und Anderer marſchirt, und zur Deviſe hat: Wie der Herr, ſo der Knecht, wie der Gott, ſo das Volk; und die, um den Lohn eines Arbeiters zu regeln, mit der Wiederherſtellung der Religion beginnt; — Spiritualiſten, die, wenn ich die Rechte des Geiſtes verkennte, mich anklagen würden, den Kultus der Materie zu begründen, gegen den ich aus allen Kräften meiner Seele proteſtire; — Senſualiſten und Materialiſten, für die das göttliche Dogma das Symbol des Zwangs und das Prinzip der Knechtung der Leidenſchaften iſt, außer denen, wie ſie ſagen, für den Menſchen weder Vergnügen, noch Tugend, noch Genie exiſtiren; — Eklektiker und Skeptiker, Verleger aller alten Philoſophieen, aber ſelbſt keine Philoſophen, koaliſirt in einer ungeheuren Genoſſenſchaft mit obrigkeitlicher Bewilligung, gegen Jeden, der ohne ihre Erlaubniß denkt, glaubt oder behauptet; — endlich Konſervative, Retrograde, Egoiſten und Heuchler, welche durch den Haß gegen ihren Nebenmenſchen die Liebe zu Gott predigen, ſeit der Sündfluth die Freiheit für das Unglück der Welt in Anſpruch nehmen, und im Bewußtſein ihrer Dummheit die Vernunft verläumden.

Könnte man nun eine Hypotheſe anklagen, die, weit entfernt, die verehrten Geſpenſter des Glaubens zu läſtern, nur dahin trachtet, ſie an den hellen Tag zu bringen; die, anſtatt die überlieferten Dogmen und die Vorurtheile des Bewußtſeins zu verwerfen, ſie nur beſtätigen will; die, als Feindin der ausſchließlichen Meinungen doch die Unfehlbarkeit der Vernunft zum Prinzip erhebt, und die vermöge dieſes fruchtbaren Prinzips ohne Zweifel niemals als Gegnerin irgend einer der ſtreitenden Sekten auftreten wird? Könnten die religiöſen und politiſchen Konſervativen mir vorwerfen, die Ordnung der Geſellſchaften zu ſtören, wenn ich von der Hypotheſe einer oberſten Intelligenz, der Quelle jedes Gedankens von Ordnung, ausgehe; könnten mich die halbchriſtlichen Demokraten wie einen Feind Gottes, folglich wie einen Verräther an der Republik verfluchen, wenn ich den Sinn und Inhalt der Idee Gottes ſuche; könnten die Univerſitätskrämer es mir als Gottloſigkeit auslegen, den Unwerth ihrer philoſophiſchen

Produkte darzuthun, wenn ich grade behaupte, daß die Philosophie in ihrem Objekte, d. h. in den Manifestazionen der Gesellschaft und der Natur studirt werden muß? . . . .

Ich bedarf der Hypothese Gottes, um meine Darstellungsart zu rechtfertigen. Bei meiner Unwissenheit in Allem, was Gott, die Welt, die Seele, das Geschick betrifft; gezwungen, wie der Materialist zu Werke zu gehen, d. h. mit Beobachtung und Erfahrung, und in der Sprache des Gläubigen zu schließen, weil keine andere vorhanden ist; nicht wissend, ob meine Formeln, die wider meinen Willen theologisch sind, im eigentlichen oder im bildlichen Sinne genommen werden müssen; bei dieser beständigen Betrachtung Gottes, des Menschen und der Dinge, unter dem nothwendigen Einfluß der Synonymik aller Ausdrücke der drei Kategorieen des Gedankens, des Wortes und der That, aber so wenig auf der einen, wie auf der andern Seite etwas behaupten wollend: erforderte es die Strenge der Dialektik, daß ich kurz und gut die unbekannte Größe, die man Gott nennt, voraussetzte. Wir sind voll der Gottheit, **Jovis omnia plena**; unsere Denkmäler, unsere Ueberlieferungen, unsere Gesetze, unsere Ideen, unsere Sprachen und unsere Wissenschaften, Alles ist von diesem unzerstörbaren Aberglauben durchdrungen, außer dem wir weder sprechen, noch handeln können, ja ohne den wir nicht einmal denken.

Endlich bedarf ich der Hypothese Gottes, um die Veröffentlichung dieser neuen Schrift zu erklären.

Unsere Gesellschaft fühlt sich schwanger von Ereignissen und ist unruhig über die Zukunft; wie soll man diese unbestimmten Vorahnungen, mit einziger Hülfe einer allgemeinen, immanenten wenn man will, und permanenten, aber unpersönlichen und folglich stummen Vernunft erklären; — oder aber mit der Idee der Nothwendigkeit, wenn diese Nothwendigkeit nothwendig bewußt sein, und folglich Vorempfindungen haben muß? Es bleibt also noch einmal die Hypothese eines Agens oder eines Alps übrig, der die Gesellschaft drückt und ihr Visionen verursacht.

Wenn aber die Gesellschaft prophezeiet, so fragt sie sich durch den Mund der Einen und antwortet durch den Mund der Andern.

Weise alsdann derjenige, der zu hören und zu verstehen weiß, weil Gott selbst gesprochen hat.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat folgende Frage gestellt:

Die allgemeinen Thatsachen bestimmen, die das Verhältniß der Gewinnste zu den Löhnen regeln und deren respektive Schwankungen erklären.

Vor einigen Jahren fragte dieselbe Akademie: Welches sind die Ursachen des Elends? Das neunzehnte Jahrhundert hat in der That nur Einen Gedanken, Gleichheit und Reform. Aber der Geist weht, wo er will: Viele begannen an der Frage zu kauen, Niemand antwortete. Das Kollegium der Haruspizes hat also seine Frage erneuert, aber in deutlicheren Ausdrücken. Es will wissen, ob Ordnung in der Werkstatt herrscht; ob die Löhne billig sind; ob die Freiheit und das Privilegium richtig gegen einander abgewogen sind; ob der Werthbegriff, der alle Thatsachen des Tausches beherrscht, in den von den Oekonomen gegebenen Formen genau ist; ob der Kredit die Arbeit beschützt; ob die Zirkulazion regelmäßig ist; ob die Lasten der Gesellschaft gleichmäßig auf Allen ruhen ꝛc. ꝛc.

Und in der That, da das Elend zur unmittelbaren Ursache die Unzulänglichkeit des Einkommens hat, so ist es an der Zeit, zu erfahren, warum, selbst außer den Fällen des Unglücks und bösen Willens, das Einkommen des Arbeiters nicht zureicht. Es ist immer noch dieselbe Frage nach der Ungleichheit des Vermögens, die vor einem Jahrhundert so viel Lärm machte, und die durch eine seltsame Fatalität unaufhörlich in den akademischen Programmmen wieder auftaucht, als wenn da der wahrhafte Knoten der modernen Zeiten läge.

Die Gleichheit also, ihr Prinzip, die Mittel zu ihr, ihre Hindernisse, ihre Theorie, die Gründe ihrer Vertagung, die Ursache der sozialen und providenziellen Ungerechtigkeiten: das muß man der Welt lehren, trotz der spöttischen Ausfälle der Ungläubigkeit.

Ich weiß wohl, daß die Absichten der Akademie nicht so weit reichen, und daß sie einen Horror vor Neuerungen hat wie

ein Konzil; aber je mehr sie sich zur Vergangenheit hinwendet, desto mehr reflektirt sie uns die Zukunft, desto mehr müssen wir folglich an ihre Inspirazion glauben: denn die wahren Propheten sind diejenigen, die nicht verstehen, was sie ankündigen. Man höre:

Welches sind, hat die Akademie gesagt, die nützlichsten Anwendungen, die man von dem Prinzip der freiwilligen und Privat-Assoziazion behufs der Linderung des Elendes machen kann?

Und weiter:

Die Theorie und die Prinzipien des Versicherungskontraktes auseinandersetzen, seine Geschichte geben, und aus der Doktrin und den Thatsachen die Entwickelungen ableiten, deren dieser Kontrakt fähig ist, so wie die verschiedenen nützlichen Anwendungen, die im Zustande des Fortschritts, in welchem sich gegenwärtig unser Handel und unsere Industrie befinden, von ihm gemacht werden können.

Die Publizisten räumen ein, daß die Assekuranz eine Elementarform der Handelssolidarität, eine Assoziazion in den Dingen ist, **societas in re**, d. h. eine Gesellschaft, deren Bedingungen, auf rein ökonomische Beziehungen gegründet, außerhalb der Willkür des Menschen liegen, so daß eine Philosophie der Versicherung oder der gegenseitigen Garantie der Interessen, die aus der allgemeinen Theorie der realen Gesellschaften, **in re**, abgeleitet wäre, die Formel der allgemeinen Assoziazion enthalten würde, an welche Niemand in der Akademie glaubt. Und wenn die Akademie Subjekt und Objekt in demselben Gesichtspunkte vereinigt, und neben einer Theorie der Assoziazion der Interessen eine Theorie der freiwilligen Assoziazion verlangt, so enthüllt sie uns, was die vollkommenste Gesellschaft sein muß, und behauptet grade damit, was ihren Ueberzeugungen am allerstrengsten zuwiderläuft. Freiheit, Gleichheit, Solidarität, Assoziazion! Vermöge welches unerklärlichen Mißgriffs hat ein so gewaltig konservativer Körper den Bürgern dies neue Programm der Menschenrechte vorgelegt? So prophezeite Kaiphas die Erlösung, indem er Christum verleugnete.

Auf die erste dieser Fragen sind in zwei Jahren der Akademie fünf und vierzig Arbeiten eingereicht worden; ein Beweis, daß der Gegenstand der Stimmung der Geister wundersam entsprach. Aber nachdem die Akademie unter so vielen Konkurrenten keinen des Preises würdig befunden, nahm sie die Frage zurück, unter dem Vorwande der Unzulänglichkeit der Konkurrenten, in Wahrheit jedoch, weil der schlechte Erfolg der Preisaussetzung der einzige Zweck der Akademie gewesen war, und weil ihr daran lag, ohne weiter zuzuwarten, die Hoffnungen der Freunde der Assoziazion für grundlos zu erklären.

Also desavouiren die Herren von der Akademie in ihrem Sitzungszimmer, was sie auf dem Dreifuß verkündigt haben! Ein solcher Widerspruch hat für mich nichts Erstaunliches; und Gott bewahre mich, ihnen ein Verbrechen daraus zu machen. Die Alten glaubten, die Revoluzionen kündigten sich durch erschreckliche Zeichen an, und unter andern Wundern sprächen die Thiere. Das war ein Bild, um jene plötzlichen Gedanken und jene seltsamen Worten zu bezeichnen, die plötzlich in Augenblicken der Krise unter den Massen zirkuliren, und die ohne menschliche Vorbereitung aufzutreten scheinen, so sehr entfernen sie sich aus dem Kreise der gemeinen Urtheilskraft. In der Zeit, in welcher wir leben, mußte sich etwas Aehnliches zutragen. Nachdem die Herren von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mit einem wahrsagenden Instinkte und einer mechanischen Unmittelbarkeit, **pecudesque locutae**, die Assoziazion proklamirt haben, sind sie wieder in ihre gewöhnliche Klugheit eingekehrt, und der Schlendrian hat bei ihnen die Inspirazion Lügen gestraft. Lernen wir also die Winke von Oben von den interessirten Urtheilen der Menschen unterscheiden, und halten wir uns überzeugt, daß in den Reden der Weisen besonders das unzweifelhaft ist, woran ihre Ueberlegung den geringsten Antheil hatte.

Doch scheint die Akademie, nachdem sie so plötzlich mit ihren Intuizionen gebrochen hatte, einige Gewissensbisse empfunden zu haben. Anstatt einer Theorie der Assoziazion, an die sie aus Ueberlegung nicht mehr glaubt, fordert sie eine kritische Prüfung des Erziehungs- und Unterrichtssystems Pesta-

lozzi's, vorzüglich in seinen Beziehungen zum Wohle und der Moralität der armen Klassen. Wer weiß? Vielleicht ist das Verhältniß der Gewinnste und Löhne, die Assoziazion, kurz die Organisazion der Arbeit, auf dem Grunde dieses Unterrichtssystems verborgen. Ist das Menschenleben nicht eine fortwährende Lehrzeit? Sind nicht Philosophie und Religion die Erziehung der Menschheit? Den Unterricht organisiren, hieße also, die Industrie organisiren, und die Theorie der Gesellschaft aufstellen: die Akademie kommt in ihren lichten Momenten immer darauf zurück.

Welchen Einfluß, die Akademie spricht wieder, üben der Fortschritt und der Sinn für materielles Wohl auf die Moralität eines Volkes aus?

In ihrem oberflächlichsten Sinne genommen, ist diese neue Frage der Akademie banal, und höchstens gut, einen Rhetoriker zu beschäftigen. Aber die Akademie, die bis an's Ende den revoluzionären Sinn ihrer Orakel nicht wissen darf, hat den Vorhang in ihrer Glosse gelüftet. Was hat sie denn so Tiefes in dieser epikuräischen These gesehen?

„Der Sinn für Luxus und Genüsse," sagt sie uns, „die seltsame Leidenschaft, welche die Masse darnach empfindet, das Streben der Herzen und Köpfe, sich ausschließlich damit zu beschäftigen, die Uebereinstimmung der Privatleute **und des Staates**, daraus den Hebel und den Zweck aller ihrer Pläne, aller ihrer Anstrengungen und aller ihrer Opfer zu machen, erzeugen allgemeine oder persönliche Gesinnungen, die, wohlthätig oder schädlich, vielleicht mächtigere Triebfedern werden, als die, welche zu andern Zeiten die Menschen beherrscht haben."

Niemals hatte sich den Moralisten eine schönere Gelegenheit dargeboten, den Sensualismus des Jahrhunderts, die Verkäuflichkeit der Gewissen, und die zum Regierungsmittel erhobene Bestechung anzuklagen: was thut statt dessen die Akademie der moralischen Wissenschaften? Mit einer wahren Automatenruhe stellt sie eine Reihe auf, worin der Luxus, den Stoiker und Aszeten, diese Meister in der Heiligkeit, so lange verschrieen haben, seinerseits als ein eben so legitimes, eben so reines und

eben so großes moralisches Prinzip auftreten soll, als alle die, welche ehedem von der Religion und der Philosophie angerufen wurden. Bestimmt, sagt sie uns, die Beweggründe, (die ohne Zweifel jetzt alt und verbraucht sind) auf welche providenziell in der Geschichte die **Sinnenlust** folgt, und nach den Resultaten der ersteren berechnet die Wirkungen dieses letzteren; beweist mit Einem Worte, daß Aristipp nur seinem Jahrhundert vorausgeeilt ist, und daß seine Moral ihren Triumph feiern mußte, so gut wie die des Zeno und a Kempis.

Wir haben also mit einer Gesellschaft zu thun, die nicht mehr arm sein will, die über Alles spottet, was ihr sonst theuer und heilig war, Freiheit, Religion, Ruhm, so lange sie nicht reich ist; die, um es zu werden, alle Schmach erduldet, sich aller Niederträchtigkeiten schuldig macht; und dieser glühende Durst nach Genuß, dieses unwiderstehliche Streben, zum Luxus zu gelangen, das Sympton einer neuen Periode in der Ziviliſazion, ist das erste Gebot, kraft dessen wir an der Vernichtung des Elends arbeiten müssen: so spricht die Akademie. Was wird hernach aus dem Gebote der Buße und Enthaltsamkeit, aus der Moral des Opfers der Resignazion und der glücklichen Mittelmäßigkeit? Welches Mißtrauen in die für Jenseits versprochenen Entschädigungen, und welche Verhöhnung des Evangeliums! Aber vor Allem, welche Rechtfertigung einer Regierung, die den goldenen Schlüssel zum System erhoben hat! Wie können religiöse Menschen, Christen, Seneca's auf einmal so viel unmoralische Grundsätze ausstoßen?

Die Akademie vervollständigt ihren Gedanken, und antwortet:

Man weise nach, wie die Fortschritte der Kriminaljustiz bei Verfolgung und Bestrafung der Angriffe auf Personen und Eigenthum nach den verschiedenen Zeitaltern der Ziviliſazion, vom wilden Zustande an bis zum Zustande der gesittetsten Völker, sich modifiziren und jene Zeitalter charakterisiren.

Glaubt man, die Kriminalisten der Akademie der moralischen Wissenschaften hätten den Schluß aus ihren Prämissen vorausgesehen? Die Thatsache, die in jedem ihrer Momente studirt

werden ſoll, und welche die Akademie mit den Worten: *Fortſchritt der Kriminaljuſtiz* andeutet, iſt nichts Anderes, als die fortſchreitende Milderung, die ſich theils in den Formen der Kriminalunterſuchung, theils in der Strafe beurkundet, je nach dem Wachsthum der Ziviliſazion an Freiheit, Einſicht und Reichthum, ſo daß das Prinzip der Strafgeſetze das umgekehrte gegen alle diejenigen iſt, welche das Wohl der Geſellſchaft ausmachen, und eine fortwährende Auflöſung aller Theile des Strafſyſtems wie des ganzen Juſtizapparates ſtattfindet, eine Bewegung, deren letztes Ergebniß alſo lautet: Die Beſiegelung der Ordnung iſt weder der Schrecken noch die Marter, folglich weder die Hölle noch die Religion.

Welcher Umſturz der überkommenen Ideen! Welche Verneinung alles deſſen, was die Akademie der moraliſchen Wiſſenſchaften den Auftrag hat, zu vertheidigen! Wenn aber die Beſiegelung der Ordnung nicht mehr in der Furcht vor einer zu erleidenden Züchtigung, ſei es in dieſem oder in jenem Leben, zu ſuchen iſt, wo finden ſich dann ſchützende Garantieen für Perſonen und Eigenthum, oder vielmehr, was wird ohne Strafeinrichtungen aus dem Eigenthum? Und ohne Eigenthum, was wird aus der Familie?

Die Akademie, die von Allem dem nichts weiß, antwortet ohne Gemüthsbewegung:

Man verzeichne die verſchiedenen Phaſen der Organiſazion der Familie auf dem Boden Frankreichs, von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage.

Das bedeutet: Man beſtimme vermöge der vorhergegangenen Entwicklung der Familienorganiſazion die Exiſtenzbedingungen der Familie in einem Zuſtande der Vermögensgleichheit, der freiwilligen und unabhängigen Aſſoziazion, der univerſellen Solidarität, des materiellen Wohles und des Luxus, der öffentlichen Ordnung ohne Gefängniſſe, Aſſiſenhöfe, Polizei und Henker.

Man wundert ſich vielleicht, daß die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, nachdem ſie gleich den kühnſten Neuerern alle Grundlagen der geſellſchaftlichen Ordnung, Religion, Familie, Eigenthum, Juſtiz in Frage geſtellt, nicht auch folgendes Problem ausgeſetzt hat? *Welches iſt die beſte*

Digitized by Google

Regierungsform? Die Regierung iſt in der That für die Geſellſchaft die Quelle, aus der alle Iniziative, alle Garantie, jede Reform herfließt. Es war alſo intereſſant, zu wiſſen, ob die Regierung, wie ſie ſich in der Charte formulirt findet, zur praktiſchen Löſung der Fragen der Akademie genügte.

Aber das hieße, die Orakel ſchlecht kennen, wollte man ſich einbilden, ſie gingen per Indukzion und Analyſe zu Werke; und grade weil das politiſche Problem eine Bedingung oder ein Zuſatz zu den verlangten Beweiſen war, konnte es die Akademie nicht ausſetzen. Ein ſolcher Schluß hätte ihr die Augen geöffnet, und ohne die eingeſandten Arbeiten der Konkurrenten zu erwarten, würde ſie ſich beeilt haben, ihr ganzes Programm zu unterdrücken. Die Akademie hat bei der Frage weiter ausgeholt. Sie hat ſich geſagt,

Die Werke Gottes ſind ſchön ihrem eigenen Weſen nach: **justificata in semetipsa**; ſie ſind wahr mit Einem Worte, weil ſie von ihm ſind. Die Gedanken der Menſchen gleichen dichten Dämpfen, die von langen und ſchmalen Blitzen durchzuckt werden. Was iſt alſo die Wahrheit in Bezug auf uns und was iſt das unterſcheidende Zeichen der Gewißheit?

Es iſt, als wenn die Akademie uns ſagte: Ihr ſollt prüfen die Hypotheſe eurer Exiſtenz, die Hypotheſe der Akademie, die euch fragt, die Hypotheſe der Zeit, des Raumes, der Bewegung, des Gedankens und der Geſetze des Gedankens. Nachher ſollt ihr prüfen die Hypotheſe des Pauperismus, die Hypotheſe der Ungleichheit der Lebensſtellungen, die Hypotheſe der allgemeinen Aſſoziazion, die Hypotheſe des Glücks, die Hypotheſe der Monarchie und der Republik, die Hypotheſe einer Vorſehung!....

Es iſt eine vollſtändige Kritik Gottes und des Menſchengeſchlechts.

Ich nehme das Programm der verehrlichen Genoſſenſchaft zum Zeugen, nicht ich habe die Anforderungen an meine Arbeit geſtellt, ſondern die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften. Wie aber kann ich dieſen Anforderungen genügen, wenn ich nicht ſelbſt mit Unfehlbarkeit angethan, wenn ich mit einem Worte nicht Gott oder ein Seher bin? Die Akademie gibt alſo zu, daß Gottheit und Menſchheit identiſch, we-

Digitized by Google

nigſtens korrelativ ſind; aber es fragt ſich, worin dieſe Korrelazion beſteht: das iſt der Sinn des Problems der Gewißheit, das iſt das Ziel der ſozialen Philoſophie.

Alſo denn, im Namen der Geſellſchaft, die Gott inſpirirt, fragt eine Akademie:

Im Namen derſelben Geſellſchaft bin ich einer der Sehenden, die zu antworten verſuchen. Die Aufgabe iſt ungeheuer; und ich verſpreche nicht, ſie zu erfüllen; ich werde gehen, ſo weit Gott es mir verleiht. Aber, wie auch meine Rede ausfalle, ſie kommt nicht von mir; der Gedanke, der meine Feder leitet, iſt mir nicht perſönlich, und nichts von dem, was ich ſchreibe, kann mir angerechnet werden. Ich werde die Thatſachen berichten, wie ich ſie geſehen habe; ich werde ſie beurtheilen nach dem, was ich von ihnen geſagt habe; ich werde Alles bei ſeinem ſtärkſten Namen nennen, und Niemand kann eine Beleidigung darin finden. Ich werde frei und nach den Regeln der Divinazion, die ich verſtehe, ſagen, was der göttliche Rathſchluß von uns will, der ſich in dieſem Augenblick durch den beredeten Mund der Weiſen und in dem unartikulirten Gemurmel des Volks ausſpricht: und wenn ich alle von unſerer Konſtituzion geheiligten Prärogativen leugnen ſollte, ſo wäre ich doch kein Aufrührer. Ich werde mit dem Finger weiſen, wohin uns der unſichtbare Sporn treibt, und weder meine Handlung, noch meine Worte werden aufregend ſein. Ich werde die Wolke herbeirufen, und wenn ich den Donnerkeil herausfahren ließe, ich wäre unſchuldig. Bei dieſer feierlichen Unterſuchung, zu der mich die Akademie einladet, habe ich mehr als das Recht, die Wahrheit zu ſagen, ich habe das Recht zu ſagen, was ich denke: mögen mein Gedanke, mein Ausdruck und die Wahrheit immer nur Eins und dasſelbe ſein!

Und du, Leſer, denn ohne Leſer kein Schriftſteller, du biſt zur Hälfte betheiligt bei meinem Werke. Ohne dich bin ich nur ein tönendes Erz; unter der Gunſt deiner Aufmerkſamkeit werde ich Wunderdinge ſagen. Siehſt du jenen Wirbel vorüberrauſchen, den man die **Geſellſchaft** nennt, aus dem mit ſo ſchrecklichem Getöſe die Blitze, die Donner und die Stimmen herausfahren? Ich will deine Finger an die geheimen Federn legen, die ihn

in Bewegung ſetzen; aber dazu mußt du dich unter meinem Commando in den Zuſtand reiner Intelligenz verſetzen. Die Augen der Liebe und der Luſt ſind nicht im Stande, die Schönheit in einem Skelett, die Harmonie in blosgelegten Eingeweiden, das Leben in einem ſchwarzen und geronnenen Blute zu erkennen: ſo ſind die Geheimniſſe des ſozialen Organismus ein verſchloſſenes Buch für den Menſchen, deſſen Leidenſchaften und Vorurtheile ſein Gehirn verdüſtern. Solchen Erhabenheiten kann man nur in ſchweigſamer und kalter Betrachtung nahen. Erlaube alſo, daß, ehe ich vor deinen Augen die Blätter des Buches des Lebens eröffene, ich deine Seele vorbereite durch jene ſkeptiſche Läuterung, die zu allen Zeiten die großen Lehrer der Völker, Sokrates, Jeſus Chriſtus, Paulus, Baco, Descartes, Galilei, Kant von ihren Schülern verlangt haben.

Wer du auch ſeiſt, bedeckt mit den Lumpen des Elends oder geſchmückt mit den reichen Kleidern des Luxus, ich gebe dich jener klaren Nacktheit zurück, die weder die Weihrauchdüfte des Reichthums, noch die giftigen Dünſte der neidiſchen Armuth trüben. Wie ſoll man den Reichen überzeugen, daß der Unterſchied der Lebensſtellungen von einem Rechnungsfehler herrührt, und wie könnte ſich der Arme unter ſeinem Bettelſacke vorſtellen, daß der Eigenthümer in gutem Glauben beſitzt? Sich nach den Leiden des Arbeiters erkundigen, iſt für den Müßigänger die unerträglichſte Zerſtreuung, eben ſo, wie dem Glücklichen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, für den Armen der bitterſte Trank iſt.

Du ſtehſt hoch im Rang: ich ſetze dich ab, jetzt biſt du frei. Es iſt zu viel Optimismus unter dieſem Paradeanzug, zu viel Subordinazion, zu viel Faulheit. Die Wiſſenſchaft verlangt die Empörung des Gedankens: aber der Gedanke eines beſtallten Menſchen iſt ſein Gehalt.

Deine Geliebte, ſchön, leidenſchaftlich, künſtleriſch gebildet, wird, ich will es glauben, nur von dir beſeſſen. Das heißt, deine Seele, dein Geiſt, dein Bewußtſein iſt untergegangen in dem reizendſten Luxusgegenſtande, den Natur und Kunſt zur ewigen Qual der bezauberten Sterblichen hervorgebracht haben. Ich trenne dich von dieſer göttlichen Hälfte deiner ſelbſt; es iſt zu

viel auf einmal, heute die Gerechtigkeit wollen und eine Frau lieben. Um mit Größe und Schärfe zu denken, muß der Mensch seine Natur vereinfachen und unter seiner männlichen Hypostase bleiben. Auch würde dich in dem Zustande, in den ich dich versetzt habe, deine Geliebte nicht wieder erkennen: erinnere dich an das Weib Hiob's.

Welche Religion hast du? .... Vergiß deinen Glauben, und werde aus Weisheit Atheist. — Was! sagst du Atheist, trotz unserer Hypothese! — Nein, sondern wegen unserer Hypothese. Man muß schon lange seinen Gedanken über die göttlichen Dinge hinaus erhoben haben, um das Recht zu besitzen, eine Persönlichkeit jenseits des Menschen, ein Leben jenseits dieses Lebens vorauszusetzen. Uebrigens sei nicht in Sorge wegen deines Seelenheils. Gott erzürnt sich nicht über den, der ihn aus Vernunft mißkennt, so wenig er sich um den kümmert, der ihn auf Treu und Glauben anbetet; und im Zustande deines Bewußtseins ist es das Sicherste für dich, gar nichts von ihm zu denken. Siehst du nicht, daß es mit der Religion wie mit den Regierungen ist, deren vollkommenste die Negazion aller wäre? Und daß keine politische und religiöse Phantasie deine Seele gefangen halte; das ist heute das einzige Mittel, dich weder zum Narren halten zu lassen, noch ein Renegat zu werden. Ach, sagte ich zur Zeit meiner enthusiastischen Jugend, werde ich nicht die zweite Vesper der Republik läuten, und unsere Priester, in weiße Mäntel gekleidet, nach der dorischen Weise den Hymnus der Wiederkehr singen hören. Wandle, o Gott, unsere Knechtschaft, wie den Wind der Wüste in einen erquickenden Hauch!.... Aber ich habe an den Republikanern verzweifelt, und ich kenne keine Religion und keine Priester mehr.

Noch möchte ich, lieber Leser, um dein Urtheil ganz sicher zu stellen, dir die Seele unzugänglich für's Mitleid, erhaben über die Tugend, gleichgültig gegen das Glück machen. Aber das hieße zu viel von einem Neuling verlangen. Erinnere dich nur, und vergiß es nie, daß Mitleid, Glück und Tugend, eben so wie Vaterland, Religion und Liebe, Masken sind ....

Erſtes Kapitel.

Von der ökonomiſchen Wiſſenſchaft.

§. 1. Gegenſatz von Thatſache und Recht in der Oekonomie der Geſellſchaften.

Ich behaupte, es gibt eine Wiſſenſchaft der Oekonomie.

Dieſer Satz, den zu bezweifeln ſich heutzutage wenige Oekonomen einfallen laſſen, iſt vielleicht der kühnſte, den jemals ein Philoſoph behauptet hat; und die folgenden Unterſuchungen ſollen, wie ich hoffe, darthun, daß die größte That des menſchlichen Geiſtes darin beſteht, ihn praktiſch zu beweiſen.

Ich behaupte andererſeits ſowol die abſolute Gewißheit, als den progreſſiven Charakter der ökonomiſchen Wiſſenſchaft, welche nach meiner Anſicht die umfaſſendſte, die reinſte, und die am beſten in's Thatſächliche überſetzte Wiſſenſchaft iſt: ein anderer Satz, der aus der Oekonomie eine Logik oder Metaphyſik in concreto macht, und die Grundlagen der alten Philoſophie radikal umgeſtaltet. Mit andern Worten, die ökonomiſche Wiſſenſchaft iſt für mich die objektive Form und die Realiſazion der Metaphyſik; ſie iſt die in Thätigkeit geſetzte Metaphyſik, die Metaphyſik auf dem wechſelnden Plane der Zeit; und wer immer ſich mit den Geſetzen der Arbeit und des Tauſches beſchäftigt, iſt in Wahrheit und ganz im Beſondern ein Metaphyſiker.

Nach dem, was ich im Prologe geſagt habe, kann dies durchaus nicht verwundern. Die Arbeit des Menſchen iſt die

Digitized by Google

Fortsetzung des Werkes Gottes, der, indem er alle Wesen schafft, nur die ewigen Gesetze der Vernunft nach Außen verwirklicht. Die ökonomische Wissenschaft ist also nothwendigerweise zugleich eine Theorie der Ideen, eine natürliche Theologie, und eine Psychologie. Diese allgemeine Bemerkung hätte schon allein hingereicht, um zu erklären, wie ich, der ökonomische Gegenstände zu verhandeln hat, vorläufig die Existenz Gottes voraussetzen mußte, und mit welchem Rechte ich einfacher Oekonom damit umgehe, das Problem der Gewißheit zu lösen.

Aber, ich muß es rasch sagen, ich betrachte nicht als Wissenschaft die lose Zusammenstellung von Theorieen, der man seit fast hundert Jahren den offiziellen Namen politische Oekonomie ertheilt hat, und die, trotz der Etymologie des Wortes, bis jetzt nichts anderes ist, als das Gesetzbuch oder vielmehr der unvordenkliche Schlendrian des Eigenthums. Diese Theorieen bieten uns nichts, als das ABC oder die erste Abtheilung der ökonomischen Wissenschaft; und aus diesem Grunde sind sie, grade wie das Eigenthum, sämmtlich im Widerspruche mit sich selbst, und in den meisten Fällen unanwendbar. Der Beweis für diese Behauptung, welche in einem gewissen Sinne die Negazion der politischen Oekonomie ist, wie sie uns A. Smith, Ricardo, Malthus, J. B. Say überliefert haben, und wie wir sie seit einem halben Jahrhundert stazionär erblicken, wird ganz besonders durch diese Schrift geliefert werden.

Die Unzulänglichkeit der politischen Oekonomie ist zu allen Zeiten den beschaulichen Geistern aufgefallen, die, zu verliebt in ihre Träumereien, um die Praxis zu ergründen, und sich darauf beschränkend, sie nach ihren scheinbaren Resultaten zu beurtheilen, von Anfang an eine Oppozitionspartei wider den Status quo bildeten, und die Zivilisation und ihre Sitten einer hartnäckigen und systematischen Satyre unterwarfen. Dagegen ermangelte seinerseits das Eigenthum, die Grundlage aller gesellschaftlichen Einrichtungen, niemals eifriger Vertheidiger, die, stolz auf den Titel Praktiker, die Lästerer der politischen Oekonomie wieder bekriegten, und mit muthiger und oft geschickter Hand an der Befestigung des Gebäudes arbeiteten, welches die allgemeinen

Vorurtheile und die individuelle Freiheit einträchtiglich aufgerichtet hatten. Die noch schwebende Kontroverse zwischen den Konservativen und den Reformisten hat ein Analogon in der Geschichte der Philosophie an dem Streite der Realisten und Nominalisten; es ist fast unnütz, hinzuzufügen, daß auf beiden Seiten Recht und Unrecht sich die Wage halten, und daß die Nebenbuhlerschaft, die Engherzigkeit und Unduldsamkeit der Meinungen die alleinige Ursache des Mißverständnisses waren.

So streiten sich also zwei Mächte um die Herrschaft der Welt, und verdammen sich mit der Glaubenswuth zweier feindlicher Kulte: die politische Oekonomie oder die Ueberlieferung, und der Sozialismus oder die Utopie.

Was ist denn nun, deutlicher gesprochen, die politische Oekonomie? Was ist der Sozialismus?

Die politische Oekonomie ist die Sammlung der Beobachtungen, welche bis auf den heutigen Tag über die Erscheinungen der Erzeugung und der Vertheilung der Güter, das heißt über die allgemeinsten, natürlichsten, folglich am Besten beurkundeten Formen der Arbeit und des Tausches gemacht worden sind.

Die Oekonomen haben, so gut sie es vermochten, diese Beobachtungen klassifizirt; sie haben die Erscheinungen beschrieben, ihre Zufälligkeiten und ihre Beziehungen konstatirt; sie haben ihnen bei mehren Gelegenheiten einen Charakter der Nothwendigkeit abgemerkt, wegen dessen sie sie Gesetze nannten; und diese Zusammenstellung von Kenntnissen, die man von den, ich möchte sagen, naivsten Manifestazionen der Gesellschaft gewonnen hat, macht die politische Oekonomie aus.

Die politische Oekonomie ist also die Naturgeschichte der vornehmlichsten und am Allgemeinsten bei der Menschheit in Ansehen stehenden Sitten, Ueberlieferungen, Gebräuche und Herkömmlichkeiten, welche die Erzeugung und die Vertheilung der Güterwelt betreffen. Vermöge dieses Anspruchs hält sich die politische Oekonomie für faktisch und rechtlich begründet: faktisch, weil die Erscheinungen, die sie studirt, gewiß, nothwendig und allgemein sind; rechtlich, weil diese Erscheinungen die Autorität des Menschengeschlechts, also die höchstmögliche Autorität, für sich

haben. Auch nennt sich die politische Oekonomie Wissenschaft, das heißt kritische und systematische Kenntniß regelmäßiger und nothwendiger Thatsachen.

Der Sozialismus, der, ähnlich dem Gotte Wischnu, immer stirbt und immer wieder aufersteht, hat seit etwa zwanzig Jahren seine zehntausendste Inkarnation in der Person von fünf oder sechs Offenbarern erlebt; der Sozialismus behauptet, die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft und folglich alle früheren Einrichtungen seien Anomalien. Er behauptet und er beweist, daß die zivilisirte Ordnung schlechtgemacht, widerspruchsvoll, ihrem Zwecke nicht entsprechend ist; daß sie aus ihrem eigenen Schooße die Unterdrückung, das Elend und das Verbrechen erzeugt; er klagt an, um nicht zu sagen, er verläumdet, die ganze Vergangenheit des sozialen Lebens, und drängt mit aller Macht zu einer Umschmelzung der Sitten und der Einrichtungen hin.

Der Sozialismus schließt damit, daß er die politische Oekonomie für eine falsche Hypothese, für eine Sophisterei erklärt, die zum Vortheil der Ausbeutung der größeren Anzahl durch die kleinere erfunden sei; und, indem er den Spruch anwendet: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," weist er vollends die Ohnmacht und die Nichtigkeit der politischen Oekonomie in dem Gemälde des menschlichen Unglücks nach, für das er sie verantwortlich macht.

Wenn aber die politische Oekonomie falsch ist, so ist die Jurisprudenz, welche in jedem Lande die Wissenschaft des Rechts und des Herkommens ist, ebenfalls falsch, weil sie, gestützt auf die Unterscheidung von Mein und Dein, die Berechtigung der Thatsachen voraussetzt, welche von der politischen Oekonomie beschrieben und klassifizirt werden. Die Theorieen des öffentlichen und des Völkerrechts mit allen Arten von repräsentativer Regierung sind nicht minder falsch, weil sie auf dem Grundsatze der individuellen Aneignung und der absoluten Souveränität der Willensbestimmungen beruhen.

Der Sozialismus nimmt alle diese Folgerungen an. Für ihn ist die politische Oekonomie, die von Einigen als die Physiologie des Reichthums betrachtet wird, nur die organisirte Praxis des

Diebstahls und des Elends; wie die Jurisprudenz, von den Logisten mit dem Namen der geschriebenen Vernunft geschmückt, in seinen Augen nur die Zusammenstellung der Rubriken des gesetzlichen und offiziellen Raubes, mit Einem Worte des Eigenthums ist. In ihren Beziehungen zu einander aufgefaßt, bilden diese beiden sogenannten Wissenschaften, die politische Oekonomie und das Recht, wie sich der Sozialismus ausdrückt, die vollständige Theorie der Ungerechtigkeit und der Zwietracht. Von der Negazion alsdann zur Affirmazion übergehend, setzt der Sozialismus dem Grundsatze des Eigenthums den der Assoziazion entgegen, und verspricht voll Selbstvertrauen, die soziale Oekonomie von Grund aus umzugestalten, das heißt, ein neues Recht, eine neue Politik, kurz Einrichtungen und Sitten einzuführen, die den alten Formen diametral entgegengesetzt sein sollen.

In dieser Weise ist die Grenzlinie zwischen Sozialismus und politischer Oekonomie scharf gezogen, und ihre Feindschaft heftig entbrannt.

Die politische Oekonomie neigt sich zur Heiligsprechung des Egoismus; der Sozialismus hingegen zur feiernden Anerkennung der Gütergemeinschaft hin.

Die Oekonomen sind, vorbehaltlich einiger Verletzungen ihrer Prinzipien, deren sie die Regierungen anklagen zu müssen glauben, Optimisten in Bezug auf die fertigen Thatsachen; die Sozialisten sind es in Bezug auf die zu vollbringenden Thatsachen.

Die Ersteren behaupten, daß das, was sein soll, ist; die Letzteren, daß das, was sein soll, nicht ist. — Folglich, während die Ersteren sich zu Vertheidigern der Religion, der Gewalt und der übrigen Prinzipien aufwerfen, welche auf gleicher Linie mit dem Eigenthum stehen und dessen Erhalter sind, — wiewol ihre Kritik, die nur bei der Vernunft zu Rathe geht, ihren Vorurtheilen häufig in's Gesicht schlägt —: verwerfen die Letzteren Autorität und Glauben, und appelliren ausschließlich an die Wissenschaft, — wiewol eine gewisse, durchaus illiberale Religiosität und eine sehr wenig wissenschaftliche Verachtung der Thatsachen fortwährend der vornehmste Charakterzug ihrer Lehren ist.

Uebrigens hören beide Theile nicht auf, sich gegenseitig der Unerfahrenheit und der Unfruchtbarkeit zu bezüchtigen.

Die Sozialisten fordern ihre Gegner zur Rechenschaft wegen der Ungleichheit der gesellschaftlichen Stellungen, wegen jener liederlichen Wirthschaft im Handel, wo das Monopol und die Konkurrenz in ihrer ungeheuerlichen Verbindung ewig den Luxus und das Elend erzeugen; sie werfen den ökonomischen Theorieen, die stets das Gesicht nach der Vergangenheit gekehrt haben, vor, die Zukunft ohne Hoffnung zu lassen; kurz, sie bezeichnen die Welt des Eigenthums als einen scheußlichen Wahnsinn, gegen den die Menschheit seit viertausend Jahren protestirt und sich zerkämpft.

Die Oekonomen ihrerseits fordern die Sozialisten heraus, ein System zu produziren, in welchem man das Eigenthum, die Konkurrenz und die Polizei entbehren könne; sie beweisen mit den Aktenstücken in der Hand, daß alle Reformentwürfe niemals etwas Anderes gewesen sind, als zusammengestoppelte Fragmente, die grade der vom Sozialismus so verketzerten Weltordnung entliehen gewesen, mit Einem Worte Plagiate an der politischen Oekonomie, außerhalb welcher der Sozialismus unfähig sei, eine Idee zu fassen und zu formuliren.

Jeden Tag häufen sich die Akten dieses schwierigen Prozesses; jeden Tag wird die Frage verwickelter.

Während die Gesellschaft schreitet und strauchelt, duldet und sich bereichert auf der Bahn des ökonomischen Schlendrians, arbeiten die Sozialisten seit Pythagores, Orpheus und dem unergründlichen Hermes daran, ihr Dogma im Widerspruche mit der politischen Oekonomie zu begründen. Einige Assoziationsversuche sind sogar hier und dort nach ihren Ansichten unternommen worden; aber bis jetzt sind diese seltenen Versuche, verloren im Eigenthums-Ozeane, ohne Resultate geblieben; und als wenn das Schicksal beschlossen hätte, die ökonomische Hypothese zu erschöpfen, bevor es die sozialistische Utopie angriffe, ist die reformistische Partei darauf beschränkt, die Sarkasmen ihrer Gegner zu verschlucken, bis die Reihe an sie kommt.

So steht die Sache: der Sozialismus denunzirt ohn' Unterlaß die Missethaten der Zivilisation, konstatirt Tag für Tag die Ohnmacht der politischen Oekonomie, die harmonischen Attraktzionen des Menschen zu befriedigen, und bringt Bittschrift über Bittschrift ein; die politische Oekonomie legt die sozialistischen Systeme zu den Akten; sie gehen alle, eins nach dem andern, vorüber, und sterben an der Geringschätzung des gesunden Menschenverstandes. Die Hartnäckigkeit des Uebels hält die Klage der Einen wach, während die beständigen Schlappen der Reformisten der boshaften Ironie der Andern Nahrung geben. Wann wird das Urtheil erfolgen? Der Gerichtshof ist leer; unterdessen benutzt die politische Oekonomie ihren Vortheil, und ohne Kaution zu stellen, fährt sie fort, die Welt zu meistern: **possideo quia possideo**, ich besitze — weil ich besitze.

Wenn wir aus der Sphäre der Ideen zur wirklichen Welt herabsteigen, so wird uns der Antagonismus noch ernster und drohender erscheinen.

Als in den letztverflossenen Jahren der Sozialismus, durch lange Stürme hervorgerufen, unter uns seinen phantastischen Aufzug hielt, stürzten sich die Leute, welche jede Kontroverse bis dahin gleichgültig und lau gefunden hatten, voller Schreck auf die monarchischen und religiösen Ideen zurück; die Demokratie, die man anklagte, ihre letzten Consequenzen zu zeigen, wurde verflucht und verworfen. Diese Beschuldigung der Demokraten von Seiten der Konservativen war eine Verleumdung. Die Demokratie hat von Haus aus eben so viel Widerwillen gegen den sozialistischen Gedanken, als sie unfähig ist, das Königthum zu ersetzen, gegen welches sie ihrer Bestimmung gemäß immer konspiriren muß, ohne jemals zum Ziele zu kommen. Das zeigte sich bald, und wir sind alle Tage Zeugen der Betheuerungen christlichen und Eigenthümer-Glaubens von Seiten der demokratischen Publizisten, die dafür augenblicklich vom Volke aufgegeben werden. Von der andern Seite zeigte sich die Philosophie dem Sozialismus eben so fremd und eben so feindselig, wie die Politik und die Religion *).

*) Bezieht sich natürlich nur auf Frankreich. D. Ü.

Denn eben so, wie in der politischen Ordnung die Demokratie die Souveränität der Zahl, und die Monarchie die Souveränität des Fürsten zum Prinzip hat; eben so ferner, wie in Sachen des Gewissens die Religion nichts Anderes ist, als die Unterwerfung unter ein mystisches Wesen, Gott genannt, und unter den Priester, der ihn repräsentirt; eben so endlich, wie in der ökonomischen Ordnung das Eigenthum, d h. die ausschließliche Herrschaft des Individuums über die Instrumente der Arbeit, der Ausgangspunkt der Theorieen ist: — eben so kommt auch die Philosophie, indem sie die angeblichen a priori's der Vernunft zur Grundlage macht, mit blinder Nothwendigkeit dazu, dem Ich allein die Erzeugung und Alleinherrschaft der Ideen zuzuschreiben, und den metaphysischen Werth der Erfahrung zu leugnen, d. h. überall an die Stelle des objektiven Gesetzes die Willkür, den Despotismus zu setzen.

Eine Lehre aber, die plötzlich im Herzen der Gesellschaft, ohne Antezedentien und Ahnen sich kundthat, aus allen Regionen des Bewußtseins und der Gesellschaft das Prinzip der Willkür verjagte, um dafür als einzige Wahrheit die Beziehung der Thatsachen hinzustellen; die mit der Ueberlieferung brach, und sich nur unter der Bedingung mit der Vergangenheit abgeben wollte, um von ihr wie von einem Punkt aus sich auf die Zukunft loszustürzen: eine solche Lehre konnte nicht ermangeln, alle bestehenden **Autoritäten** gegen sich zu empören; und heute kann man sehen, wie ungeachtet ihrer häuslichen Zwistigkeiten besagte **Autoritäten**, die im Grunde nur Eine ausmachen, sich verständigen, um das Ungeheuer zu bekämpfen, das bereit ist, sie zu verschlingen.

Den Arbeitern, die sich über den unzureichenden Lohn und die Unsicherheit der Arbeit beklagen, hält die politische Oekonomie die Handelsfreiheit entgegen; den Bürgern, welche die Bedingungen der Freiheit und der Ordnung suchen, antworten die Ideologen mit Repräsentativ-Systemen; den zarten Seelen, welche des alten Glaubens bar, Grund und Zweck ihres Daseins wissen wollen, bietet die Religion die unergründlichen Geheimnisse der Vorsehung, und die Philosophie hält den Zweifel in Reserve.

Immer Ausweichungen! Niemals inhaltsvolle Ideen, bei denen Herz und Geist Ruhe finden! Der Sozialismus ruft, es sei Zeit, die Segel zu lichten nach dem Festlande hin, und in den Hafen einzulenken; aber, sagen die Anti-Sozialen, es gibt keinen Hafen; die Menschheit segelt unter dem Schutze Gottes, unter der Leitung der Priester, der Philosophen, der Redner und der Oekonomen, und unsere Umfahrt dauert ewig.

So findet sich die Gesellschaft von ihrem Anfang an in zwei große Parteien getheilt: die eine, die Partei der Ueberlieferung, ist wesentlich hierarchisch, und heißt, je nach dem Gegenstande, auf den sie sich bezieht, bald Königthum oder Demokratie, bald Philosophie oder Religion, mit Einem Worte Eigenthum; — die andere, bei jeder Krise der Zivilisazion neu auftauchend, kündigt sich vor allen Stücken als anarchisch und atheistisch an, d h. als widerspenstig gegen jede göttliche und menschliche Autorität, es ist der Sozialismus.

Nun hat aber die moderne Kritik gezeigt, daß in einem Konflikt dieser Art die Wahrheit nicht in der Ausschließung eines der beiden Gegensätze besteht, wohl aber und einzig in der Versöhnung beider; es ist, sage ich, für die Wissenschaft ausgemacht, daß jeder Antagonismus, sowol in der Natur als in den Ideen, sich auflöst in ein allgemeineres Faktum oder in eine complexe Formel, welche die Entgegenstehenden vereinigt, indem sie sie so zu sagen beide absorbirt. Könnten wir also nicht, wir Menschen von gesundem Verstande, in Erwartung der Lösung, welche sonder Zweifel die Zukunft verwirklichen wird, uns auf diesen großen Uebergang vorbereiten durch die Analyse der im Streit begriffenen Mächte, so wie ihrer positiven und negativen Qualitäten? Eine derartige Arbeit, mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit unternommen, würde, sollte sie uns auch nicht auf einmal zur Lösung hinführen, wenigstens den unschätzbaren Vortheil haben, uns die Bedingungen des Problems zu enthüllen, und uns dadurch gegen jede Utopie zu schützen.

Was also gibt es Nothwendiges und Wahres in der politischen Oekonomie? wohin geht sie? was kann sie? was will sie von uns? Das nehme ich mir vor, in diesem Werke zu bestimmen. —

Was ist der Sozialismus werth? Dieselbe Untersuchung soll es uns lehren. Denn da zuletzt das Ziel, dem der Sozialismus und die politische Oekonomie zustreben, dasselbe ist, nämlich die Freiheit, die Ordnung und das Glück unter den Menschen, so sind augenscheinlich die zu erfüllenden Bedingungen, mit andern Worten, die zu diesem Zweck zu überwindenden Schwierigkeiten auch für beide dieselben, und es bleibt uns nur übrig, die von beiden Seiten versuchten oder vorgeschlagenen Mittel zu prüfen. Da es aber ferner der politischen Oekonomie bis jetzt allein gegeben war, ihre Ideen in's Thatsächliche zu übersetzen, während der Sozialismus kaum etwas Anderes gethan hat, als eine fortwährende Satyre auszuüben, so ist es nicht weniger klar, daß wir, indem wir die ökonomischen Arbeiten nach ihrem Verdienste schätzen, grade dadurch die sozialistischen Deklamationen auf ihren wahren Werth zurückführen, so daß unsere scheinbar spezielle Kritik absolute und definitive Schlußfolgerungen ziehen kann.

Es ist unerläßlich, dies durch einige Beispiele zu erläutern, ehe wir gründlich auf die Untersuchung der politischen Oekonomie eingehen.

§. 2. Unzulänglichkeit der Theorieen und Kritiken.

Verzeichnen wir von vorn herein eine wichtige Beobachtung: die Streitenden sind einig, sich einer gemeinsamen Autorität zu unterwerfen, die jeder für sich zu haben gewiß ist, der **Wissenschaft.**

Plato, der Utopist, organisirte seine ideale Republik im Namen der Wissenschaft, die er aus Bescheidenheit und Euphemismus Philosophie nannte. Aristoteles, der Praktiker, widerlegte die platonische Utopie im Namen derselben Philosophie. So wird der soziale Krieg seit Plato und Aristoteles geführt. Die modernen Sozialisten berufen sich alle auf die eine und untheilbare Wissenschaft, ohne sich jedoch weder über den Inhalt, noch über die Grenzen, noch über die Methode dieser Wissenschaft vereinigen zu können: die Oekonomen ihrerseits versichern, die soziale Wissenschaft sei nichts Anderes, als die politische Oekonomie.

Es handelt ſich alſo zu allererſt darum, zu erkennen, was eine Wiſſenſchaft der Geſellſchaft ſein kann.

Die Wiſſenſchaft im Allgemeinen iſt die kritiſche und ſyſtematiſche Kenntniß deſſen, was **iſt.**

Wenden wir dieſen Grundbegriff auf die Geſellſchaft an, ſo ſagen wir: Die ſociale Wiſſenſchaft iſt die kritiſche und ſyſtematiſche Kenntniß, nicht deſſen, was die Geſellſchaft geweſen iſt, noch deſſen, was ſie ſein wird, ſondern deſſen, was ſie **Iſt** in ihrem ganzen Leben, d. h. in dem Ganzen ihrer nach einander folgenden Manifeſtazionen: denn nur ſo können wir Vernunft und Syſtem erhalten. Die ſoziale Wiſſenſchaft muß die ganze menſchheitliche Ordnung umfaſſen, nicht nur in dieſer oder jener Periode ihrer Dauer, noch auch in einigen ihrer Elementen, ſondern in allen ihren Prinzipien und in der Geſammtheit ihrer Exiſtenz: gleichſam als wenn die ſoziale Entwicklung, entfaltet in Zeit und Raum, ſich plötzlich zuſammengedrängt und auf einem Gemälde fixirt fände, das die Reihe der Zeitalter und die Folge der Erſcheinungen zeigend, deren Verkettung und Einheit aufdeckte. So muß die Wiſſenſchaft jedes lebendigen und progreſſiven Weſens ſein; ſo iſt unbeſtreitbar die ſoziale Wiſſenſchaft.

Es könnte alſo ſein, daß die politiſche Oekonomie, ungeachtet ihrer individualiſtiſchen Tendenz und ihrer exkluſiven Behauptungen, doch konſtituirender Theil der ſozialen Wiſſenſchaft wäre, in der die von ihr beſchriebenen Erſcheinungen gleichſam die zuerſt abgeſteckten Pfähle einer großen Feldmeſſung, und die Elemente eines organiſchen und komplexen Ganzen bildeten. Von dieſem Geſichtspunkt aus wäre der Fortſchritt der Menſchheit, der vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten geht, dem Gange der Wiſſenſchaften vollſtändig angemeſſen, und die ſich widerſtreitenden und ſo oft zerſtöreriſch wirkenden Thatſachen, die heutzutage Inhalt und Gegenſtand der politiſchen Oekonomie ausmachen, müßten von uns als eben ſo viele beſondere Hypotheſen betrachtet werden, welche die Menſchheit nach und nach gemacht hätte, bis ſie endlich auf eine höchſte Hypotheſe ſtieße, deren Realiſazion alle Schwierigkeiten löſen, und ohne die politiſche Oekonomie abzuſchaffen, dem Sozialismus Genüge thun würde. — Denn, wie ich im Prolog

gesagt habe, unter keiner Bedingung können wir zugeben, daß die Menschheit, wie sie sich auch ausdrücke, sich jemals irre.

Machen wir das klarer durch Thatsachen.

Die streitigste Frage heutzutage ist ohne Widerrede die Organisazion der Arbeit.

Wie Johannes der Täufer in der Wüste predigte: Thut Buße! so rufen die Sozialisten überall herum die Neuigkeit aus, die so alt ist, wie die Welt: Organisirt die Arbeit! ohne uns jemals sagen zu können, was nach ihrer Ansicht diese Organisazion sein soll. Trotzdem haben die Oekonomen in diesem sozialistischen Schrei eine Beleidigung wider ihre Theorieen erblickt; es war in der That, als wenn man ihnen vorgeworfen hätte, über die Hauptsache, die sie wissen sollten, über die Arbeit, in Unwissenheit zu schweben. Sie antworteten also auf die Herausforderung ihrer Gegner zunächst mit der Behauptung, die Arbeit sei organisirt, es gebe keine andere Organisazion der Arbeit, als die Freiheit, zu produziren und auszutauschen, entweder für seine persönliche Rechnung, oder in Gesellschaft mit Andern, in welchem letzteren Falle der einzuhaltende Weg vom bürgerlichen und Handels-Gesetzbuche vorgesehen sei. Ferner, als diese Beweisführung ihren Gegnern nur zu lachen gab, ergriffen sie die Offensive, zeigten, daß die Sozialisten selbst nichts von dieser Organisazion verständen, die sie wie eine Vogelscheuche schwängen; und zuletzt sagten sie, es sei nur eine neue Chimäre des Sozialismus, ein sinnleeres Wort, eine Absurdität. Die neusten Schriften der Oekonomen sind voll solcher unbarmherziger Urtheile.

Und doch ist es gewiß, daß die Worte Organisazion der Arbeit einen eben so klaren und eben so verständigen Sinn darbieten, wie die Worte: Organisazion der Werkstatt, Organisazion des Heeres, Organisazion der Polizei, Organisazion der Mildthätigkeit, Organisazion des Krieges. In dieser Beziehung hat sich die Polemik der Oekonomen eines kläglichen Unverstandes schuldig gemacht. — Nicht weniger gewiß ist, daß die Organisazion der Arbeit keine Utopie und Chimäre sein kann: denn von dem Augenblick an, wo die Arbeit, die erste Bedingung der Ziviliſazion, vorhanden ist, muß sie klärlich irgend einer Organisazion unter-

worfen sein, welche die Oekonomen immerhin gut finden mögen, welche aber die Sozialisten für abscheulich erklären.

Es bliebe also in Bezug auf den Vorschlag, die Arbeit zu organisiren, wie ihn der Sozialismus formulirt, nur die ausweichende Behauptung übrig: die Arbeit sei bereits organisirt. Das aber ist völlig unhaltbar, weil es notorisch ist, daß die Arbeit in keiner Beziehung, daß weder Angebot, noch Nachfrage, noch Theilung, weder Quantität und Verhältnisse, noch Preis und Garantie, daß schlechterdings Nichts geordnet ist; Alles im Gegentheil ist den Launen der Willkür, d. h. des Zufalles überlassen.

Wir, nach unserer Idee von der sozialen Wissenschaft, wir behaupten, gegen die Sozialisten und gegen die Oekonomen, nicht, daß man die Arbeit *organisiren muß*, nicht, daß sie *organisirt ist*, sondern daß sie *sich organisirt*.

Die Arbeit, sagen wir, organisirt sich, d. h. sie ist seit Anfang der Welt daran, sich zu organisiren, und wird sich bis an's Ende organisiren. Die politische Oekonomie lehrt uns das ABC dieser Organisazion; aber der Sozialismus hat Recht, in ihrer gegenwärtigen Form ist die Organisazion unzureichend und vorübergehend, und die ganze Mission der Wissenschaft besteht darin, unaufhörlich zu suchen, angesichts der erlangten Resultate und der eben in der Entwicklung begriffenen Erscheinungen, welches die unmittelbar zu verwirklichenden Neuerungen sind.

Der Sozialismus und die politische Oekonomie, in einem burlesken Kriege begriffen, verfolgen also im Grunde dieselbe Idee, die Organisazion der Arbeit.

Aber alle beide sind schuldig der Untreue an der Wissenschaft und gegenseitiger Verleumdung, da einerseits die politische Oekonomie ihre theoretischen Lappen für Wissenschaft ausgibt, und jeden weiteren Fortschritt abweist; und andererseits der Sozialismus die Ueberlieferung verabschiedet, und sich abmüht, die Gesellschaft auf unfindbare Grundlagen neu zu errichten.

Also ist der Sozialismus nichts ohne eine tiefe Kritik und eine unaufhörliche Weiterentwicklung der politischen Oekonomie, und um hier den berühmten Aphorismus der Schule anzuwenden: **Nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu**, es ist

nichts in den sozialistischen Hypothesen, was sich nicht in der ökonomischen Praxis wiederfände. Dagegen ist die politische Oekonomie nichts, als ein impertinentes Stoppelwerk, sobald sie die von Adam Smith und J. B. Say zusammengetragenen Thatsachen für absolut gültig erklärt.

Eine andere, nicht weniger streitige Frage ist die des Wuchers oder des Leihens auf Zins.

Der Wucher (**usure**) — es ist als wenn man sagte: der Preis des Gebrauchs (**prix de l'usage**) — ist der Vortheil, von welcher Art immer, den der Eigenthümer von der Leistung seiner Sache zieht. **Quidquid sorti accrescit usura est**, sagen die Theologen. Das Leihen auf Zins, die Grundlage des Kredits, erscheint in erster Linie unter den Triebfedern, welche die unmittelbare Thätigkeit der Gesellschaft bei ihrem Organisazionswerke in Bewegung setzt, und deren Analyse die Grundbedingungen der Zivilisation enthüllt. Die alten Philosophen und die Kirchenväter, die man hier als die Repräsentanten des Sozialismus in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung betrachten muß, ließen vermöge einer seltsamen Inkonsequenz, die indeß von der Armuth der ökonomischen Begriffe ihrer Zeit herrührte, den Pacht zu, und verdammten den Geldzins, weil nach ihrer Meinung das Geld unproduktiv ist. Sie unterschieden folglich das Leihen der Dinge, die durch den Gebrauch verzehrt werden, und unter die sie das Geld zählten, und das Leihen der Dinge, die, ohne verzehrt zu werden, dem Gebraucher durch ihren Ertrag Nutzen bringen.

Den Oekonomen war es leicht, durch eine Verallgemeinerung des Begriffes der Miethe darzuthun, daß in der Oekonomie der Gesellschaft die Thätigkeit des Kapitales oder seine Produktivität dieselbe sei, ob es in Löhnen verzehrt werde, oder ob es den Charakter eines Instrumentes bewahre; daß man also entweder den Grundpacht aufheben, oder den Geldzins zulassen müsse, weil beide laut demselben Rechtstitel die Belohnung des Privilegs, die Entschädigung für das Darlehen ausmachten. Es bedurfte mehr als fünfzehn Jahrhunderte, um diese Idee in Geltung zu bringen, um die Gemüther zu beruhigen, welche die Bannstrahlen

des Katholizismus wider den Wucher in Angſt erhielten. Zuletzt ſtellten ſich der Augenſchein und der allgemeine Wunſch auf die Seite der Wucherer: ſie gewannen die Schlacht wider den Sozialismus, und ungeheure, unbeſtreitbare Vortheile gingen für die Geſellſchaft aus dieſer Art von Legitimazion des Leihens auf Zins hervor. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Sozialismus, der verſucht hatte, das Geſetz zu verallgemeinern, welches Moſes blos für die Israeliten erlaſſen hatte: **Non foeneraberis proximo tuo, sed alieno**, vermöge eines Gedankens geſchlagen, den er aus dem ökonomiſchen Herkommen aufgenommen hatte, nämlich durch den Pacht, der bis zur Theorie der Produktivität des Kapitals erhoben worden war.

Aber die Oekonomen ihrerſeits waren minder glücklich, als man ſie ſpäter aufforderte, den Pacht an ſich ſelbſt zu rechtfertigen und dieſe Theorie der Produktivität der Kapitale zu begründen. Man kann ſagen, daß ſie in dieſem Punkte den ganzen Vortheil wieder verloren, den ſie zuerſt über den Sozialismus davongetragen hatten.

Ohne Zweifel, und ich erkenne es ohne Weiteres an, die Miethe für den Boden, ſo wie die für das Geld und für jeden beweglichen und unbeweglichen Werth, iſt ein naturwüchſiges, allgemeines Faktum, das ſeine Quelle in der tiefſten Tiefe unſerer Natur hat, und das bald durch ſeine normale Entwicklung eine der mächtigſten Triebfedern der Organiſazion wird. Ich werde ſogar beweiſen, daß der Kapitalzins nur die materielle Anwendung des Aphorismus iſt: Jede Arbeit muß einen Ueberſchuß laſſen. Aber angeſichts dieſer Theorie oder vielmehr dieſer Fiktion von der Produktivität des Kapitals, erhebt ſich eine andere nicht weniger gewiſſe Theſe, die in der letzten Zeit die geſcheidteſten Oekonomen frappirt hat: Jeder Werth entſteht aus der Arbeit, und bildet ſich weſentlich aus Löhnen; mit andern Worten, kein Reichthum kommt urſprünglich aus dem Privilegium, keiner hat Werth als durch ein Machen, und folglich iſt die Arbeit allein unter den Menſchen die Quelle des Einkommens. Wie ſoll man nun die Theorie des Pachts oder der Produktivität des Kapitals, eine von der allgemeinen Praxis beſtätigte Theorie,

welche die politiſche Oekonomie als Gewohnheitsthier hinnehmen muß, ohne ſie rechtfertigen zu können, mit jener andern Theorie vereinbaren, die uns zeigt, daß der Werth normalerweiſe aus Löhnen entſteht, und die mit Nothwendigkeit, wie wir zeigen werden, auf die geſellſchaftliche Gleichheit des Nettoertrags und des Bruttoertrags hinauskommt?

Die Sozialiſten haben die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen. Sie bemächtigten ſich des Prinzips, daß die Arbeit die Quelle alles Einkommens iſt, und fingen an, die Inhaber der Kapitale zur Rechenſchaft wegen ihrer Pachtgelder und Gewinnſte zu fordern; und da die Oekonomen den erſten Sieg davon getragen hatten, indem ſie Pacht und Zinsnahme in einem gemeinſamen Ausdruck aufgehen ließen, ſo haben ſich die Sozialiſten dadurch gerächt, daß ſie in dem noch allgemeineren Prinzip der Arbeit die freiherrlichen Rechte des Kapitals abſorbirten. Das Eigenthum iſt von Grund aus zerſtört worden; die Oekonomen wußten nur zu ſchweigen; aber in der Unmöglichkeit, auf dieſem neuen Abhange ſtehen zu bleiben, glitt der Sozialismus bis zum äußerſten Saume der kommuniſtiſchen Utopie hinab, und aus Mangel an einer praktiſchen Löſung iſt die Geſellſchaft dahin gekommen, weder ihre Ueberlieferung rechtfertigen, noch ſich Verſuchen hingeben zu können, deren geringſter Fehler der wäre, ſie um einige tauſend Jahre zurückzubringen.

Was ſchreibt in einer ſolchen Lage die Wiſſenſchaft vor?

Sicherlich nicht, in einem willkürlichen, unfaßbaren, unmöglichen Juſtemilieu ſtehen zu bleiben; ſondern noch mehr zu verallgemeinern und ein drittes Prinzip zu entdecken, ein Faktum, ein höheres Geſetz, das die Fiktion des Kapitales und die Mythe des Eigenthums erkläre, und ſie mit der Theorie in Einklang bringe, welche der Arbeit den Urſprung jeglichen Reichthums zuſchreibt. — Das mußte der Sozialismus, wenn er logiſch zu Werke gehen wollte, unternehmen. In der That, die Theorie der reellen Produktivität der Arbeit und die der fiktiven Produktivität des Kapitals ſind beide weſentlich ökonomiſch; der Sozialismus hat nur die Mühe gehabt, ihren Widerſpruch aufzuzeigen, ohne irgend einen Nutzen weder aus ſeiner Dialektik, noch aus ſeiner Erfahrung

zu ziehen; denn er scheint der einen wie der andern zu ermangeln. Im guten Prozeßverfahren aber muß der Plaidirende, der die Gültigkeit eines Aktenstückes theilweise annimmt, sie für das Ganze annehmen: es ist nicht erlaubt, die Aktenstücke und Zeugnisse zu spalten. Hatte der Sozialismus das Recht, die Autorität der politischen Oekonomie in Bezug auf den Wucher zu verwerfen, da er sich auf diese selbe Autorität stützte, sobald es sich von der Zersetzung des Werthes handelte? Nein, gewiß nicht. Alles, was der Sozialismus in ähnlichem Falle fordern konnte, war, daß entweder die Oekonomie aufgefordert würde, ihre Theorieen in Einklang zu bringen, oder daß man ihm selbst diesen dornenvollen Auftrag ertheilte.

Jemehr man diese feierlichen Debatten ergründet, desto mehr scheint es, daß der ganze Prozeß daher kommt, daß die eine der Parteien nicht sehen will, während die andere sich weigert, vorwärts zu gehen.

Es ist ein Prinzip unseres öffentlichen Rechtes, daß Niemand seines Eigenthumes beraubt werden kann, es sei denn im Interesse des allgemeinen Nutzens und mittels einer gerechten und vorläufigen Schadloshaltung.

Dieses Prinzip ist durch und durch ökonomisch; denn einerseits nimmt es das ganz besondere Gut des Bürgers an, den man expropriirt, und dessen Zustimmung nach dem demokratischen Geiste des sozialen Vertrags nothwendig vorausgesetzt ist; andrerseits richtet sich die Schadloshaltung oder der Preis des expropriirten Immöbels nicht nach dem innerlichen Werthe des Gegenstandes, sondern nach dem allgemeinen Gesetze des Handels, nach Angebot und Nachfrage, mit Einem Worte, nach der Meinung. Die im Namen der Gesellschaft vorgenommene Expropriazion kann einem vertragsmäßigen Handel gleichgestellt werden, der auf der Zustimmung jedes Einzelnen zum Beschlusse der Gesammtheit beruht: es muß also nicht nur der Preis der Sache bezahlt werden, sondern auch die Uebereinkunft; und so schätzt man in der That die Entschädigung ab. Wenn die römischen Juristen diese Analogie gefaßt hätten, so würden sie ohne Zweifel weniger unsicher über die Expropriazion um des öffentlichen Nutzens willen gewesen sein.

Das also ist die Sankzion des sozialen Rechtes zu exproprüren, die Entschädigung.

In der Praxis aber wird das Prinzip der Entschädigung nicht nur nicht allemal angewandt, wo es sein sollte; sondern dies ist sogar unmöglich. So hat das Gesetz, welches die Eisenbahnen beschloß, Entschädigung für die Grundstücke festgesetzt, welche die Schienen einnehmen würden; es hat aber nichts gethan für die Masse von Industrieen, welche das Frachtfuhrwesen unterhielt, und deren Verluste den Werth der vergüteten Grundstücke bei Weitem übersteigen werden. Eben so als die Rede davon war, die Runkelrübenzucker-Fabrikanten zu entschädigen, fiel es Niemandem ein, daß der Staat auch die Masse von Arbeitern und Angestellten entschädigen müßte, welche die Rübenzucker-Industrie ernährte, und die vielleicht auf dem Wege waren, in Dürftigkeit zu gerathen. Und doch ist es gewiß, nach dem Begriffe des Kapitals und der Theorie der Produkzion, daß eben so, wie der Grundbesitzer, dem die Eisenbahn sein Arbeitsinstrument wegnimmt, Recht auf Entschädigung hat, auch der Industrielle, dem dieselbe Bahn das Kapital unfruchtbar macht, Anspruch auf Entschädigung erheben darf. Woher kommt es nun, daß man nicht entschädigt? Ei, weil die Entschädigung unmöglich ist. Bei einem solchen System der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit käme die Gesellschaft in den meisten Fällen dahin, gar nicht handeln zu können, und verfiele der Unbeweglichkeit des römischen Rechtes. Es muß Opfer geben..... Folglich wird der Grundsatz der Entschädigung aufgegeben; der Staat macht unvermeidlich Bankerott zum Schaden einer oder mehrerer Einwohnerklassen.

Jetzt kommen die Sozialisten heran: sie werfen der politischen Oekonomie vor, sie wisse das Interesse der Massen nur zu opfern und Privilegien zu ertheilen; — darauf zeigen sie in dem Expropriazionsgesetze den Anfang eines agrarischen Gesetzes, und machen einen plötzlichen Schluß auf allgemeine Expropriazion, d. h. auf Produkzion und Konsumzion in Gemeinschaft.

Aber hier fällt der Sozialismus aus der Kritik in die Utopie zurück, und seine Ohnmacht bricht auf's Neue in seinen Wider-

sprüchen hervor. Wenn das Prinzip der Expropriazion im öffentlichen Interesse, bis in seine letzten Konsequenzen entwickelt, zu einer völligen Umgestaltung der Gesellschaft führt, so muß man, ehe man die Hand ans Werk legt, diese neue Gestaltung bestimmen: der Sozialismus aber, ich wiederhole es, hat als ganze Wissenschaft nur seine physiologischen und ökonomischen Fetzen. — Ferner muß man, dem Grundsatz der Entschädigung gemäß, den Bürgern die Werthe, welche sie abgegeben haben, wo nicht bezahlen, so doch garantiren; man muß mit Einem Worte sie gegen die möglichen schlimmen Folgen der Veränderung sicherstellen. Woher will nun der Sozialismus, außerhalb des öffentlichen Vermögens, dessen Führung er verlangt, die Kauzion für dieses selbe Vermögen nehmen?

Es ist unmöglich, in guter und ehrlicher Logik diesem Zirkel auszuweichen. Auch durchschneiden die Kommunisten, offenherziger in ihrem Auftreten, als gewisse anderer Sektirer mit schwankenden und friedlichen Ideen, die Schwierigkeit gradezu und geloben sich, wenn sie einmal im Besitz der Macht sind, Jedermann zu expropriiren und Niemanden zu entschädigen und sicher zu stellen. Eigentlich wäre das weder ungerecht, noch unloyal gehandelt: unglücklicherweise ist verbrennen nicht antworten, wie der interessante Desmoulins zu Robespierre sagte; und man kommt immer in solchem Streite vom Feuer und der Guillotine zurück. Hier, wie überall, stehen sich zwei gleich geheiligte Rechte gegenüber, das Recht des Bürgers und das Recht des Staates: das genügt, um anzudeuten, daß es eine Formel der Versöhnung geben muß, **oberhalb der sozialistischen Utopieen und der verstümmelten Theorieen der Oekonomie, und die man eben zu entdecken hat. Was thun in diesem Falle die streitenden Parteien? Nichts. Man möchte fast sagen, daß sie nur Streitfragen aufstellen, um Gelegenheit zu haben, sich Beleidigungen zu sagen. Was sage ich? Die Streitfragen werden nicht einmal von ihnen verstanden, und während das Publikum sich über die erhabenen Probleme der Gesellschaft und der menschlichen Bestimmung unterhält, sind die Unternehmer sozialer Wissenschaft, Orthodoxe wie Schismatiker, nicht einmal über die Prinzipien einig. Zeuge dessen die Frage,**

welche dieſe Unterſuchungen veranlaßt hat, und welche ihre Urheber ſicherlich nicht beſſer verſtehen, als deren Verläſterer, das Verhältniß der Gewinnſte und der Löhne.

Was? Oekonomen, eine Akademie, hätten eine Preisfrage ausgeſetzt, deren Inhalt ſie ſelbſt nicht verſtehen? Wie wäre ſie denn auf eine ſolche Idee gekommen?

Nun ja! was ich behaupte, iſt unglaublich, ein Phänomen; aber es iſt ſo. Wie die Theologen auf die Probleme der Metaphyſik nur mit Mythen und Allegorieen antworten, die immer die Probleme aufs Neue ſtellen, ohne ſie jemals zu löſen, ſo antworten die Oekonomen auf die Fragen, die ſie ſtellen, nur durch die Erzählung der Art und Weiſe, wie ſie zu deren Stellung gekommen ſind: wenn ſie begriffen, daß man darüber hinausgehen kann, ſo würden ſie aufhören, Oekonomen zu ſein.

Was iſt z. B. der Gewinnſt? Was dem Unternehmer übrig bleibt, wenn er alle ſeine Koſten bezahlt hat. Die Koſten aber beſtehen aus Arbeitstagen und konſumirten Werthen, oder in letzter Inſtanz aus Löhnen. Was iſt der Lohn eines Arbeiters? Das Wenigſte, was man ihm geben kann, d. h. man weiß es nicht. Was muß der Preis der Waare ſein, die vom Unternehmer auf den Markt gebracht wird? So viel, als er bekommen kann, d. h. noch einmal, man weiß es nicht. Es iſt ſogar in der politiſchen Oekonomie verboten, vorauszuſetzen, daß die Waare und der Arbeitstag taxirt werden könnten, obgleich man zugibt, daß ſie geſchätzt werden können, und das aus dem Grunde, weil, ſagen die Oekonomen, die Schätzung eine weſentlich willkürliche Operazion iſt, die niemals zu einem ſicheren und gewiſſen Schluſſe führen kann. Wie ſoll man alſo das Verhältniß zweier unbekannter Größen finden, die nach der politiſchen Oekonomie in keinem Falle berechnet werden können? Alſo ſtellt die Oekonomie unlösbare Probleme; und doch werden wir bald ſehen, daß ſie dieſelben gar nicht umgehen kann, und daß unſer Jahrhundert ſie löſen muß. Darum habe ich geſagt, daß die Akademie der moraliſchen Wiſſenſchaften, indem ſie das Verhältniß der Gewinnſte und der Löhne zur Preisfrage erhob, ohne Bewußtſein, alſo prophetiſch geſprochen hat.

Aber, wird man ſagen, iſt es nicht wahr, daß, wenn die Arbeit ſehr begehrt wird und die Arbeiter ſelten ſind, der Lohn in die Höhe gehen kann, während der Gewinnſt auf der andern Seite ſinkt? daß, wenn durch den Strom der Konkurrenz die Produkzion überſchießt, Ueberfüllung des Marktes und Verkauf mit Verluſt, folglich Ausfall des Gewinnſtes für den Unternehmer, und Gefahr des Feierns für den Arbeiter eintreten muß? daß alsdann dieſer ſeine Arbeit zu niedrigerem Preiſe anbieten wird? daß, wenn eine Maſchine erfunden iſt, zuerſt dieſe die Feuer ihrer Nebenbuhlerinnen löſcht, dann ein Monopol entſteht, der Arbeiter in die Abhängigkeit vom Unternehmer kommt, und Gewinnſt und Lohn ſich in entgegengeſetztem Verhältniſſe bewegen? Können alle dieſe und andere Urſachen nicht ſtudirt, gewürdigt, gegen einander abgewogen werden ꝛc. ꝛc.? O Monographieen, Geſchichten haben wir ſatt bekommen ſeit Ad. Smith und J. B. Say; und man variirt nur noch ihre Texte. Aber nicht ſo iſt die Frage zu verſtehen, obgleich ihr die Akademie keinen andern Sinn gegeben hat. Das Verhältniß des Gewinnſtes zum Lohne muß in einem abſoluten Sinne gefaßt werden, und nicht von dem nichtsſagenden Geſichtspunkte der Zufälligkeiten des Handels und der Theilung der Intereſſen aus, zwei Dinge, die ſpäterhin ihre Erörterung finden ſollen. Ich erkläre mich.

Wenn wir den Produzenten und den Konſumenten als ein einziges Individuum betrachten, deſſen Belohnung natürlich ſeinem Produkte gleich iſt; wenn wir ferner in dieſem Produkte zwei Theile unterſcheiden, einen, der dem Produzenten ſeine Auslagen vergütet, einen andern, der ſeinen Gewinnſt darſtellt, nach dem Axiom, daß jede Arbeit einen Ueberſchuß laſſen muß: ſo haben wir das Verhältniß des einen dieſer Theile zum andern zu beſtimmen. Nun wird es leicht ſein, daraus die Vermögensverhältniſſe der beiden Menſchenklaſſen, der Unternehmer und der Lohnarbeiter, abzuleiten, wie auch über alle Handelsſchwankungen Rechenſchaft abzulegen. Dies gibt eine Reihe von Zuſätzen zur Beweisführung.

Damit aber ein ſolches Verhältniß vorhanden ſei und abſchätzbar werde, muß abſolut ein inneres oder äußeres Geſetz bei

der Festsetzung des Lohnes und des Verkaufspreises obwalten; und da im heutigen Zustande der Dinge Lohn und Preis unaufhörlich wechseln und schwanken, so fragt man, welches die allgemeinen Thatsachen, die Ursachen sind, welche den Werth wechseln und schwanken machen, und innerhalb welcher Grenzen diese Schwankung vor sich geht.

Aber diese Frage selbst ist prinzipwidrig: denn wer Schwankung sagt, setzt nothwendig eine mittlere Richtung voraus, zu welcher hin der Werth unaufhörlich durch seinen eigenen Schwerpunkt zurückgeführt wird; und wenn die Akademie verlangt, daß man die Schwankungen des Gewinnstes und des Lohnes bestimme, so verlangt sie grade dadurch, daß man den Werth bestimme. Das aber wollen die Herren von der Akademie grade nicht: sie wollen nicht hören, daß, wenn der Werth wechselnd ist, er grade dadurch bestimmbar wird; daß die Veränderlichkeit ein Anziehen und eine Bedingung der Bestimmbarkeit sei. Sie behaupten, daß der Werth, weil er immer wechselt, niemals bestimmt werden kann. Grade, als wenn man behauptete, durch die Zahl der Schwingungen eines Pendels, in einer Sekunde gegeben, könnte die Weite der Schwingungen, die Breite und Höhe des Ortes, wo der Versuch gemacht wird, die Länge des Pendels nicht bestimmt werden, weil der Pendel in Bewegung ist. Das ist der erste Glaubensartikel der politischen Oekonomie.

Was den Sozialismus betrifft, so scheint er die Frage um nichts besser verstanden zu haben, noch sich auch Sorgen darum zu machen. Von der Masse seiner Organe beseitigen die einen das Problem kurz und gut, indem sie an die Stelle der gerechten Vertheilung die tägliche Razion setzen, d. h. indem sie aus dem sozialen Organismus Zahl und Maaß verbannen; die andern ziehen sich aus der Schlinge, indem sie bei der Lohnfrage das allgemeine Stimmrecht in Anwendung bringen. Selbstredend finden diese Armseligkeiten Tausende und Hunderttausende von betrogenen Anhängern.

Die Verurtheilung der politischen Oekonomie ist von Malthus in folgender famosen Stelle formulirt worden:

„Ein Mensch, der in einer schon in Besitz genommenen Welt geboren wird, wenn seine Familie nicht Mittel hat, ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft seiner Arbeit nicht bedarf, dieser Mensch, sage ich, hat nicht das geringste Recht auf irgend einen Theil Nahrung geltend zu machen; er ist wirklich überflüssig auf der Erde. Bei'm großen Gastmahle der Natur ist kein Gedeck für ihn gelegt. Die Natur befiehlt ihm fortzugehen, und wird nicht säumen, diesen Befehl selbst auszuführen."

Das ist also der blind nothwendige Schluß der politischen Oekonomie, ein Schluß, den ich mit einer bisher in dieser Gattung von Untersuchungen unerhörten Evidenz ziehen werde: Tod dem Nichtbesitzer.

Um den Gedanken von Malthus besser zu fassen, übersetzen wir ihn in philosophische Sätze, und streifen wir ihm seinen rednerischen Firniß ab:

„Die persönliche Freiheit und das Eigenthum, ihr Ausdruck, sind in der politischen Oekonomie gegeben; die Gleichheit und die Solidarität nicht.

„Unter dem Regime: Jeder zu Hause, Jeder für sich, ist die Arbeit, wie jede Waare, dem Steigen und dem Fallen ausgesetzt: daher das Risiko des Proletariats.

„Wer weder Einkommen, noch Lohn besitzt, hat kein Recht, von Andern etwas zu fordern: sein Unglück fällt auf ihn allein zurück; bei'm Spiele des Glücks hat sich der Zufall gegen ihn erklärt."

Vom ökonomischen Gesichtspunkte aus sind diese Sätze unerschütterlich; und Malthus, der sie mit einer so beängstigenden Bestimmtheit formulirt hat, ist gegen jeden Vorwurf gedeckt. Vom Gesichtspunkt der Bedingungen der sozialen Wissenschaft aus sind diese selben Sätze radikal falsch, und widersprechen sich sogar.

Der Irrthum Malthus' oder vielmehr der politischen Oekonomie besteht nicht darin, zu sagen, daß ein Mensch, der nichts zu essen hat, sterben soll, noch in der Behauptung, daß in der Welt der persönlichen Aneignung demjenigen, der weder Arbeit noch Einkommen hat, nichts übrig bleibt, als durch den Selbst-

mord aus der Welt zu gehen, wenn er nicht vorzieht, durch Hungersnoth daraus vertrieben zu werden: das ist einerseits das Gesetz unserer Existenz, andererseits die Folge des Eigenthums; und Herr Rossi hat sich viel zu viel Mühe gegeben, in diesem Punkte den gesunden Menschenverstand des Malthus zu retten. Ich habe freilich Hrn. Rossi im Verdacht, da er so weitschweifig und so **con amore** den Apologeten von Malthus abgibt, die politische Oekonomie in derselben Weise anempfehlen zu wollen, wie sein Landsmann Macchiavell in dem Buche vom Fürsten den Despotismus der Bewunderung der Welt anempfahl. Indem er uns das Elend als die Bedingung **sine qua non** der industriellen und kommerziellen Willkür darstellt, scheint Hr. Rossi uns zuzurufen: Das ist euer Recht, eure Gerechtigkeit, eure politische Oekonomie; das ist das Eigenthum.

Aber die gallische Naivetät versteht nichts von diesen Feinheiten; und es wäre besser gewesen, zu Frankreich in seiner jungfräulichen Sprache so zu reden: Der Irrthum von Malthus, der Grundfehler der politischen Oekonomie, besteht im Allgemeinen darin, einen Uebergangszustand, die Unterscheidung der Gesellschaft in Patriziat und Proletariat, als einen definitiven Zustand hinzustellen; — im Besondern, zu sagen, es könne in einer organisirten, folglich solidarischen Gesellschaft vorkommen, daß die Einen besitzen, arbeiten und verzehren, während die Andern weder Besitz, noch Arbeit, noch Brod haben. Endlich verrennt sich Malthus oder die politische Oekonomie in seinen Schlüssen, wenn er in der Fähigkeit der unendlichen Reprodukzion, deren die menschliche Gattung nicht mehr und nicht weniger, als alle Thier- und Pflanzenarten sich erfreut, eine dauernde Gefahr der Nahrungsnoth erblickt; während er daraus nur die Nothwendigkeit und folglich das Vorhandensein eines Gesetzes des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und Produkzion hätte herleiten sollen.

Mit Einem Worte, die Theorie von Malthus, und das ist das große Verdienst dieses Schriftstellers, ein Verdienst, wofür ihm keiner seiner Kollegen jemals Rechnung getragen hat, ist die Absurditätserklärung der ganzen politischen Oekonomie.

Was den Sozialismus anlangt, so ist er seit langer Zeit von Plato und Thomas Morus mit einem einzigen Worte verurtheilt, **Utopie**, d. h. Nicht-Statthaftigkeit, Chimäre.

Dennoch muß man zu Ehren des menschlichen Geistes, und um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sagen: weder konnte die ökonomische und legislative Wissenschaft in ihren Anfängen etwas Anderes sein, als was sie gewesen ist; noch kann die Gesellschaft auf dieser ersten Stazion stehen bleiben.

Jede Wissenschaft muß zuerst ihr Feld abstecken, ihre Materialien hervorbringen und sammeln: vor dem System die Fakten; vor dem Jahrhundert der Kunst das Jahrhundert der Gelehrsamkeit. Wie jede andere dem Gesetz der Zeit und den Bedingungen der Erfahrung unterworfen, mußte die ökonomische Wissenschaft, ehe sie untersuchte, wie die Dinge in der Gesellschaft zugehen sollen, uns sagen, wie sie zugehen; und alle die Herkömmlichkeiten, welche die Autoren, ungeachtet ihres unzusammenhängenden und widerspruchsvollen Wesens, in ihren Büchern so pompös Gesetze, Prinzipien und Theorieen nennen, mußten mit ängstlichem Fleiße gesammelt, mit strenger Unparteilichkeit verzeichnet werden. Um diese Aufgabe zu erfüllen, bedurfte es vielleicht mehr Genie, besonders mehr Hingebung, als der weitere Fortschritt der Wissenschaft erforderlich machen wird.

Wenn also die soziale Oekonomie heutzutage noch weit eher eine Anweisung auf die Zukunft ist, als eine Kenntniß der Wirklichkeit, so muß man doch auch zugeben, daß die Elemente dieser Kenntniß sämmtlich in der politischen Oekonomie enthalten sind; und ich glaube, die allgemeine Stimmung auszudrücken, wenn ich sage, daß diese Meinung die der ungeheuern Mehrheit der Geister geworden ist. Die Gegenwart findet freilich wenige Vertheidiger; aber der Ekel an der Utopie ist nicht minder allgemein: und Jedermann begreift, daß die Wahrheit in einer Formel enthalten ist, welche die beiden Begriffe: **Erhaltung** und **Bewegung** vereinigt.

Ja, Dank sei es A. Smith, J. B. Say, Ricardo und Malthus, so wie ihren verwegenen Gegnern, die Geheimnisse des Schicksals sind aufgedeckt; die Uebermacht des Kapitals, die

Unterdrückung des Arbeiters, die Umtriebe des Monopols, nach allen Seiten hin aufgehellt, winden sich unter den Blicken der öffentlichen Meinung. Man denkt und macht Muthmaßungen über die von den Oekonomen beobachteten und beschriebenen Thatsachen; mißbräuchliche Rechte, ungerechte Gewohnheiten, so lange geachtet, als das Dunkel dauerte, das sie am Leben erhielt, — kaum sind sie an's Tageslicht geschleppt, so verenden sie unter der allgemeinen Verwünschung; man ahnt, daß die Verwaltung der Gesellschaft nicht mehr in einer hohlen Ideologie nach Art des **contrat social** zu lernen ist, sondern, wie es Montesquieu gemerkt hatte, in dem Verhältniß der Dinge; und schon stellt sich eine Linke mit durchaus sozialen Tendenzen, gebildet aus Gelehrten, Magistraten, Rechtskundigen, Professoren, sogar Kapitalisten und Chefs der Industrie, lauter gebornen Repräsentanten und Vertheidigern des Privilegiums, und aus einer Million von Adepten in der Nazion, über die parlamentarischen Meinungen und außerhalb derselben, und sucht in der Analyse der ökonomischen Fakten die Geheimnisse des Lebens der Gesellschaften zu erlauschen.

Stellen wir uns also die politische Oekonomie wie eine ungeheure Ebene vor, bedeckt mit Materialien zu einem aufzurichtenden Gebäude. Die Arbeiter warten auf das Signal, voller Arbeitslust und vor Begierde brennend, an's Werk zu gehen: aber der Baumeister ist verschwunden, ohne einen Riß zurückzulassen. Die Oekonomen haben eine Masse Dinge behalten; unglücklicherweise haben sie keinen Schatten eines Planes. Sie wissen den Ursprung und die Geschichte jedes Stückes, was seine Zurichtung gekostet hat, welches Holz die besten Balken gibt, welcher Thon die besten Backsteine; was man an Werkzeugen und Fuhrlohn ausgegeben hat; wie viel die Zimmerleute, wie viel die Steinhauer verdienten: aber sie wissen die Bestimmung und den Platz von Nichts. Die Oekonomen können sich nicht verhehlen, daß sie die bunt durch einander geworfenen Bruchstücke eines Meisterwerkes vor sich haben, **disjecti membra poëtae**; aber es ist ihnen bis jetzt unmöglich gewesen, die allgemeine Zeichnung wiederzufinden, und jedesmal, wenn sie etwas zusammen-

fügen wollten, ſind ſie nur auf einen Nichtzuſammenhang geſtoßen. Verzweifelnd endlich an ihren erfolgloſen Kombinazionen, haben ſie die architektoniſche Ungefügſamkeit der Wiſſenſchaft zum Dogma erhoben, oder, wie ſie ſagen, die Inkonvenienzen ihrer Prinzipien; mit Einem Worte, ſie haben die Wiſſenſchaft geleugnet *).

So iſt die Theilung der Arbeit, ohne welche die Produkzion faſt Null ſein würde, tauſend Schwierigkeiten (Inkonvenienzen) unterworfen, von denen die Demoraliſazion des Arbeiters die ſchlimmſte iſt; die Maſchinen bringen außer der Wohlfeilheit Ueberprodukzion und Arbeitsausſetzung hervor; die Konkurrenz läuft auf Unterdrückung hinaus; die Steuer, das materielle Band der Geſellſchaft, iſt meiſt nur eine Landplage, die man eben ſo ſehr fürchtet als Feuersbrunſt und Hagelſchlag; der Kredit hat zum nothwendigen Begleiter den Bankerott; das Eigenthum iſt ein Ameiſenneſt von Mißbräuchen; der Handel artet in Glücksſpiel aus, wo es ſogar oft erlaubt iſt, zu betrügen: kurz, da die Unordnung überall in gleichem Verhältniß zur Ordnung ſteht, ohne daß man abſieht, wie dieſe jene ausmerzen ſoll, ſo haben die Oekonomen ſich bei dem Schluſſe beruhigt, daß Alles auf's Beſte eingerichtet ſei, und betrachten jeden Beſſerungsvorſchlag als feindſelig wider die politiſche Oekonomie.

Das ſoziale Gebäude iſt alſo im Stiche gelaſſen; die Maſſe iſt auf den Bauplatz gedrungen: Säulen, Kapitäler und Sokel, Holz, Stein und Metall ſind loosweiſe vertheilt und ausgeſpielt worden; und aus allen dieſen zu einem prächtigen Tempel angehäuften Materialien hat ſich das unwiſſende und barbariſche Eigenthum Hütten gebaut. Es handelt ſich alſo nicht nur darum,

*) „Das Prinzip, welches im Leben der Materien waltet, iſt nicht die reine Wiſſenſchaft: es ſind die komplexen Daten, die aus dem Zuſtande der Aufklärung, der Bedürfniſſe und Intereſſen hervorgehen." So drückte ſich im Dezember 1844 einer der klarſten Geiſter von Frankreich aus, Hr. Léon Faucher. Man erkläre mir, wenn man kann, wie ein ſolcher Mann durch ſeine ökonomiſchen Ueberzeugungen dahin gebracht worden iſt, die komplexen Daten der Geſellſchaft für der reinen Wiſſenſchaft entgegengeſetzt auszugeben.

den Plan des Gebäudes wieder zu finden, sondern auch die Besitzer auszuquartieren, welche behaupten, ihre Stadt sei vortrefflich, und welche sich bei dem bloßen Worte: Wiederherstellung! in Schlachtordnung vor ihren Thüren aufpflanzen. Eine solche Konfusion erlebte man olim zu Babel nicht: zum Glück sprechen wir französisch, und sind kühner, als die Gefährten Nimrod's.

Lassen wir die Allegorie fahren: die historische und beschreibende Methode, mit Erfolg angewandt, so lange es sich nur um ein Rekognosziren handelte, — ist fortan unnütz: nach Tausenden von Monographieen und Tabellen sind wir nicht weiter, als zu den Zeiten Xenophon's und Hesiod's. Die Phönizier, die Griechen, die Italiener arbeiteten ehedem, wie wir heute thun: sie legten ihr Kapital an, bezahlten ihre Arbeiter, dehnten ihre Güter aus, besorgten ihre Reisen, trieben ihre Gelder ein, hielten ihre Bücher, spekulirten, agiotirten, ruinirten sich nach allen Regeln der ökonomischen Kunst, verstanden sich nicht schlechter als wir darauf, sich Monopole anzumaßen, und Konsument wie Arbeiter zu brandschatzen. Von allem dem fließen die Berichte über; und wenn wir ewig unsere Statistiken und unsere Zahlen wieder durchliefen, wir hätten immer nur vor den Augen das Chaos, das unbewegliche und ungestalte Chaos.

Man glaubt zwar, daß von den mythologischen Zeiten an bis in's gegenwärtige 57ste Jahr unserer großen Revoluzion der allgemeine Wohlstand zugenommen habe: das Christenthum hat lange für die Hauptursache dieser Verbesserung gegolten, deren ganze Ehre gegenwärtig die Oekonomen für ihre Prinzipien beanspruchen. Denn, sagen sie, was ist am Ende der Einfluß des Christenthums auf die Gesellschaft gewesen? Durchaus utopistisch bei seiner Entstehung, hat es sich nur halten und ausdehnen können, indem es nach und nach alle ökonomischen Kategorieen adoptirte, Arbeit, Kapital, Pacht, Zinsnahme, Handel, Eigenthum, kurz, indem es das römische Recht, den höchsten Ausdruck der politischen Oekonomie, heilig sprach.

Das Christenthum, seinem theologischen Theile nach den Theorieen über Produkzion und Consumzion fremd, ist für die europäische Ziviliſazion gewesen, was früher für die umherziehenden

Arbeiter die Handwerkerverbindungen und die Freimaurerei waren, eine Art von Verſicherungs- und gegenſeitigem Hülfs-Vertrag; in dieſem Betracht verdankt es der politiſchen Oekonomie nichts, und das Gute, das es angeſtiftet, kann von ihr nicht als Beglaubigung angerufen werden. Die Wirkungen der Mildthätigkeit und der Aufopferung ſtehen außerhalb der Oekonomie, die das Glück der Geſellſchaften durch die Organiſazion der Arbeit und die Gerechtigkeit hervorbringen muß. Um ein Uebriges zu thun, bin ich bereit, die guten Folgen des Eigenthums-Mechanismus anzuerkennen; aber ich bemerke, daß dieſe Folgen vollſtändig vergraben ſind unter all' dem Elende, welches dieſer Mechanismus ſeiner Natur gemäß hervorbringen muß: ſo daß, wie jüngſt ein berühmter Miniſter vor dem engliſchen Parlamente zugeſtand, und wie wir bald zu beweiſen gedenken, in der heutigen Geſellſchaft der Fortſchritt des Elends parallel und adäquat iſt dem Fortſchritte des Reichthums, was die Verdienſte der politiſchen Oekonomie vollſtändig vernichtet.

So rechtfertigt ſich alſo die Oekonomie weder durch ihre Grundſätze, noch durch ihre Werke, und der Sozialismus — ſein ganzes Verdienſt beſteht darin, dies dargethan zu haben. Wir ſind demnach gezwungen, die Prüfung der politiſchen Oekonomie wieder vorzunehmen, weil ſie allein wenigſtens theilweiſe die Materialien zur ſozialen Wiſſenſchaft enthält, und zu unterſuchen, ob dieſe Theorieen nicht irgend einen Irrthum enthalten ſollten, deſſen Verbeſſerung die Thatſache und das Recht verſöhnen, das organiſche Geſetz der Menſchheit offenbaren, und den poſitiven Begriff der Ordnung geben könnte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Vom Werthe.

§. 1. Gegensatz des Nutzwerthes (Brauchbarkeit) und des Tauschwerthes.

Der **Werth** ist der Eckstein des ökonomischen Gebäudes. Der göttliche Baumeister, der uns die Fortführung seines Werkes aufgetragen, hat sich gegen Niemand darüber erklärt; aber auf der Spur einiger Anzeichen erräth man seine Gedanken. Der Werth bietet zwei Seiten dar: eine, welche die Oekonomen Gebrauchswerth oder Werth an sich nennen; und eine andere, den Tauschwerth oder Meinungswerth. Die Wirkungen des Werthes in dieser doppelten Erscheinung, die sehr unregelmäßig bleiben, so lange er nicht festgesetzt, oder, um uns philosophischer auszudrücken, so lange er nicht konstituirt ist, verändern sich gänzlich durch diese Konstituzion.

Worin aber besteht die wechselseitige Beziehung von Nutzwerth und Tauschwerth; was hat man unter konstituirtem Werthe zu verstehen, und welchen Verlauf nimmt diese Konstituzion: das ist Gegenstand und Endzweck der politischen Oekonomie. Ich bitte den Leser inständig, dem Folgenden seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, da dies Kapitel das einzige des ganzen Werkes ist, das von seiner Seite ein wenig guten Willen in Anspruch nimmt. Ich meinerseits werde mich bestreben, mehr und mehr einfach und klar zu sein.

Alles, was mir von irgend einem Nutzen sein kann, hat Werth für mich, und ich bin um so reicher, als der nützliche Gegenstand in größerer Masse vorhanden ist: das leidet keine Schwierigkeit. Milch und Fleisch, Obst und Getreide, Wolle, Zucker, Baumwolle, Wein, Metalle, Marmor, der Boden endlich, Wasser, Luft, Feuer, Sonne, sind in Bezug auf mich Gebrauchswerthe, Werthe von Natur und Bestimmung. Wenn alle Dinge, die zu meiner Existenz dienen, eben so häufig wären, wie gewisse unter ihnen, z. B. das Licht; mit andern Worten, wenn die Quantität von Werthen jeder Art unerschöpflich wäre, so würde mein Wohl für immer gesichert sein: was brauchte ich zu arbeiten? ich würde nicht einmal denken. In diesem Zustande würde den Dingen immer Brauchbarkeit beiwohnen; aber es wäre nicht mehr wahr, daß sie einen **Werth** haben; denn der Werth, wie wir bald sehen werden, zeigt ein wesentlich soziales Verhältniß an; und den Begriff der Brauchbarkeit haben wir sogar einzig durch den Austausch erlangt, indem wir gewissermaßen einen gesellschaftlichen Begriff auf die Natur anwandten. Die ganze Entwicklung der Zivilisazion hängt also mit der Nothwendigkeit zusammen, in der sich das Menschengeschlecht befindet, beständig auf die Hervorbringung neuer Werthe auszugehen; so wie die Uebel der Gesellschaft ihre Grundursache in dem fortwährenden Kampfe haben, den wir gegen unsere eigene Trägheit führen. Nehmt dem Menschen dies Bedürfniß, das sein Denken hervorruft, und ihn zum beschaulichen Leben heranbildet, und der Aufseher der Schöpfung ist nur noch der erste der Vierfüßer.

Aber wie wird der Nutzwerth Tauschwerth? Denn man muß bemerken, daß die beiden Arten von Werthen, obgleich sie gleichzeitig in Gedanken sind (weil der erste nur bei Gelegenheit des zweiten hervortritt), doch im Verhältniß des Nacheinander stehen: der Tauschwerth ist durch eine Art von Reflex des Nutzwerthes gegeben, wie die Theologen lehren, daß in der Dreieinigkeit der Vater, der sich von Ewigkeit her betrachtet, den Sohn erzeugt. Diese Entstehung des Werthbegriffes ist von den Oekonomen nicht sorgfältig genug genommen worden: wir müssen dabei stehen bleiben.

Weil also unter den Gegenständen, deren ich bedarf, eine sehr große Anzahl sich in der Natur nur in mittelmäßiger Quantität, oder durchaus nicht vorfindet, so bin ich gezwungen, die Produkzion des mir Fehlenden zu unternehmen; und da ich nicht an so vielerlei Sachen zugleich Hand anlegen kann, so werde ich andern Menschen, meinen Mitarbeitern in verschiedenen Thätigkeitszweigen, vorschlagen, mir einen Theil ihrer Produkte im Austausche gegen das meinige zu überlassen. Ich werde also von meinem besonderen Produkt immer mehr vor mir haben, als ich verzehre; eben so, wie meines Gleichen von ihren respektiven Produkten mehr vor sich haben, als sie verbrauchen. Diese stillschweigende Uebereinkunft wird durch den Handel ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß die logische Aufeinanderfolge der beiden Werthgattungen noch weit deutlicher in der Geschichte erscheint, als in der Theorie, indem die Menschen Tausende von Jahren damit zugebracht haben, sich die natürlichen Güter streitig zu machen (das nennt man die ursprüngliche Gemeinschaft), ehe ihre Industrie zu irgend einem Tausche Gelegenheit bot.

Die Eigenschaft aller Produkte, natürlicher und industrieller, zur Erhaltung des Menschen zu dienen, heißt im Besondern Nutzwerth; die Eigenschaft, welche sie besitzen, eins für das andere gegeben werden zu können, Tauschwerth. Im Grunde ist es dasselbe, weil der zweite Fall dem ersten nur den Gedanken einer Stellvertretung hinzufügt, und alles das kann als müßige Spitzfindigkeit erscheinen. In der Praxis sind die Konsequenzen überraschend, und bald glücklich, bald verderblich.

Der im Werth angenommene Unterschied ist also durch die Thatsachen gegeben, und hat nichts Willkürliches: Sache des Menschen ist es, dieses Gesetz auf sich zu nehmen, und es zum Vortheil seines Wohles und seiner Freiheit ausschlagen zu lassen. Die Arbeit ist nach dem schönen Ausdrucke eines Schriftstellers, des Herrn Walras, eine Kriegserklärung wider den Geiz der Natur; durch sie entstehen zugleich der Reichthum und die Gesellschaft. Nicht nur erzeugt die Arbeit unvergleichbar mehr Güter, als uns die Natur gibt; — so hat man bemerkt, daß blos die

Schuhmacher in Frankreich zehnmal mehr produziren, als die vereinigten Minen von Peru, Braſilien und Mexiko; — ſondern die Arbeit bringt es auch durch die Umgeſtaltungen, die ſie die natürlichen Werthe erleiden läßt, durch die unendliche Ausdehnung und Vervielfachung ihrer Rechte allmählich dahin, daß aller Reichthum, weil er durch die induſtrielle Walkmaſchine hindurch muß, gänzlich demjenigen zukommt, der ihn geſtaltet hat, und daß nichts, oder faſt nichts, für den Inhaber des Rohſtoffes übrig bleibt.

Das alſo iſt der Gang der ökonomiſchen Entwicklung: im erſten Augenblick Aneignung des Bodens und der natürlichen Werthe, nachher Aſſoziazion und Vertheilung durch die Arbeit, bis zur völligen Gleichheit. Die Abgründe ſind auf unſere Bahn geſät, das Schwert hängt über unſern Häuptern; aber um alle Gefahren zu beſchwören, haben wir die Vernunft, und die Vernunft iſt die Allmacht.

Es geht aus dem Verhältniß von Nutzwerth zu Tauſchwerth hervor, daß, wenn zufällig oder durch böſen Willen der Tauſch einem der Produzenten unterſagt wäre, oder wenn die Nützlichkeit ſeines Produktes plötzlich aufhörte, er bei vollen Magazinen nichts beſitzen würde. Je mehr Opfer er gebracht, je mehr Kraft er bei der Produkzion entfaltet hätte, deſto tiefer würde ſein Elend ſein. Wenn der Nutzen des Produktes, anſtatt gänzlich aufzuhören, nur vermindert würde, was auf hunderterlei Weiſe geſchehen kann, ſo würde der Arbeiter, anſtatt mit gänzlichem Verluſt geſchlagen und durch eine plötzliche Kataſtrophe ruinirt zu ſein, nur arm werden; genöthigt, eine ſtärkere Quantität von ſeinem Werthe für eine ſchwächere Quantität fremder Werthe hinzugeben, würde ſich ſeine Subſiſtenz im gleichen Verhältniß mit dem Defizit ſeines Verkaufs beeinträchtigt ſehen, was ihn ſtufenweiſe vom Wohlſtande zur Armuth führen müßte. Wenn endlich die Nützlichkeit des Produkts zu wachſen begänne, oder wenn deſſen Produkzion minder koſtſpielig würde, ſo müßte die Abrechnung nach dem Tauſche zu Gunſten des Produzenten ausfallen, deſſen Wohlſtand ſich ſo von der fleißigen Mittelmäßigkeit bis zum müßigen Reichthum erheben könnte. Dieſe

Digitized by Google

Erſcheinung der Werthherunterſetzung und der Bereicherung manifeſtirt ſich unter tauſend Formen und durch tauſend zuſammentreffende Umſtände; darin beſteht das paſſionelle und intriguirte Spiel des Handels und der Induſtrie; es iſt dieſe Koterie voller Hinterliſte, von welcher die Oekonomen glauben, ſie ſolle ewig dauern, und deren Unterdrückung die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften fordert, ohne es zu wiſſen, wenn ſie unter dem Namen von Gewinnſt und Lohn die Verſöhnung von Nutzwerth und Tauſchwerth verlangt, d. h. verlangt, man ſolle ein Mittel finden, alle brauchbaren Werthe gleichmäßig austauſchfähig, und umgekehrt alle tauſchfähigen Werthe gleichmäßig brauchbar zu machen.

Die Oekonomen haben den doppelten Charakter des Werthes recht gut hervorgehoben; was ſie aber nicht mit derſelben Genauigkeit wiedergegeben haben, iſt ſein ſich ſelbſt widerſprechendes Weſen. Hier beginnt unſere Kritik.

Die Brauchbarkeit iſt die nothwendige Bedingung des Tauſches; aber nehmt den Tauſch weg, und die Brauchbarkeit wird gleich Null: dieſe beiden Begriffe ſind unzertrennlich verbunden. Wo tritt nun der Widerſpruch hervor?

Weil wir Alle zuſammen nur durch die Arbeit und den Tauſch beſtehen, und weil wir um ſo viel reicher ſind, als wir mehr produziren und austauſchen, ſo ergibt ſich für Jeden die Folgerung, ſo viel als möglich nützliche Werthe zu produziren, um dadurch ſeine Austauſchungen, und folglich ſeine Genüſſe zu vermehren. Wohlan! die erſte Wirkung, die unvermeidliche Wirkung der Vermehrung der Werthe iſt ihre **Herabſetzung:** je häufiger eine Waare wird, deſto mehr verliert ſie im Tauſche und entwerthet ſich kommerziell. Iſt es nicht wahr, daß ein Widerſpruch zwiſchen der Nothwendigkeit der Arbeit und ihren Reſultaten obwaltet?

Ich beſchwöre den Leſer, anſtatt der Erklärung entgegenzueilen, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Faktum heften zu wollen.

Ein Bauer, der zwanzig Säcke Korn geärndtet hat, die er mit ſeiner Familie zu verzehren beabſichtigt, erachtet ſich für zweimal reicher, als wenn er nur zehn geärndtet hätte; — eben ſo

glaubt sich eine Hausfrau, die fünfzig Ellen Leinwand gesponnen hat, zweimal reicher, als wenn sie nur fünfundzwanzig gesponnen hätte. In Bezug auf ihre Haushaltung haben sie Beide Recht; vom Gesichtspunkte ihrer Verbindungen nach Außen aber können sie sich nicht weniger als vollständig irren. Wenn die Kornärndte im ganzen Lande doppelt ist, so werden sich zwanzig Säcke um weniger verkaufen, als zehn es gethan haben würden, wäre sie nur halb ausgefallen; wie auch im ähnlichen Falle fünfzig Ellen Leinwand weniger als fünfundzwanzig gelten werden, so daß der Werth abnimmt, wie die Produkzion der Brauchbarkeit steigt, und ein Produzent zur Dürftigkeit kommen kann, indem er sich immerfort bereichert. Und dagegen scheint es kein Mittel zu geben, weil der einzige Heilsweg darin bestände, daß die industriellen Produkte sämmtlich wie Luft und Licht in unendlicher Quantität vorhanden wären, was abgeschmackt ist. Herr meiner Vernunft, würde Jean Jacques ausgerufen haben: Es sind nicht die Oekonomen, die unsinnig reden; es ist die politische Oekonomie selbst, die ihren Definizionen untreu wird: **Mentita est iniquitas sibi.**

In den vorhergehenden Beispielen geht der Nutzwerth über den Tauschwerth hinaus; in andern Fällen bleibt er hinter ihm zurück. Dann tritt dieselbe Erscheinung, aber in umgekehrtem Sinne, ein: die Wage neigt sich auf Seiten des Produzenten, und der Konsument wird getroffen. So geht es namentlich bei Theurungen, wo das Steigen der Lebensmittel immer etwas Künstliches hat. Es gibt auch Gewerbe, deren ganze Kunst darin besteht, einer mittelmäßigen Brauchbarkeit, die man sehr leicht entbehren würde, einen übertriebenen Meinungswerth zu verleihen: so im Allgemeinen die Luxuszweige. Der Mensch ist vermöge seiner ästhetischen Leidenschaft ein Freund von Lumpereien, deren Besitz im höchsten Grade seine Eitelkeit, seinen angebornen Sinn für Luxus und seine edlere und respektablere Liebe zum Schönen befriedigt; darauf spekuliren nun die Lieferanten dieser Art von Gegenständen. Die Laune und die Eleganz besteuern, ist nicht weniger gehässig und abgeschmackt, als Taxen auf den Waarenumlauf legen; aber diese Auflage wird von einigen in

Ruf ſtehenden Unternehmern bezogen, welche die allgemeine Vernarrtheit in Schutz nimmt, und deren ganzes Verdienſt gar oft darin beſteht, den Geſchmack zu verfälſchen und die Unbeſtändigkeit hervorzubringen. Jetzt beklagt ſich Niemand mehr, und der ganze Fluch der öffentlichen Meinung iſt den Monopoliſten aufbehalten, die durch ihr Genie den Preis der Leinwand und des Brodes um einige Heller in die Höhe treiben.....

Doch es genügt nicht, im Nutzwerth und im Tauſchwerth dieſen erſtaunlichen Widerſpruch aufgezeigt zu haben, wo die Oekonomen gewohnt ſind, nur etwas ſehr Einfaches zu erblicken: man muß noch nachweiſen, daß dieſe vorgebliche Einfachheit ein tiefes Geheimniß verbirgt, das zu durchdringen unſere Pflicht iſt. Ich fordere alſo jeden ernſtlichen Oekonomen auf, mir zu ſagen, aber nicht blos die Frage zu überſetzen oder zu wiederholen, weßhalb der Werth abnimmt, je mehr die Produkzion ſteigt, und wieder, wodurch der Werth wächſt, wenn die Produkzion ſich vermindert? In techniſchen Ausdrücken, der Nutzwerth und der Tauſchwerth, die nothwendig zu einander gehören, ſtehen im umgekehrten Verhältniß zu einander: ich frage alſo, warum die Seltenheit, nicht die Brauchbarkeit, gleichbedeutend mit Theuerkeit iſt? Denn, bemerken wir es wohl, Steigen und Fallen der Waaren ſind unabhängig von der Maſſe der Arbeit, die auf die Produkzion verwendet worden; und die größeren oder geringeren Koſten erklären durchaus nicht den Wechſel der Marktpreiſe. Der Werth iſt launenhaft, wie die Freiheit: er ſieht weder auf die Brauchbarkeit, noch auf die Arbeit; weit entfernt, es ſcheint, als ob im gewöhnlichen Laufe der Dinge und abgeſehen von gewiſſen ausnahmsweiſen Störungen, die nützlichſten Gegenſtände immer die wären, die am wohlfeilſten zu ſtehen kommen; mit andern Worten, als ob es ſich gehöre, daß die Menſchen, welche mit der meiſten Annehmlichkeit arbeiten, am beſten, und die, welche Blut ſchwitzen, am ſchlechteſten belohnt würden; ſo daß, wenn man das Prinzip bis in ſeine letzten Conſequenzen verfolgte, man auf den durchaus logiſchen Schluß käme, daß die Gegenſtände des nothwendigſten Gebrauchs, die in unendlicher Maſſe vorhanden ſind, nichts koſten müſſen, und die, deren Nutzen

Null und deren Seltenheit außerordentlich ist, unendlich hoch zu stehen kämen. Aber, und hier wird die Verwirrung vollständig, die Praxis gibt diese äußersten Consequenzen nicht zu: einerseits kann kein menschliches Produkt jemals in unendlicher Masse erscheinen, andrerseits müssen die seltensten Gegenstände immer in einem gewissen Grade nützlich sein, sonst hätten sie gar keinen Werth. Der Nutzwerth und der Tauschwerth bleiben also nothwendig aneinander gefesselt, obwol sie ihrer Natur nach sich beständig auszuschließen trachten.

Ich will den Leser nicht mit der Widerlegung der Wortstreitigkeiten ermüden, die man zur Aufhellung dieses Gegenstandes erheben könnte; es gibt keinen nachweisbaren Grund des dem Werthbegriffe anklebenden Widerspruches, eine Erklärung ist unmöglich. Die Thatsache, von der ich rede, ist eine derjenigen, die man ursprüngliche nennt, d. h. die zur Erklärung anderer dienen können, an sich selbst aber, wie die sogenannten einfachen Körper, unauflösbar sind. Aehnlich ist der Dualismus von Geist und Materie. Der Geist und die Materie sind zwei Begriffe, die, getrennt genommen, jeder den Geist von einer besondern Seite gesehen darstellen, ohne irgend einer Realität zu entsprechen. Eben so, wenn das Bedürfniß des Menschen nach einer großen Mannigfaltigkeit von Produkten gegeben ist, mit der Verpflichtung, sie durch seine Arbeit zu beschaffen, so entsteht daraus nothwendig der Gegensatz von Nutz- und Tauschwerth, und aus diesem Gegensatz ein Widerspruch auf der Schwelle der politischen Oekonomie. Keine Intelligenz, kein göttlicher und menschlicher Wille kann es verhindern.

Anstatt also eine chimärische Lösung zu suchen, begnügen wir uns damit, die Nothwendigkeit des Widerspruches gehörig zu erhärten.

Wie groß auch der Ueberfluß der hervorgebrachten Werthe, und welches das Verhältniß sei, in dem sie gegen einander ausgetauscht werden, um unsere Produkte auszutauschen, muß, wenn du der Nachfrager bist, mein Produkt dir anstehen, und wenn du der Anbieter bist, ich das deinige gutfinden. Denn keiner hat das Recht, dem Andern seine Waare aufzudrängen; der einzige

Richter über die Brauchbarkeit oder, was dasselbe ist, über das Bedürfniß, ist der Käufer. Also im ersten Falle bist Du Herr der Uebereinkunft, im zweiten Ich. Man nehme die beiderseitige Freiheit weg, und der Tausch ist nicht mehr die Ausübung der industriellen Solidarität, er ist ein Raub. Der Kommunismus, es sei im Vorbeigehen gesagt, wird diese Schwierigkeit nie überwinden.

Aber bei der Freiheit ist die Produkzion ewig unbestimmt, in Quantität wie in Qualität; so daß vom Gesichtspunkt des ökonomischen Fortschrittes, wie von dem der freien Wahl der Konsumenten aus, die Schätzung ewig willkürlich bleibt, und der Preis der Waare immer schwanken wird. Setzen wir einen Augenblick voraus, alle Produzenten verkauften zu festen Preisen; so wird es welche geben, die entweder durch wohlfeileren Verkauf, oder durch bessere Produkzion viel gewinnen, während andere nichts gewinnen. In jeder Weise ist das Gleichgewicht gestört. — Will man, um die Stagnazion des Handels fern zu halten, die Produkzion auf das grade Nothwendige beschränken? Das heißt die Freiheit verletzen; denn indem ihr mir die Möglichkeit, zu wählen, nehmt, verdammt ihr mich zu einem Maximum, zerstört ihr die Konkurrenz, die einzige Garantie der Wohlfeilheit, und ruft den Schmuggel hervor. So werdet ihr euch, um der Willkür im Handel zu wehren, in die Verwaltungswillkür stürzen, um die Gleichheit zu schaffen, die Freiheit zerstören, was die Negazion der Gleichheit selbst ist. Wollt ihr die Arbeiter in eine einzige Werkstatt bringen, vorausgesetzt, ihr besäßet dies Geheimniß? Das reicht noch nicht hin; ihr müßt auch die Konsumenten in eine einzige Haushaltung bringen: aber dann fallt ihr aus der Frage heraus. Es handelt sich nicht darum, die Idee des Werthes abzuschaffen, was eben so unmöglich ist, als die Arbeit abzuschaffen, sondern sie zu bestimmen; es handelt sich nicht darum, die individuelle Freiheit zu tödten, sondern sie zu sozialisiren. Nun ist es aber bewiesen, daß der freie Wille des Menschen die Ursache des Gegensatzes von Nutz- und Tauschwerth ist: wie also diesen Gegensatz auflösen, so lange der freie Wille besteht? Und wie diesen opfern, ohne den Menschen selbst zu opfern?.....

Also dadurch allein, daß ich als freier Käufer Herr über mein Bedürfniß bin, sagen kann, ob mir der Gegenstand ansteht, den Preis bestimmen darf, den ich anlegen will, und daß andrerseits du in deiner Qualität als freier Produzent Herr über die Produkzionsmittel bist, und folglich deine Kosten vermindern kannst, schleicht sich die Willkür mit Nothwendigkeit in den Werth, und bringt ihn zum Schwanken zwischen der Brauchbarkeit und der Meinung.

Aber diese Schwankung, welche die Oekonomen vollkommen richtig bezeichnet haben, ist nichts als die Wirkung eines Widerspruchs, der sich in großem Maßstabe zeigt, und die unerwartetsten Erscheinungen hervorbringt. Drei fruchtbare Jahre in gewissen Provinzen Rußlands sind ein öffentliches Unglück, wie in unsern Weingegenden drei Jahre des Ueberflusses ein Unglück für den Winzer sind. Die Oekonomen, wie ich wohl weiß, schreiben dieses Unglück dem Mangel an Absatzwegen zu; auch ist es eine große Frage für sie, die der Absatzwege. Unglücklicherweise ist es mit der Theorie der Absatzwege, wie mit der der Auswanderung, die man dem Malthus entgegenhalten wollte: es ist eine **petitio principii.** Die am besten mit Absatzwegen versehenen Staaten sind der Ueberprodukzion ausgesetzt, wie die isolirtesten Länder: wo ist Steigen und Fallen bekannter, als an der Börse von Paris und London?

Aus der Schwankung des Werthes und den daraus folgenden unregelmäßigen Wirkungen, haben die Sozialisten und Oekonomen, beide in ihrer Art, entgegengesetzte, aber gleichmäßig falsche Folgerungen gezogen: die Einen haben die Gelegenheit ergriffen, um die politische Oekonomie zu verleumden und sie von der sozialen Wissenschaft auszuschließen; die Andern, um jede Möglichkeit der Versöhnung zwischen den beiden Begriffen von sich zu weisen, und als absolutes Gesetz des Handels die Unmeßbarkeit der Werthe, folglich die Ungleichheit des Besitzes zu behaupten.

Ich sage, daß der Irrthum auf beiden Seiten gleich groß ist.

1. Die sich selbst widersprechende Idee des Werthes, die durch den unvermeidlichen Unterschied von Nutz- und Tauschwerth so gut beleuchtet wird, kommt weder aus einer falschen Vorstellung

des Geiſtes, noch aus einer fehlerhaften Terminologie, noch aus irgend einer Verirrung in der Praxis her: ſie hängt mit der Natur der Dinge zuſammen, und drängt ſich dem Verſtande als eine allgemeine Form des Gedankens auf, d. h. als eine Kategorie. Da nun aber der Werthbegriff der Ausgangspunkt der politiſchen Oekonomie iſt, ſo folgt daraus, daß alle Elemente der Wiſſenſchaft, — ich antizipire hier den Gebrauch des Wortes Wiſſenſchaft, — ſich in ſich ſelbſt widerſprechen und einander entgegengeſetzt ſind, und das ſo ſehr, daß der Oekonom bei jeder Frage ſich unabläſſig zwiſchen einer Affirmazion und einer Negazion befindet, die beide gleich unwiderleglich ſind. Die **Antinomie** endlich, um mich des von der modernen Philoſophie eingeſetzten Wortes zu bedienen, iſt der weſentliche Charakter der politiſchen Oekonomie, d. h. zugleich ihr Todesurtheil und ihre Rechtfertigung.

Antinomie, wörtlich Gegen-Geſetz, heißt Gegenſatz im Prinzip, oder Antagonismus im Verhältniß, wie die Kontradikzion oder Antilogie Gegenſatz oder Entgegenſetzung in der Rede bedeutet. Die Antinomie, — ich bitte um Verzeihung, daß ich in dieſe ſcholaſtiſchen Details eingehe, die den meiſten Oekonomen jedoch wenig bekannt ſind, — die Antinomie iſt der Begriff eines Geſetzes mit doppeltem Antlitz, einem poſitiven und einem negativen: in dieſem Falle iſt z. B. das ſogenannte Geſetz der Attrakzion, welches die Planeten um die Sonne ſich drehen läßt, und das die Geometer in Zentripetal- und Zentrifugalkraft zerlegt haben. Ferner das Problem der unendlichen Theilbarkeit der Materie, von dem Kant gezeigt hat, daß es mit gleich ſcheinbaren und unwiderleglichen Gründen geleugnet und behauptet werden könne.

Die Antinomie drückt nur ein Faktum aus, und drängt ſich gebieteriſch dem Geiſte auf: der eigentliche Widerſpruch iſt eine Abgeſchmacktheit. Dieſer Unterſchied zwiſchen Antinomie (**contra-lex**) und dem Widerſpruche (**contra-dictio**) zeigt, in wiefern man hat ſagen können, daß in einer gewiſſen Ordnung der Ideen und Fakten der Beweis des Widerſpruchs nicht mehr denſelben Werth habe, wie in der Mathematik.

In der Mathematik iſt es Regel, daß, wenn ein Satz als falſch erwieſen iſt, der umgekehrte Satz wahr iſt, und umgekehrt.

Das ist sogar das große mathematische Beweismittel. In der sozialen Oekonomie wird es nicht so gehen: wir werden z. B. sehen, daß, wenn das Eigenthum durch seine Konsequenzen als falsch erwiesen ist, die gegentheilige Formel, die Gemeinschaft, deßhalb noch durchaus nicht wahr ist, sondern daß sie zugleich und mit demselben Rechte verneint werden muß, wie das Eigenthum. Folgt daraus, wie man mit ziemlich lächerlicher Emphase gesagt hat, daß jede Wahrheit, jede Idee aus einem Widerspruch herkommt, das heißt aus Etwas, was sich im selben Augenblicke und vom selben Gesichtspunkte aus behaupten und leugnen läßt, und daß man die alte Logik, die aus dem Widerspruch das Hauptzeichen des Irrthums macht, weit wegwerfen müsse? Dies Geschwätz ist der Sophisten würdig, die ohne Treu' und Glauben darauf ausgehen, den Skeptizismus zu verewigen, um ihre impertinente Ueberflüssigkeit zu behaupten. Da die Antinomie, sobald sie verkannt wird, unfehlbar zum Widerspruche führt, so hat man beide mit einander verwechselt, besonders im Französischen, wo man jedes Ding nach seinen Wirkungen bezeichnet. Aber weder der Widerspruch, noch die Antinomie, welche die Analyse auf dem Grunde jeder einfachen Idee entdeckt, ist das Prinzip der Wahrheit. Der Widerspruch ist immer synonym mit Nichtigkeit; was die Antinomie betrifft, die man oft mit demselben Namen belegt, so ist sie in der That die Vorläuferin der Wahrheit, der sie, so zu sagen, den Stoff liefert; aber sie ist nicht die Wahrheit, und an ihr selbst betrachtet, ist sie die wirkende Ursache der Unordnung, die wahre Form der Lüge und der Bösen.

Die Antinomie besteht aus zwei Begriffen, die zu einander gehören, aber immer im Gegensatze stehen, und sich wechselseitig zu zerstören trachten. Ich wage kaum hinzuzufügen, aber ich muß den Schritt thun, daß der erste dieser Begriffe *These*, Posizion, der zweite *Antithese*, Gegen-Posizion, heißt. Dieser Mechanismus ist gegenwärtig so bekannt, daß man ihn hoffentlich bald auf dem Lehrplan der Elementarschulen erblicken wird. Wir werden sofort sehen, wie aus der Kombinazion dieser beiden Nullen die Einheit hervorgeht, oder die Idee, welche die Antinomie aufhebt.

Also, im Werthe ist nichts Nützliches, das nicht ausgetauscht werden könnte, nichts Tauschbares, wenn es nicht nützlich ist: der Gebrauchswerth und der Tauschwerth sind untrennbar. Während aber durch den Fortschritt der Industrie die Nachfrage in's Unendliche wechselt und sich vermehrt; während die Fabrikazion folglich darauf aus ist, die natürliche Nützlichkeit der Dinge zu erhöhen, und zuletzt allen Nutzwerth in Tauschwerth zu verwandeln, — strebt von anderer Seite die Produkzion durch unaufhaltsame Machterhöhung ihrer Mittel und stete Verminderung ihrer Kosten darauf hin, den Kaufwerth der Dinge auf den ursprünglichen Nutzwerth zu reduziren: so daß der Gebrauchswerth und der Tauschwerth in beständigem Kampfe sind.

Die Folgen dieses Kampfes sind bekannt: die Handels- und Absatzkriege, die Marktüberfüllungen, die Stillstände, die Einfuhrverbote, das Morden der Konkurrenz, das Monopol, die Herunterſetzung der Löhne, die Maximumgesetze, die zerschmetternde Ungleichheit des Vermögens, das Elend fließen aus der Antinomie des Werthes her. Man wird mir den Beweis hiefür im Augenblick erlassen; er wird übrigens das natürliche Ergebniß der folgenden Kapitel sein.

Die Sozialisten, die mit vollkommenem Rechte das Ende dieses Antagonismus fordern, haben das Unrecht begangen, seine Quelle zu verkennen, und nur einen Mißgriff des gesunden Menschenverstandes darin zu erblicken, den man durch einen Tagesbefehl verbessern könnte. Daher jener Ausbruch weinerlicher Gefühligkeit, der den Sozialismus so fade für die positiven Geister gemacht hat, und die durch ihre Propaganda abgeschmackter Illusionen noch täglich so viele Leute anführt. Ich werfe dem Sozialismus nicht vor, daß er ohne Grund aufgetreten sei, sondern daß er so lange und so hartnäckig dumm bleibt.

2. Aber die Oekonomen haben das nicht weniger große Unrecht begangen, **a priori**, und grade kraft der kontradiktorischen, oder, besser gesagt, antinomischen Natur des Werthes, jeden Gedanken der Besserung und jede Hoffnung auf Reform zurückzuweisen, ohne jemals begreifen zu wollen, daß die Gesellschaft, eben weil sie bis zum schärfsten Ausdruck des Antagonismus

gekommen ist, nahe vor der Versöhnung und Harmonie stehen muß. Und doch hätten das bei einer aufmerksamen Prüfung der politischen Oekonomie ihre Anhänger mit Händen greifen können, wenn sie nur der modernen Aufklärung und Metaphysik mehr Rechnung getragen hätten. Es ist in der That durch die positivsten Errungenschaften der menschlichen Vernunft erwiesen, daß, wo sich eine Antinomie beurkundet, Aussicht auf Auflösung der Gegensätze, und folglich Ankündigung einer Umgestaltung vorhanden ist. Der Werthbegriff aber, so wie er unter Andern von J. B. Say auseinandergesetzt worden, ist grade in diesem Falle. Aber die Oekonomen, die meistens durch ein unbegreifliches Geschick der philosophischen Bewegung fremd blieben, ließen sich nicht einfallen, zu vermuthen, daß der wesentlich kontradiktorische Charakter, oder, wie sie sagen, die Veränderlichkeit des Werthes, zugleich das authentische Zeichen seiner Konstituzions-Fähigkeit, d. h. seiner durchaus harmonischen und bestimmbaren Natur sein könnte. Welche Schmach für die verschiedenen ökonomischen Schulen daraus entspringe, gewiß ist, daß ihre Opposizion gegen den Sozialismus einzig von dieser falschen Auffassung ihrer eigenen Prinzipien herrührt. Ein Beispiel unter Tausenden mag genügen.

Die Akademie der Wissenschaften (nicht die der moralischen Wissenschaften, die andere) verließ eines Tages ihren eigenthümlichen Bereich, und las ein Memoire, in dem man vorschlug, Werthtafeln für alle Waaren auszurechnen, nach dem durchschnittlichen Produkte eines Menschen in einem Arbeitstage, in jeder Gattung der Industrie, aufzustellen. Das Journal des Economistes (August 1845) nahm diese in seinen Augen usurpatorische Mittheilung sofort als Veranlassung, um gegen den darin vorgeschlagenen Tarifplan zu protestiren, und die „wahren Prinzipien" wiederherzustellen.

„Es gibt," sagte es in seinem Schlusse, „keinen Maßstab des Werthes; das sagt uns die ökonomische Wissenschaft, wie die Mathematik uns sagt, daß es kein **perpetuum mobile** und keine Quadratur des Zirkels gibt, und daß diese Quadratur und dieses **perpetuum** sich niemals finden werden. Wenn es aber keinen

Maßſtab des Werthes gibt, wenn das Maß des Werthes nicht einmal eine metaphyſiſche Illuſion iſt, welche Regel waltet denn am Ende bei'm Tauſche ob?..... Wie wir ſagten, das Angebot und die Nachfrage im Allgemeinen, das iſt das letzte Wort der Wiſſenſchaft."

Wie bewies nun das Journal des Economiſtes, daß es kein Maß des Werthes gebe? Ich bediene mich des allgemein angenommenen Ausdrucks: ich werde ſogleich zeigen, daß dieſer Ausdruck: Maß des Werthes, etwas Schiefes hat und nicht genau wiedergibt, was man ſagen will und ſoll.

Jenes Journal wiederholte, indem es ſie durch Beiſpiele erläuterte, unſere obige Auseinanderſetzung von der Veränderlichkeit des Werthes, aber ohne, wie wir, bis zum Widerſpruche zu kommen. Wenn aber der ſchätzenswerthe Redakteur, einer der ausgezeichnetſten-Oekonomen der Say'ſchen Schule, ſtrenger dialektiſch zu denken gewohnt; wenn er ſeit geraumer Zeit nicht nur in der Beobachtung der Thatſachen, ſondern auch in der Aufſuchung ihrer Erklärung in den ſie produzirenden Ideen geübt wäre, ſo zweifle ich nicht, er würde ſich mit mehr Vorſicht ausgedrückt, und, anſtatt in der Veränderlichkeit des Werthes das letzte Wort der Wiſſenſchaft zu erblicken, von ſelbſt eingeſehen haben, daß ſie ihr erſtes iſt. Indem er bedacht hätte, daß die Veränderlichkeit im Werthe nicht aus den Dingen, ſondern aus dem Geiſte herkommt, würde er ſich geſagt haben, daß, wie die Freiheit des Menſchen ihr Geſetz hat, der Werth auch das ſeinige haben muß; daß folglich die Hypotheſe eines Maßes des Werths, weil man ſich ſo ausdrückt, nichts Irrazionelles hat, daß im Gegentheil die Negazion dieſes Maßes unlogiſch, unhaltbar iſt.

Und in der That, weßhalb widerſtrebt die Idee, den Werth zu meſſen und folglich feſtzuſetzen, der Wiſſenſchaft? Alle Menſchen glauben an dieſe Feſtſetzung: Alle wollen ſie, ſuchen ſie, ſetzen ſie voraus: jeder Kaufs- oder Verkaufsvorſchlag iſt am Ende doch nur eine Vergleichung zweier Werthe, d. h. eine Beſtimmung, die freilich mehr oder weniger richtig ſein kann, die aber wirklich vor ſich geht. Die Meinung des Menſchengeſchlechtes über den Unterſchied zwiſchen wirklichem und Handelspreiſe iſt einſtimmig,

kann man ſagen. Daher werden ſo viele Waaren zu feſten Preiſen verkauft; es gibt deren ſogar, die ſelbſt in ihrer Werthveränderung immer beſtimmt bleiben: ſo das Brod. Man wird nicht leugnen, daß, wenn zwei Induſtrielle ſich wechſelſeitig auf laufende Rechnung, zu beſtimmtem Preiſe, Maſſen von ihrem reſp. Fabrikat zuſchicken können, zehn, hundert, tauſend Induſtrielle dies ebenfalls können. Das hieße aber grade das Problem des Werthmaßes gelöſt haben. Der Preis jeder Sache würde debattirt, das gebe ich zu, weil die Debatte für uns noch die einzige Weiſe der Preisbeſtimmung iſt; aber da doch am Ende alles Licht aus einem Zuſammenſtoß entſteht, ſo hat auch die Debatte, obwol ſie ein Beweis der Unſicherheit iſt, abgeſehen von dem größeren oder geringeren Grade von Aufrichtigkeit, der ſich in ihr zeigt, zum Zweck, das Verhältniß der Werthe unter ſich, d. h. ihre Meſſung, ihr Geſetz zu entdecken.

Ricardo, in ſeiner Theorie der Rente, hat ein prächtiges Beiſpiel von der Meßbarkeit der Werthe gegeben. Er hat gezeigt, daß die bebaubaren Ländereien bei gleichen Koſten im Verhältniß ihres Ertrages ſtehen, und die allgemeine Praxis iſt darin mit der Theorie einig. Wer ſagt uns nun, daß dieſe poſitive und ſichere Art, die Ländereien, oder im Allgemeinen die in Betrieb geſetzten Kapitale abzuſchätzen, ſich nicht auch auf die Produkte erſtrecken kann?....

Man ſagt: die politiſche Oekonomie wird nicht durch a priori's beherrſcht; ſie ſpricht ihr Urtheil nur über Thatſachen. Nun ſind es aber die Thatſachen, die Erfahrung, welche uns lehren, daß ein Werthmaß weder exiſtirt, noch exiſtiren kann, und welche beweiſen, daß, wenn eine ähnliche Idee ſich ganz natürlich darbieten mußte, ihre Verwirklichung durchaus chimäriſch iſt. Angebot und Nachfrage, das iſt die einzige Regel des Tauſches.

Ich will nicht wiederholen, daß die Erfahrung grade das Gegentheil beweiſt, daß Alles in der ökonomiſchen Bewegung der Geſellſchaften ein Streben zur Konſtituirung und Feſtſetzung des Werthes, dem Gipfelpunkte der politiſchen Oekonomie, verräth, welche durch dieſe Konſtituirung ſich umgeſtaltet ſieht, und zum höchſten Ausdrucke der Ordnung in der Geſellſchaft wird: dieſe

allgemeine Bemerkung, ohne Beweis wiederholt, würde einfältig werden. Für den Augenblick beschränke ich mich auf den Inhalt der Diskussion, und ich sage, daß Angebot und Nachfrage, die man für die einzige Regel der Werthe ausgibt, nichts Anderes sind, als zwei gebräuchliche Formen, die dazu dienen, den Nutzwerth und den Tauschwerth einander gegenüber zu stellen, und zu ihrer Vereinbarung aufzufordern. Es sind die beiden elektrischen Pole, deren In-Verhältniß-Setzung die ökonomische Wahlverwandtschaft, **Tausch** genannt, hervorbringen muß. Wie die Pole der Säule sind Angebot und Nachfrage diametral entgegengesetzt, und streben unaufhörlich zur gegenseitigen Vernichtung hin; durch ihren Antagonismus wird der Preis der Dinge gesteigert oder verringert: man will also wissen, ob es nicht in allen Fällen möglich wäre, zwischen diesen beiden Mächten das Gleichgewicht oder eine Vermittlung herzustellen, so daß der Preis der Dinge immer der Ausdruck des wahren Werthes, der Ausdruck der Gerechtigkeit würde. Jetzt noch sagen, Angebot und Nachfrage seien die Regel des Tausches, heißt sagen: Angebot und Nachfrage seien die Regel von Angebot und Nachfrage; das heißt nicht, die Praxis begreiflich machen, das heißt, sie für abgeschmackt erklären, und ich leugne, daß die Praxis abgeschmackt ist.

So eben habe ich Ricardo als denjenigen erwähnt, der in einem speziellen Falle eine positive Regel der Werthevergleichung gegeben habe: die Oekonomen thun noch mehr; jedes Jahr sammeln sie aus den Tabellen der Statistik die Durchschnittsbestimmung aller Marktpreise. Was aber ist der Sinn einer Durchschnittszahl? Jeder begreift, daß bei einem einzelnen Geschäfte, auf's Gradewohl unter einer Million herausgegriffen, nichts andeuten kann, ob das Angebot, der Nutzwerth, oder der Tauschwerth, d. h. die Nachfrage, Meister geblieben ist. Da aber jede Uebertreibung im Preise der Waaren früher oder später ein verhältnißmäßiges Sinken hervorruft; da mit andern Worten in der Gesellschaft die Gewinnste der Spekulazion den Verlusten gleich sind, so kann man mit vollem Rechte den Mittelpreis während einer ganzen Periode als das Maß des wirklichen und legitimen Werthes der Produkte betrachten. Diese Durchschnittszahl

kommt freilich zu ſpät, aber wer weiß, ob man ſie nicht im Voraus entdecken könnte? Gibt es einen Oekonomen, der Nein zu ſagen wagt? Man mag wollen oder nicht, man muß alſo das Maß des Werthes ſuchen; die Logik gebietet es, und ihre Ergebniſſe ſind eben ſo gut gegen die Oekonomen, wie gegen die Sozialiſten gerichtet. Die Meinung, welche das Vorhandenſein dieſes Maßes leugnet, iſt irrazionell, unvernünftig. Sagt, ſo oft ihr wollt, einerſeits, die politiſche Oekonomie ſei eine Wiſſenſchaft der Thatſachen, und die Thatſachen ſeien der Hypotheſe einer Werthbeſtimmung entgegen; — andererſeits, dieſe kitzliche Frage finde in einer allgemeinen Aſſoziazion nicht mehr Platz, weil dort aller Antagonismus abſorbirt wäre: ich werde ſtets nach Rechts und Links hin antworten:

1. So wie es keine Thatſache gibt, die nicht ihre Urſache hätte, ſo gibt es auch keine ohne ihr Geſetz; und wenn das Geſetz des Tauſches nicht gefunden iſt, ſo liegt die Schuld nicht an den Thatſachen, ſondern an den Gelehrten.

2. So lange der Menſch arbeiten wird, um zu leben, und **frei arbeiten wird, wird die Gerechtigkeit die Bedingung der Bruderſchaft und die Baſis der Aſſoziazion ſein: ohne eine Beſtimmung des Werthes aber hinkt die Gerechtigkeit und iſt unmöglich.**

§. 2. Konſtituirung des Werthes, Erklärung des Reichthums.

Wir kennen den Werth in ſeinen beiden entgegengeſetzten Erſcheinungen: wir kennen ihn nicht in ſeinem **Ganzen.** Wenn wir dieſe neue Idee erwerben könnten, ſo hätten wir den abſoluten Werth; und eine Tarifirung der Werthe, wie ſie das Memoire der Akademie der Wiſſenſchaften verlangte, wäre möglich.

Stellen wir uns alſo die Güterwelt wie eine Maſſe vor, die durch eine chemiſche Kraft beſtändig im Zuſtande der Zuſammenſetzung gehalten würde, und mit der ſich unaufhörlich neueintretende Elemente, in verſchiedenem Verhältniß, aber nach einem ſicheren Geſetze, verbänden: ſo iſt der Werth das Verhältniß

(das Maß), in welchem jedes dieſer Elemente einen Theil des Ganzen ausmacht.

Daraus folgt zweierlei: erſtens, daß die Oekonomen ſich völlig täuſchten, als ſie das allgemeine Maß des Werthes im Korn, im Geld, in der Rente ꝛc. ſuchten, wie auch, als ſie nach dem Beweiſe, dieſes Maß des Werthes ſei weder hier noch dort, ſchloſſen, es ſei überhaupt der Werth nichts Razionelles und Meßbares; — zweitens, daß das Verhältniß der Werthe beſtändig wechſeln kann, ohne deßhalb weniger einem Geſetz unterworfen zu ſein, deſſen Beſtimmung grade die verlangte Löſung iſt.

Dieſer Begriff des Werthes genügt, wie man ſehen wird, allen Anſprüchen; denn er umfaßt zugleich den Nutzwerth nach ſeinem poſitiven und fixen Weſen, und den Tauſchwerth in ſeiner Veränderlichkeit; zweitens beendigt er den Widerſpruch, der ein unüberſteigliches Hinderniß für jede Beſtimmung zu ſein ſchien; endlich werden wir zeigen, daß der ſo verſtandene Werth durchaus von dem abweicht, was eine einfache Nebeneinanderſtellung der beiden Ideen von Nutz- und Tauſchwerth wäre, daß er vielmehr neue Eigenſchaften entwickelt.

Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte iſt keine Offenbarung, die wir der Welt zu bringen die Anmaßung hätten; noch eine Neuigkeit, die wir in die Wiſſenſchaft einführten, eben ſo wenig, als die Theilung der Arbeit etwas Unerhörtes war, als Adam Smith deren Wunder erklärte. Die Verhältnißmäßigkeit der Produkte iſt, wie wir leicht durch zahlloſe Zitazionen beweiſen könnten, eine gewöhnliche Idee, die ſich überall in den ökonomiſchen Werken herumſchleppt, der aber bis jetzt noch Niemand den gebührenden Rang anzuweiſen bedacht war: und das wollen wir heute unternehmen. Uebrigens hielten wir dieſe Erklärung für nöthig, um den Leſer über unſere Anſprüche auf Originalität zu beruhigen, und um die Geiſter nicht abzuſchrecken, die ihre Aengſtlichkeit wenig geneigt für Neuerungen macht.

Die Oekonomen ſcheinen unter dem Werthmaße niemals etwas Anderes verſtanden zu haben, als eine Elle, eine Art urſprünglicher Einheit, die für ſich beſtände, und ſich auf alle Waaren anwenden ließe, wie der Meter auf alle Längen. Auch

hat es Mehreren so geschienen, als ob das die Bestimmung des Geldes sei. Aber die Theorie der Münzen hat hinlänglich dargethan, daß das Geld, weit entfernt, das Maß der Werthe zu sein, nur ihre Arithmetik ist, und zwar eine Arithmetik der Uebereinkunft. Das Geld verhält sich zum Werthe, wie das Thermometer zur Wärme: das Thermometer mit seinem willkürlich abgetheilten Maßstabe zeigt wol an, ob Ab- oder Zunahme von Wärmestoff vorhanden ist; aber welches sind die Gesetze der steigenden Wärme, welches ihr Verhältniß in den verschiedenen Körpern, welche Masse ist erforderlich, um ein Steigen von 10, 15, 20 Graden im Thermometer hervorzubringen? Das sagt das Thermometer nicht; es ist nicht einmal sicher, ob die Grade des Messers, die alle unter sich gleich sind, gleichen Zunahmen von Wärmestoff entsprechen.

Die Idee, die man sich bis jetzt vom Werthmaße gemacht hatte, ist also ungenau; was wir suchen, ist nicht ein Ellenmaß des Werthes, wie man so oft gesagt hat, und was keinen Sinn hat; sondern das Gesetz, nach welchem sich die Produkte zum sozialen Reichthum in Verhältniß setzen; denn von der Kenntniß dieses Gesetzes hängt Steigen und Fallen der Waaren ab, insofern es normal und berechtigt ist. Mit Einem Worte, wie man unter dem Maß der Himmelskörper das auf die Vergleichung dieser Körper unter sich gestützte Verhältniß versteht; eben so muß man unter Maß der Werthe das auf ihre Vergleichung gestützte Verhältniß verstehen. Nun behaupte ich, dieses Verhältniß hat sein Gesetz, und diese Vergleichung ihr Prinzip.

Ich setze also eine Kraft voraus, welche die Elemente des Reichthums in gewissen Verhältnissen kombinirt, und die aus ihnen ein gleichartiges Ganzes macht: wenn die konstituirenden Elemente nicht in dem nothwendigen Verhältnisse vorhanden sind, so wird die Kombinazion nichts desto weniger vor sich gehen; aber anstatt den ganzen Stoff zu absorbiren, wird sie einen Theil als unnütz ausstoßen. Die innere Bewegung, durch welche die Kombinazion vor sich geht, und welche durch die Wahlverwandtschaft der verschiedenen Substanzen bestimmt wird, diese Bewegung

in der Gesellschaft ist der Tausch, nicht mehr blos der Tausch in seiner elementarischen Gestalt zwischen Einem und dem Andern, sondern der Tausch als die Einmündung aller durch die Privatindustrie produzirten Werthe in den einen und selben sozialen Reichthum. Endlich ist das Verhältniß, in welchem jedes Element zur Zusammensetzung steht, das, was wir Werth nennen: der Ueberschuß, der nach der Kombinazion übrig bleibt, ist Nichtwerth, so lange er sich nicht durch Hinzutritt einer gewissen Menge anderer Elemente kombinirt, ausgetauscht wird.

Wir erklären später die Bestimmung des Geldes.

Nach Allem dem begreift man, wie in einem gegebenen Momente das Verhältniß der Werthe, die den Reichthum eines Landes bilden, durch Statistiken und Inventarien bestimmt werden kann, wie man sich ihm wenigstens erfahrungsmäßig zu nähern vermag; fast wie die Chemiker durch Erfahrung, von der Analyse unterstützt, das Verhältniß von Wasserstoff und Sauerstoff im Wasser entdeckt haben. Diese Methode kann ohne Anstoß auf die Bestimmung der Werthe angewandt werden; es ist am Ende nur ein Rechnungsgeschäft. Aber eine solche Arbeit, wie interessant sie auch wäre, würde uns sehr wenig lehren. Einmal wissen wir, daß das Verhältniß sich unaufhörlich verändert; sodann ist es klar, daß eine Schätzung des öffentlichen Vermögens nur das Maß der Werthe für Ort und Stunde, wo die Tabelle gemacht wäre, enthalten würde, und wir also das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit des Reichthums nicht daraus ableiten könnten. Es wäre mit einer einzigen Arbeit dieser Gattung nicht genug; wenn das Verfahren zuverlässig wäre, so müßte man Tausende und Millionen anfertigen.

In diesem Betracht ist es in der Oekonomie ganz anders, als in der Chemie. Die Chemiker, denen die Erfahrung so schöne Verhältnisse entdeckt hat, wissen nichts vom Wie und Warum dieser Verhältnisse, auch nichts von der Kraft, welche sie bestimmt. Die soziale Oekonomie dagegen, der keine Untersuchung **a posteriori** direkt das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe lehren könnte, kann sich ihrer in der Kraft selbst, die sie hervorbringt, bemächtigen. Es ist Zeit, diese Kraft kennen zu lernen.

Diese Kraft, die Adam Smith mit so viel Beredtsamkeit gefeiert, und die seine Nachfolger verkannt haben, indem sie ihr das Privilegium gleichstellten, diese Kraft ist die **Arbeit.** Die Arbeit wechselt von einem Produzenten zum andern in Quantität und Qualität: es geht ihr in diesem Betracht, wie allen großen Prinzipien der Natur und den allgemeinsten Gesetzen, die einfach in ihrer Thätigkeit und Formel, aber in's Unendliche modifizirt sind durch die Menge der besondern Ursachen, und sich in einer unzähligen Mannigfaltigkeit von Formen beurkunden. Es ist die Arbeit, die Arbeit allein, die alle Elemente des Reichthums hervorbringt, und die sie bis in ihre letzten Theilchen hinein kombinirt, nach einem Gesetze veränderlicher, aber sicherer Verhältnißmäßigkeit. Kurz, die Arbeit ist es, die als Lebensprinzip die Materie des Reichthums bewegt, und sie gestaltet.

Die Gesellschaft oder der Kollektivmensch bringt eine unendliche Masse von Gegenständen hervor, deren Genuß ihr Wohl ausmacht. Dieses Wohl entwickelt sich nicht nur nach der Quantität der Produkte, sondern auch nach ihrer Mannigfaltigkeit (Qualität), und ihrem Verhältnisse. Aus diesem Grundsatze folgt, daß die Gesellschaft immer, in jedem Augenblicke ihres Lebens, ein solches Verhältniß ihrer Produkte einzuhalten suchen muß, daß die größte Summe Glücks sich dabei herausstellt, mit Rücksicht natürlich auf die Höhe und die Mittel der Produkzion. Ueberfluß, Mannigfaltigkeit und Verhältniß in den Produkten, sind die drei Elemente, welche den **Reichthum** ausmachen: der Reichthum, Gegenstand der sozialen Oekonomie, ist denselben Bedingungen unterworfen, wie das Schöne, der Gegenstand der Kunst; die Tugend, der Gegenstand der Moral; die Wahrheit, der Gegenstand der Metaphysik.

Wie aber entsteht diese wunderbare Verhältnißmäßigkeit, die so nothwendig ist, daß ohne sie ein Theil der menschlichen Arbeit verloren, d. h. unnütz, unharmonisch, unwahr, folglich gleichbedeutend mit Dürftigkeit, mit Nichts ist?

Prometheus ist nach der Fabel das Symbol der menschlichen Thätigkeit. Prometheus stiehlt dem Himmel das Feuer, und erfindet die ersten Künste; Prometheus sieht die Zukunft voraus,

und will dem Jupiter gleich ſein; Prometheus iſt Gott. Nennen wir alſo die Geſellſchaft Prometheus.

Prometheus arbeitet durchſchnittlich täglich zehn Stunden, ſieben ruht er, eben ſo viel widmet er dem Vergnügen. Um aus ſeinen Anſtrengungen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, führt Prometheus Buch über die Mühe und Zeit, die jeder Gegenſtand ſeiner Konſumzion ihn koſtet. Nur die Erfahrung kann ihn darüber belehren, und dieſe Erfahrung wird ſein ganzes Leben lang dauern. Während er alſo immerfort arbeitet und produzirt, verrechnet ſich Prometheus unendliche Male. Aber am Ende, je mehr er arbeitet, deſto mehr verfeinern ſich ſeine Genüſſe, deſto idealer wird ſein Luxus; je weiter er ſeine Eroberungen über die Natur ausdehnt, deſto mehr befeſtigt er in ſich ſelbſt das Prinzip des Lebens und der Intelligenz, deſſen Bethätigung ihn einzig glücklich macht, ſo daß, wenn die erſte Erziehung des Arbeiters einmal vollendet und Ordnung in ſeine Beſchäftigungen gebracht iſt, arbeiten für ihn nicht mehr ſich plagen, ſondern leben, genießen heißt. Aber der Reiz der Arbeit hebt ihre Regel nicht auf, weil er im Gegentheil deren Frucht iſt: und die, welche unter dem Vorwande, die Arbeit ſolle anziehend ſein, die Aufhebung der Gerechtigkeit und die Gemeinſchaft wollen, gleichen den Kindern, die, nachdem ſie Blumen im Garten gepflückt haben, ihr Blumenbeet auf der Treppe anlegen.

In der Geſellſchaft iſt alſo die Gerechtigkeit nichts Anderes, als die Verhältnißmäßigkeit der Werthe: ihre Garantie und Sankzion iſt die Verantwortlichkeit des Produzenten.

Prometheus weiß, daß dieſes Produkt eine Stunde Arbeit koſtet, jenes einen Tag, eine Woche, ein Jahr; er weiß zugleich, daß alle dieſe Produkte durch den Anwachs ihrer Koſten die Zunahme ſeines Reichthums bilden. Er wird alſo ſeine Exiſtenz damit zu ſichern beginnen, daß er ſich mit den wenigſt koſtſpieligen und folglich nothwendigſten Dingen verſieht; hierauf, wenn er ſeine Sicherheitsmaßregeln getroffen hat, wird er an Luxusgegenſtände denken, indem er beſtändig, wenn er weiſe iſt, die natürliche Stufenleiter des Preiſes, zu dem ihn jede Sache zu ſtehen kommt, zum Maßſtabe nimmt. Bisweilen wird ſich

Prometheus in seiner Rechnung irren, oder er wird, von Leidenschaft hingerissen, auch wohl ein unmittelbares Gut einem vorzeitigen Genusse opfern, und, nachdem er Blut geschwitzt hat, hungern. Das Gesetz trägt also seine Bestätigung in sich selbst; es kann nicht verletzt werden, ohne daß der Störer sofort bestraft werde.

Say hatte also Recht: „Das Glück dieser Klasse (der Konsumenten), die aus allen andern zusammengesetzt ist, macht das allgemeine Wohl, den glücklichen Zustand eines Landes aus." Nur hätte er hinzufügen sollen, daß das Glück der Klasse der Produzenten, die ebenfalls aus allen andern zusammengesetzt ist, nicht minder das allgemeine Wohl, den glücklichen Zustand eines Landes ausmacht. — Eben so, wenn er sagt: „Das Vermögen jedes Konsumenten hat seinen beständigen Nebenbuhler an Allem, was er kauft," hätte er hinzufügen sollen: „Das Vermögen jedes Produzenten wird unaufhörlich angegriffen von Allem, was er verkauft." Wenn man diese Wechselseitigkeit nicht scharf ausdrückt, so werden die meisten ökonomischen Erscheinungen unverständlich, und ich werde seiner Zeit nachweisen, wie in Folge dieser wichtigen Auslassung die meisten Oekonomen, welche Bücher schrieben, über die Handelsbilanz unverständiges Zeug geredet haben.

Ich habe so eben gesagt, die Gesellschaft bringe zuerst die wenigst kostspieligen und folglich nothwendigsten Dinge hervor..... Ist es denn wahr, daß im Produkte die Nothwendigkeit mit der Wohlfeilheit zusammenhängt, und umgekehrt; so daß diese beiden Wörter: Nothwendigkeit und Wohlfeilheit, so wie die folgenden: Theuerkeit und Ueberflüssigkeit, gleichbedeutend sind?

Wenn jedes Produkt der Arbeit, für sich allein genommen, zur Existenz des Menschen hinreichen könnte, so wäre die in Frage stehende gleiche Wortbedeutung nicht zweifelhaft: wenn alle Produkte dieselben Eigenschaften hätten, so wäre die Produkzion derjenigen am vortheilhaftesten, folglich am nothwendigsten, die am wenigsten kosteten. Aber der Parallelismus zwischen Nützlichkeit und Preis der Produkte formulirt sich nicht mit dieser theoretischen Genauigkeit: sei es Vorsicht der Natur, sei es aus irgend einer

andern Urſache, das Gleichgewicht zwiſchen Bedürfniß und Produkzionskraft iſt mehr als eine Theorie: es iſt ein Faktum, von dem die alltägliche Praxis, ſo wie der Fortſchritt der Geſellſchaft Zeugniß ablegen.

Verſetzen wir uns an den Tag nach der Entſtehung des Menſchen, zum Anfange der Ziviliſazion zurück; waren nicht die urſprünglich einfachſten Induſtriezweige die, welche am wenigſten Vorbereitungen und Koſten erheiſchen, die folgenden: Fruchtbrechen, Weiden, Jagd und Fiſchfang, nach denen, und lange Zeit nachher, erſt der Ackerbau gekommen iſt? Seitdem ſind dieſe vier urſprünglichen Induſtriezweige vervollkommnet und auch angeeignet worden, ein doppelter Umſtand, der das Weſen der Thatſachen nicht ändert, ſondern es im Gegentheil mehr hervorhebt. In der That, das Eigenthum hat ſich immer vorzüglich an die Gegenſtände von unmittelbarſter Nützlichkeit geheftet, an die ausgemachten Werthe, wenn man ſo ſagen darf, ſo daß man die Stufenleiter der Werthe durch den Fortſchritt der Aneignung bezeichnen könnte.

In ſeinem Werke über die Freiheit der Arbeit hält ſich Herr Dunoyer poſitiv an dieſes Prinzip, indem er vier große induſtrielle Kategorieen unterſcheidet, die er nach der Ordnung ihrer Entwicklung, d. h. vom geringſten zum größten Aufwande von Arbeit, aufführt. Dieſe ſind: Extraktive Induſtrie, begreifend alle halbbarbariſchen, oben erwähnten Thätigkeiten; — Handels-, Manufaktur- und Ackerbau-Induſtrie. Und mit tiefem Verſtändniß hat der gelehrte Verfaſſer den Ackerbau zuletzt geſtellt. Denn ungeachtet ihres hohen Alterthums iſt es gewiß, daß dieſe Induſtrie ſich nicht ſo raſch entwickelt hat, als die übrigen: die Folge der Dinge in der Menſchheit muß aber nicht nach dem Urſprunge, ſondern nach der völligen Entwicklung beſtimmt werden. Vielleicht iſt die Ackerbau-Induſtrie vor den übrigen entſtanden, oder alle ſind Zeitgenoſſen; aber diejenige muß als die letzte behandelt werden, die ſich nachträglich vervollkommnet hat.

So zeigte alſo die Natur der Dinge ſelbſt, in Verbindung mit ſeinen eigenen Bedürfniſſen, dem Arbeiter die Ordnung an,

in der er die Produkzion der Werthe angreifen ſollte, welche zu ſeinem Wohle dienen: unſer Geſetz der Verhältnißmäßigkeit iſt alſo zugleich phyſiſch und logiſch, objektiv und ſubjektiv; es hat den höchſten Grad von Gewißheit. Verfolgen wir ſeine Anwendung.

Von allen Arbeitsprodukten hat keins vielleicht längere, geduldigere Anſtrengungen erfordert, als der Kalender. Und doch gibt es keins, deſſen Nutznießung ſich heute wohlfeiler erwerben ließe, und das folglich, nach unſern eigenen Erklärungen, nothwendiger geworden wäre. Wie ſollen wir dieſen Hergang erklären? Wie iſt der Kalender, der den erſten Horden ſo wenig nütze war, weil ſie an der Abwechslung von Tag und Nacht, von Sommer und Winter genug hatten, auf die Dauer ſo unumgänglich, ſo wenig koſtſpielig, ſo vollkommen geworden? Denn durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen bedeuten alle dieſe Beiwörter in der ſozialen Oekonomie Eins und Dasſelbe. Wie ſoll man mit Einem Worte Rechenſchaft von der Veränderlichkeit des Werths des Kalenders nach unſerm Geſetz der Verhältnißmäßigkeit geben?

Damit die zur Hervorbringung des Kalenders nothwendige Arbeit ausgeführt, möglich werde, mußte der Menſch an ſeinen erſten Beſchäftigungen, ſo wie an denen, die ihre unmittelbare Folge waren, Zeit erübrigen, mit andern Worten, dieſe Induſtriezweige mußten produktiver werden, oder weniger koſtſpielig, als ſie im Anfange waren: oder man mußte zuerſt das Problem der Hervorbringung des Kalenders an den extraktiven Induſtriezweigen ſelbſt löſen.

Ich nehme alſo an, daß plötzlich durch eine glückliche Vereinigung von Kräften, durch die Theilung der Arbeit, die Anwendung einer Maſchine, die beſſer verſtandene Leitung der Naturkräfte, mit einem Worte, durch ſeine Induſtrie Prometheus Mittel findet, in Einem Tage eben ſo viel von einem gewiſſen Gegenſtande zu produziren, als ehedem in zehn; was wird erfolgen? Das Produkt wird einen andern Platz in der Tafel der Elemente des Reichthums einnehmen; da ſeine wahlverwandtſchaftliche Macht über andere Produkte, wenn man ſo ſagen darf, gewachſen iſt, ſo wird ſein

relativer Werth um eben ſo viel abnehmen, und anſtatt mit 100 berechnet zu werden, wird es nur noch 10 zählen. Aber dieſer Werth wird deßhalb keinen Augenblick weniger ſtreng beſtimmt ſein, und wieder iſt es die Arbeit, die allein die Höhe ſeiner Geltung feſtſetzt. So wechſelt alſo der Werth, und das Geſetz der Werthe iſt unbeweglich: noch mehr, wenn der Werth der Veränderung unterworfen iſt, ſo iſt er es deßhalb, weil er unter einem Geſetze ſteht, deſſen Prinzip weſentlich beweglich iſt, nämlich unter dem Geſetze der durch die Zeit gemeſſenen Arbeit.

Dasſelbe Raiſonnement findet auf die Hervorbringung des Kalenders, wie auf die aller möglichen Werthe Anwendung. Ich brauche nicht hinzuzufügen, wie die Ziviliſazion, d. h. das ſoziale Faktum des Wachſens der Reichthümer, unſere Geſchäfte vermehrt, unſere Augenblicke immer koſtbarer macht, uns zwingt, fortwährend und genau über unſer ganzes Leben Buch zu führen, und ſo der Kalender für uns eins der nothwendigſten Dinge geworden iſt. Man weiß übrigens, daß dieſe bewunderungswürdige Entdeckung als ihre natürliche Ergänzung einen unſerer koſtbarſten Induſtriezweige hervorgerufen hat, die Uhrmacherei.

Hier findet ganz natürllich ein Einwurf Platz, der einzige, den man gegen die Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe erheben kann.

Say und die Oekonomen, die ihm gefolgt ſind, haben bemerkt, daß die Arbeit, ſelbſt der Abſchätzung unterworfen, eine Waare wie eine andere ſei, und folglich im Zirkel geſchloſſen würde, wenn man ſie als Prinzip und wirkende Urſache des Werthes nehmen wollte. Alſo, ſchloß man, müſſen wir uns an die Seltenheit und an die Meinung halten.

Dieſe Oekonomen mögen mir erlauben, zu ſagen, daß ſie ſich furchtbar unachtſam bewieſen haben. Von der Arbeit ſagt man, ſie habe Werth, nicht inſofern ſie ſelbſt Waare iſt, ſondern Angeſichts der Werthe, die man als potenziell in ihr eingeſchloſſen vorausſetzt. Der Werth der Arbeit iſt ein bildlicher Ausdruck, ein Antizipiren der Wirkung in der Urſache. Er iſt eine Fikzion, eben ſo wie die Produktivität des Kapitals. Die Arbeit produzirt, das Kapital hat Werth, und wenn man durch eine

Art von Ellipse Werth der Arbeit sagt, so greift man vor, was man nach den Regeln der Sprache ganz wohl darf, wenn sich die Theoretiker nur hüten, sofort Realitäten zu erblicken. Die Arbeit, wie Freiheit, Liebe, Ehrgeiz, Genie, ist eine vage und von Natur unbestimmte Sache, die sich qualitativ durch ihren Gegenstand erklärt, d. h. die durch das Produkt eine Realität wird. Wenn man also sagt, die Arbeit dieses Menschen ist fünf Franken täglich werth, so ist es, als wenn man sagte: das Produkt der täglichen Arbeit dieses Menschen ist fünf Franken werth. Die Wirkung der Arbeit ist aber, beständig die Seltenheit und die Meinung als konstitutive Elemente des Werthes aus dem Sattel zu heben, und durch eine nothwendige Folge die natürlichen oder vagen Brauchbarkeiten (angeeignete oder nicht) in meßbare oder soziale Brauchbarkeiten zu verwandeln: woraus folgt, daß die Arbeit zugleich ein erklärter Krieg wider den Geiz der Natur, und eine beständige Verschwörung gegen das Eigenthum ist.

Nach dieser Analyse ist der Werth in Bezug auf die Gesellschaft, welche auf natürliche Weise die Produzenten vermöge der Theilung der Arbeit und des Austausches unter sich bilden, die Verhältnißmäßigkeit der Produkte, die den Reichthum ausmachen; und was man im Besondern den Werth eines Produktes nennt, ist eine Formel, die in Münzbuchstaben das Verhältniß dieses Produktes zum allgemeinen Reichthum anzeigt. — Die Brauchbarkeit begründet den Werth, die Arbeit setzt sein Verhältniß fest; der Preis ist der Ausdruck, der, mit Ausnahme der Verirrungen, die wir zu studiren haben, dies Verhältniß angibt.

Um diesen Mittelpunkt schwingen der Nutzwerth und der Tauschwerth; an dieser Stelle verlieren sie sich und verschwinden; das ist das absolute, unbewegliche Gesetz, das die ökonomischen Wirren, die Launen der Industrie und des Handels beherrscht, und den Fortschritt leitet. Alle Anstrengung der denkenden und arbeitenden Menschheit, jede individuelle und soziale Spekulazion, als integrirender Theil des Kollektivreichthums, gehorchen diesem Gesetze. Die Bestimmung der politischen Oekonomie war, nach

einander alle ihre kontradiktorischen Begriffe zu setzen und dieses Gesetz dadurch zum Bewußtsein zu bringen; der Gegenstand der sozialen Oekonomie, die ich mir für einen Augenblick von der politischen Oekonomie zu unterscheiden erlaube, obwol sie im Grunde nicht von einander verschieden sein sollten, wird sein, dieses Gesetz zu proklamiren und überall zu verwirklichen.

Die Theorie des Maßes oder der Verhältnißmäßigkeit der Werthe ist, man merke es wohl, die Theorie der Gleichheit selbst. Eben so, in der That, wie in der Gesellschaft, wo, wie wir gesehen haben, die Identität zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten vollständig ist, das einem Müßiggänger bezahlte Einkommen wie ein in die Flammen des Aetna geworfener Werth ist; eben so ist der Arbeiter, dem man einen übermäßigen Lohn zuerkennt, wie ein Schnitter, dem man ein Brod gäbe, weil er eine Aehre abpflückte: und Alles, was die Oekonomen unproduktive Konsumzion genannt haben, ist im Grunde nur eine Verletzung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit.

Wir werden in der Folge sehen, wie der Genius der Gesellschaft aus diesen einfachen Daten nach und nach das noch dunkle System der Organisazion der Arbeit, der Vertheilung der Löhne, der Tarifirung der Produkte und der allgemeinen Solidarität ableitet. Denn die Ordnung in der Gesellschaft fußt auf Berechnungen von unerbittlicher Genauigkeit, keineswegs auf paradiesischen Empfindungen von Bruderschaft, Hingebung und Liebe, die sich so viele ehrenwerthe Sozialisten heutzutage bemühen, im Volke anzufachen. Vergebens predigen sie wie Jesus Christus die Nothwendigkeit und geben das Beispiel des Opfers; der Egoismus ist mächtiger, und das Gesetz der Strenge, die ökonomische Fatalität ist einzig fähig, ihn zu bändigen. Der humanistische Enthusiasmus kann wohl einen Ruck hervorbringen, der dem Fortschritt der Ziviliſazion günstig ist; aber diese Krisen der Empfindung, eben so wie die Schwankungen des Werthes, werden immer nur dazu dienen, die Gerechtigkeit stärker und absoluter zu begründen. Die Natur oder die Gottheit hat unsern Herzen mißtraut, sie hat nicht an die Liebe des Menschen zu seinem Nächsten geglaubt, und Alles, was die Wissenschaft uns über die Absichten der Vor-

ſehung in Bezug auf den Gang der Geſellſchaften entdeckt, — ich ſage es zur Schande des menſchlichen Bewußtſeins, aber unſere Scheinheiligkeit muß es wiſſen, — zeugt von Seiten Gottes von tiefem Menſchenhaſſe. Gott hilft uns, nicht aus Güte, ſondern, weil die Ordnung ſein Weſen iſt; Gott beſorgt das Wohl der Welt, nicht, weil er ſie deſſen würdig glaubt, ſondern, weil ſeine höchſte Weisheit ihm ein Gewiſſen daraus macht; und während der Pöbel ihm den ſüßen Namen Vater gibt, iſt es dem Hiſtoriker, dem philoſophiſchen Oekonomen unmöglich, weder an ſeine Liebe zu uns, noch an ſeine Achtung vor uns zu glauben.

Ahmen wir dieſe erhabene Gleichgültigkeit, dieſe ſtoiſche Unrührbarkeit Gottes nach; und weil das Gebot der Liebe beſtändig bei der Hervorbringung des ſozialen Beſten zu kurz gekommen iſt, ſo ſuchen wir in der reinen Vernunft die Bedingungen der Eintracht und der Tugend.

Der Werth, als Verhältnißmäßigkeit der Produkte gefaßt, mit andern Worten, der **konſtituirte Werth**, ſetzt nothwendig und in gleichem Grade Brauchbarkeit und Verkäuflichkeit voraus, die untrennbar und harmoniſch verbunden ſind. Er ſetzt Brauchbarkeit voraus, denn ohne dieſe Bedingung wäre das Produkt jener Wahlverwandtſchaft beraubt, die es tauſchfähig und folglich zu einem Elemente des Reichthums macht; — er ſetzt Verkäuflichkeit voraus, weil, wenn das Produkt nicht zu jeder Zeit und zu einem beſtimmten Preiſe im Tauſch annehmbar wäre, es nur noch ein Nichtwerth, Nichts ſein würde.

Aber im konſtituirten Werth erlangen alle dieſe Eigenſchaften eine breitere, regelmäßigere und wahrere Bedeutung, als vorher. So iſt die Brauchbarkeit nicht mehr jene, ſo zu ſagen, träge Fähigkeit, welche die Dinge haben, zu unſern Genüſſen und Arbeiten zu dienen; eben ſo wenig iſt die Verkäuflichkeit jene Uebertreibung einer blinden Phantaſie oder einer prinziploſen Meinung; endlich hat die Veränderlichkeit aufgehört, ſich als trugvollen **Kampf zwiſchen Angebot und Nachfrage zu erweiſen: Alles das iſt verſchwunden, um einer poſitiven, normalen, und unter allen möglichen Modifikazionen beſtimmbaren Idee Platz zu machen. Durch die Konſtituizon der Werthe iſt jedes Produkt, wenn man**

eine ſolche Analogie ziehen darf, wie die Speiſe, die durch den Inſtinkt der Ernährung entdeckt, durch die Verdauungsorgane zubereitet wird, und in die allgemeine Zirkulazion übergeht, wo ſie ſich nach gewiſſen Verhältniſſen in Fleiſch, Knochen, Flüſſigkeiten ꝛc. verwandelt, und dem Körper Leben, Kraft und Schönheit verleiht.

Was geſchieht denn mit dem Werthe, wenn wir uns von den widerſprechenden Begriffen, Nutzwerth und Tauſchwerth, zu dem des konſtituirten oder abſoluten Werthes erheben? Es geſchieht, wenn ich ſo ſagen darf, eine Einſchachtelung, eine gegenſeitige Durchdringung, in der die beiden elementariſchen Begriffe ſich einander faſſen, wie die hakenförmigen Atome Epikur's, ſich einander abſorbiren und verſchwinden, indem ſie an ihrer Stelle ein Zuſammengeſetztes laſſen, das in einem höheren Grade alle ihre poſitiven Eigenſchaften beſitzt, und ihrer negativen Eigenſchaften ledig iſt. Ein Werth, der wirklich Werth iſt, wie die Münze, ausgeſuchtes Handelspapier, Renten auf den Staat, Akzien auf eine ſolide Unternehmung, kann weder ohne Grund ſteigen, noch bei'm Tauſche verlieren: er iſt nur noch dem natürlichen Geſetze der Vermehrung der induſtriellen Beſonderheiten und des Wachsthums der Produkte ausgeſetzt. Noch mehr, ein ſolcher Werth iſt nicht das Reſultat einer Uebereinkunft, d. h. eines Eklektizismus, eines Juſte-Milieu oder einer Miſchung: er iſt das Produkt einer völligen Verſchmelzung, ein gänzlich neues und von ſeinen Theilen verſchiedenes Produkt: wie das Waſſer, ein Produkt der Verbindung von Waſſerſtoff und Sauerſtoff, ein beſonderer Körper iſt, total verſchieden von ſeinen Elementen.

Die Auflöſung zweier antithetiſcher Ideen in eine dritte von höherer Ordnung iſt das, was die Schule eine Syntheſe nennt. Sie allein gibt die poſitive und vollſtändige Idee, die, wie man geſehen hat, das Reſultat der aufeinander folgenden Affirmazion oder Negazion, denn das kommt auf Eins heraus, zweier diametral entgegengeſetzter Begriffe iſt; woraus als Zuſatz von größter Wichtigkeit in der Anwendung, wie in der Theorie folgt: jedes Mal, wenn in der Sphäre der Moral, der Geſchichte oder der politiſchen Oekonomie die Analyſe die Antinomie einer Idee konſtatirt

hat, kann man **a priori** behaupten, daß dieſe Antinomie eine höhere Idee verbirgt, die früher oder ſpäter zum Vorſchein kommen wird.

Ich bedauere, ſo lange bei Dingen ſtehen bleiben zu müſſen, die allen Abiturienten bekannt ſind: aber ich war dieſe Details gewiſſen Oekonomen ſchuldig, die bei Gelegenheit meiner Kritik des Eigenthums Dilemmen auf Dilemmen gehäuft haben, daß, wenn ich kein Freund des Eigenthums wäre, ich nothwendig Kommuniſt ſein müßte, und Alles das, weil ſie nicht wußten, was Theſe, Antitheſe, Syntheſe iſt.

Die ſynthetiſche Idee des Werthes, als Grundbedingung der Ordnung und des Fortſchrittes für die Geſellſchaft, war von Ad. Smith dunkel geahnt worden, als er, um mich des Ausdrucks des Herrn Blanqui zu bedienen, „in der Arbeit das unveränderliche und allgemeine Maß der Werthe zeigte, und bewies, daß Alles ſeinen natürlichen Preis habe, zu welchem es unaufhörlich inmitten der Schwankungen des laufenden Preiſes, die von zufälligen, dem Verkaufswerthe der Sache fremden, Umſtänden verurſacht worden, ſich hinneige.“

Aber dieſe Idee des Werthes war ganz intuitiv bei Adam Smith, und die Geſellſchaft ändert ihre Gewohnheiten nicht auf Intuitionen hin: ſie entſchließt ſich nur auf Autorität der Thatſachen. Die Antinomie mußte ſich merkbarer und ſchärfer ausdrücken: J. B. Say war ihr hauptſächlicher Dolmetſcher. Aber ungeachtet der angeſtrengten Einbildungskraft und der erſchrecklichen Subtilität dieſes Oekonomen beherrſcht ihn die Definizion Smith's wider ſeinen Willen, und bricht überall in ſeinen Raiſonnements durch.

„Eine Sache taxiren,“ ſagt Say, „heißt erklären, daß ſie eben ſo hoch geſchätzt werden ſoll, wie eine andere, die man bezeichnet. Der Werth jedes Dinges iſt vag und willkürlich, ſo lange er nicht **anerkannt** iſt.....“ Es gibt alſo eine Art, den Werth der Dinge anzuerkennen, d. h. ihn feſtzuſetzen, und da dieſe Anerkennung oder Feſtſetzung durch die Vergleichung der Dinge unter ſich geſchieht, ſo gibt es alſo auch einen gemeinſchaftlichen Charakter, ein Prinzip, vermittels deſſen man erklärt,

daß eine Sache mehr, weniger, oder eben so viel werth ist, als eine andere.

Say hatte vorher gesagt: „Das Maß des Werthes ist der Werth eines andern Produktes.“ Als er später eingesehen hatte, daß diese Phrase nur eine Tautologie war, modifizirte er sie so: „Das Maß des Werthes ist die Quantität eines andern Produktes,“ was eben so wenig verständlich ist. An andern Stellen verwickelt sich dieser sonst so klare und sichere Schriftsteller in leere Unterscheidungen: „Man kann den Werth der Dinge schätzen, man kann ihn nicht messen, das heißt, nicht mit einer unveränderlichen und bekannten Größe vergleichen, weil keine da ist. Alles, was man thun kann, reduzirt sich auf Abschätzung der Dinge durch Vergleichung.“ Andern Orts unterscheidet er reelle und relative Werthe: „Die ersten sind da, wo der Werth der Dinge mit den Produkzionskosten wechselt; die zweiten da, wo der Werth der Dinge in Bezug auf den Werth anderer Waaren sich ändert.“

Sonderbare Verblendung eines Mannes von Genie, nicht einzusehen, daß vergleichen, abschätzen, tariren **Messen** heißt: daß jedes Maß immer nur eine Vergleichung ist, und grade dann ein wahres Verhältniß ausdrückt, wenn der Vergleich gut gemacht ist, daß folglich Werth oder wirkliches Maß, und Werth oder relatives Maß durchaus identische Sachen sind, und daß die Schwierigkeit nicht darin besteht, einen Maßstab zu finden, weil alle Quantitäten sich gegenseitig dazu dienen können, sondern den Vergleichspunkt zu bestimmen. In der Geometrie ist der Vergleichspunkt die Ausdehnung, und die Maßeinheit ist bald die Eintheilung des Zirkels in 360 Theile, bald der Umfang der Erdkugel, bald die mittlere Ausdehnung des Armes, der Hand, des Daumens oder des Fußes des Menschen. In der ökonomischen Wissenschaft, wir haben es nach Adam Smith gesagt, ist der Gesichtspunkt, unter dem alle Werthe sich vergleichen lassen, die Arbeit; was die Maßeinheit anbelangt, so ist die in Frankreich adoptirte die **Franken.** Es ist unglaublich, daß so viele geistvolle Menschen sich seit vierzig Jahren gegen diese Idee zerarbeiten. Aber nein: die Vergleichung der Werthe

geſchieht, ohne daß zwiſchen ihnen ein Vergleichspunkt wäre, und ohne Maßeinheit; — anſtatt die revoluzionäre Idee der Gleichheit feſtzuhalten, haben die Oekonomen des 19. Jahrhunderts beſchloſſen, dieſen Satz gegen Alle und Jeden zu behaupten. Was wird die Nachwelt dazu ſagen?

Ich will jetzt durch ſchlagende Beiſpiele zeigen, daß die Idee des Maßes oder des Verhältniſſes der Werthe, ſo nothwendig in der Theorie, ſich in der Praxis verwirklicht hat und alle Tage verwirklicht.

§. 3. Anwendung des Geſetzes der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Jedes Produkt iſt ein repräſentatives Zeichen der Arbeit.

Jedes Produkt kann folglich gegen ein anderes ausgetauſcht werden, und die allgemeine Praxis legt Zeugniß davon ab.

Aber unterdrückt die Arbeit: ſo bleiben euch nur mehr oder weniger brauchbare Dinge übrig, die, da ſie keinen ökonomiſchen Stempel, kein menſchliches Zeichen tragen, unmeßbar unter einander, d. h. logiſch unaustauſchbar ſind.

Das Geld, wie jede andere Waare, iſt ein repräſentatives Zeichen der Arbeit: inſofern konnte es als gemeinſchaftlicher Abſchätzer, als Mittler bei Uebereinkünften dienen. Aber das beſondere Geſchäft, das der Gebrauch den edlen Metallen zuerkannt hat, zum Handelsvermittler zu dienen, iſt lediglich Sache der Uebereinkunft, und jede andere Waare könnte, vielleicht weniger bequem, aber eben ſo authentiſch, dieſe Rolle ſpielen; die Oekonomen erkennen es an, und man zitirt mehr als ein Beiſpiel. Was iſt alſo der Grund jenes den edlen Metallen allgemein zuerkannten Vorzugs, als Geld zu dienen, und wie erklärt ſich dieſe ganz beſondere Funkzion des Geldes, die ohne Gleichen in der politiſchen Oekonomie iſt? Denn jedes in ſeiner Art einzige und genoſſenloſe Ding wird grade dadurch ſchwieriger zu verſtehen, und oft gar nicht verſtanden. Iſt es möglich, die Reihe wiederherzuſtellen, aus der die Münze herausgenommen worden, und folglich dieſe auf ihr wahres Prinzip zurückzuführen?

Bei dieſer Frage haben ſich die Oekonomen nach ihrer Ge-

wohnheit aus dem Bereich ihrer Wissenschaft herausbegeben: sie haben Physik, Mechanik, Geschichte ꝛc. getrieben; sie haben von Allen gesprochen, aber nicht geantwortet. Die edlen Metalle, haben sie gesagt, boten durch ihre Seltenheit, ihre Dichtigkeit, ihre Unverderblichkeit Bequemlichkeiten dar, die man bei Weitem nicht in demselben Grade bei anderen Waaren antreffen konnte. Kurz, die Oekonomen, anstatt auf die ihnen vorgelegte ökonomische Frage zu antworten, haben eine artistische Frage behandelt. Sie haben die mechanische Geeignetheit des Goldes und Silbers, zur Münze zu dienen, recht gut gezeigt; was aber Keiner von ihnen weder gesehen, noch begriffen hat, ist der ökonomische Grund, welcher zu Gunsten der edlen Metalle das Privilegium bestimmt hat, dessen sie genießen.

Was Niemand bemerkt hat, von allen Waaren sind Gold und Silber die ersten, deren Werth konstituirt worden. In der patriarchalischen Zeit werden Gold und Silber noch verhandelt und in Barren ausgetauscht, aber schon mit einer sichtbaren Tendenz zur Herrschaft hin, und deutlich bevorzugt. Nach und nach bemächtigen sich die Herrscher derselben und drücken ihr Siegel darauf, und aus dieser souveränen Weihe entsteht die Münze, d. h. die Waare par excellence, die, welche bei allen Handelserschütterungen einen bestimmten verhältnißmäßigen Werth behält, und mit der man überall bezahlen kann.

Was die Münze in der That auszeichnet, ist nicht die Härte des Metalles, sie ist geringer, als die des Stahls; noch ihre Brauchbarkeit, sie steht weit unter der des Kornes, des Eisens, der Steinkohle und einer Masse anderer Substanzen, die fast als gemein neben dem Golde erachtet werden; — es ist weder ihre Seltenheit, noch ihre Dichtigkeit: beides hätte man ersetzen können, entweder durch Bearbeitung anderer Stoffe, oder wie heute durch Bankgeld, der große Haufen von Eisen oder Kupfer darstellt. Der unterscheidende Zug des Goldes und Silbers ist, ich wiederhole es, der, daß sie vermöge ihrer metallischen Eigenschaften, der Schwierigkeiten ihrer Hervorbringung und namentlich der Dazwischenkunft der öffentlichen Gewalt, frühzeitig als Waaren festen Werth und allgemeine Anerkennung besaßen.

Ich ſage alſo, daß der Werth des Goldes und Silbers, namentlich desjenigen Theils, der in die Münzfabriken kommt, obwohl dieſer Werth vielleicht noch nicht genau berechnet worden, nichts Willkürliches mehr hat: ich füge hinzu, daß er der Entwerthung nicht mehr unterworfen iſt, wie die übrigen Werthe, obgleich er doch noch beſtändig ſchwanken kann. Wie viel Gerede und Gelehrſamkeit man auch aufgewendet hat, um durch das Beiſpiel des Geldes darzuthun, der Werth ſei eine weſentlich unbeſtimmbare Größe: es ſind lauter ſchiefe Schlüſſe, die von einer falſchen Vorſtellung der Frage herrühren, ab ignorantia elenchi. Philipp I., König von Frankreich, miſcht zum Pfund Tournoi Karl's des Großen ein Drittel Beiſatz, und bildet ſich ein, daß, da er allein das Monopol der Münzfabrikation habe, er thun könne, was jeder Kaufmann mit dem Monopole eines Fabrikats thut. Was war im Grunde dieſe Münzverſchlechterung, die man dem Philipp und ſeinen Nachfolgern ſo ſehr zum Vorwurf gemacht hat? Ein ſehr richtiger Kalkül vom Geſichtspunkt des Handelsherkommens aus, aber durchaus falſch vor der ökonomiſchen Wiſſenſchaft: Angebot und Nachfrage ſei die Regel der Werthe, man könne alſo entweder eine künſtliche Seltenheit hervorbringen, oder die Fabrikazion akkapariren, und ſo die Werthſchätzung, folglich auch den Werth der Dinge, ſteigern, und das ſei wahr von Gold und Silber, wie von Korn, Wein, Oel und Tabak. Kaum aber argwöhnte man den Betrug Philipp's, als ſeine Münze auf ihren richtigen Werth reduzirt wurde, und er ſelbſt Alles verlor, was er ſeinen Unterthanen abzugewinnen vermeint hatte. Dasſelbe traf in Folge aller ähnlichen Verſuche ein. Woher dieſe Verrechnung?

Die Oekonomen ſagen, weil durch die Falſchmünzerei die Maſſe Goldes und Silbers weder wirklich vermindert noch vermehrt, das Verhältniß dieſer Metalle zu den übrigen Waaren durchaus nicht verändert war, und es folglich nicht in der Macht des Souveräns ſtand, zu bewirken, daß, was 2 im Staate galt, künftig 4 gelte. Es iſt ſogar zu bemerken, daß wenn, anſtatt der Verſchlechterung der Münzen, es in der Macht des Königs geſtanden hätte, ihre Maſſe zu verdoppeln, der Tauſchwerth des

Goldes und Silbers sogleich um die Hälfte heruntergegangen wäre, immer aus dem Grunde der Verhältnißmäßigkeit und des Gleichgewichts. Die Verschlechterung der Münzen war also von Seiten des Königs eine gewaltsame Anleihe, besser gesagt, ein Bankerott, eine Gaunerei.

Vortrefflich. Die Oekonomen erklären sehr gut, sobald sie wollen, die Theorie des Werthmaßes; man braucht sie nur auf das Kapitel der Münze zu bringen. Warum sehen sie nun nicht, daß die Münze das geschriebene Gesetz des Handels ist, der Typus des Tausches, das erste Glied jener langen Kette von Schöpfungen, die alle unter dem Namen von Waaren die soziale Weihe erhalten, und, wenn nicht faktisch, doch rechtlich, wie die Münze, auf jedwedem Markte annehmbar werden müssen?

„Die Münze," sagt sehr gut Herr Augier, „kann nur insofern sowohl als Maßstab für die Darlegung vergangener Geschäfte, wie auch als gutes Tauschmittel dienen, als ihr Werth sich am meisten dem Ideal der Beständigkeit nähert; denn sie tauscht oder kauft immer nur den Werth ein, den sie hat". (Gesch. des öffentlichen Kredits).

Uebersetzen wir diese ungemein scharfe Beobachtung in eine allgemeine Formel.

Die Arbeit wird nur insofern eine Garantie des Glücks und der Gleichheit, als das Produkt jedes Individuums im Verhältniß zur Masse steht; denn es tauscht oder kauft immer nur einen Werth ein, der seinem eigenen Werthe gleich ist.

Ist es nicht befremdend, daß man den spekulirenden und treulosen Handel laut vertheidigt, und zugleich wider den Versuch eines Monarchen schreit, der Falschmünzer war, und am Ende nur das Grundprinzip der politischen Oekonomie, die willkürliche Unbeständigkeit der Werthe, auf das Geld anwandte? Wenn die Regie sich einfallen läßt, 750 Gramm Tabak für ein Kilogramm zu geben, so schreien die Oekonomen von Diebstahl; — wenn aber dieselbe Regie ihr Privileg anwendet, und den Preis des Kilogramms um 2 Franken erhöht, so werden sie das theuer finden, aber nichts Prinzipwidriges darin entdecken. Welches Imbroglio ist die politische Oekonomie!

Es ist also in der Münzung des Goldes und des Silbers noch etwas mehr, als uns die Oekonomen berichtet haben: es ist darin die Bestätigung des Gesetzes der Verhältnißmäßigkeit, der erste Akt der Konstituirung der Werthe. Die Menschheit geht überall mit unendlicher Stufenfolge zu Werke: nachdem sie begriffen hat, daß die Produkte der Arbeit dem Maß und Verhältniß unterworfen werden müssen, um sie alle gleich tauschfähig zu machen, beginnt sie damit, diesen Charakter absoluter Tauschfähigkeit einem besondern Produkte zu ertheilen, das für sie der Typus und das Muster aller andern werden wird. So hat sie, um alle ihre Mitglieder zur Freiheit und Gleichheit zu erheben, zuerst Könige ernannt. Das Volk hat ein dunkles Gefühl von diesem providenziellen Gange, wenn es in seinen Glücksträumen und Legenden immer von Gold und Königthum spricht; und die Philosophen haben der allgemeinen Vernunft nur ihren Tribut dargebracht, wenn sie in ihren sogenannten moralischen Homilieen und ihren gesellschaftlichen Utopieen mit gleichem Getöse wider das Gold und die Tyrannei donnern. **Auri sacra fames!** Verfluchtes Gold! ruft lustiger Weise ein Kommunist aus. Man könnte eben so gut sagen: verfluchter Weizen, verfluchte Weinstöcke, verfluchte Hämmel; denn eben so, wie Gold und Silber, muß jeder kommerzielle Werth zu einer genauen und scharfen Bestimmung gelangen. Das Werk hat seit langer Zeit begonnen: heute schreitet es sichtbar vorwärts.

Gehen wir zu andern Betrachtungen über.

Ein allgemein von den Oekonomen angenommener Satz ist: Jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen.

Diese Behauptung ist für mich allgemein und absolut wahr: es ist der Zusatz zum Gesetze der Verhältnißmäßigkeit, das man als die Summa der ganzen ökonomischen Wissenschaft betrachten kann. Aber ich bitte die Oekonomen um Verzeihung, das Prinzip, daß jede Arbeit einen Ueberschuß lassen muß, hat in ihrer Theorie keinen Sinn, und kann gar nicht bewiesen werden. Wie kann man, wenn Angebot und Nachfrage die einzige Regel der Werthe sind, erkennen, was übrig bleibt und was zureicht? Weder der Produkzions-, noch der Verkaufspreis, noch der Lohn können

mathematiſch beſtimmt werden, wie kann man nun einen Ueberſchuß, einen Gewinnſt begreifen? Das Herkommen im Handel hat uns das Wort, wie die Idee des Gewinnſtes gegeben: und da wir politiſch gleich ſind, ſo ſchließt man, jeder Bürger habe ein gleiches Recht, in ſeiner perſönlichen Induſtrie Vortheile zu realiſiren. Aber die Handelsoperazionen ſind weſentlich unregelmäßig, und man hat ohne Widerrede bewieſen, daß die Vortheile des Handels nur eine willkürliche und gewaltſame Beſteuerung des Konſumenten von Seiten des Produzenten, mit Einem Worte, eine Werthverſetzung ſind, um nichts Schlimmeres zu ſagen. Das würde man bald bemerken, wenn es möglich wäre, die Totalſumme der Deſizits jedes Jahres mit dem Betrage der Gewinnſte zu vergleichen. Im Sinne der politiſchen Oekonomie iſt das Prinzip, jede Arbeit müſſe einen Ueberſchuß laſſen, nichts Anderes, als die Heiligſprechung des konſtituzionellen Rechtes, das wir Alle durch die Revoluzion erworben haben, unſere Nebenmenſchen zu beſtehlen.

Das Geſetz der Verhältnißmäßigkeit der Werthe kann einzig Rechenſchaft über dies Problem geben. Ich will bei der Frage ein wenig weit ausholen; ſie iſt wichtig genug, um ſie in der gebührenden Ausdehnung zu behandeln.

Die meiſten Philoſophen wie Philologen ſehen in der Geſellſchaft nur ein geiſtiges Weſen, oder beſſer geſagt, ein abſtraktes Wort, das zur Bezeichnung einer Maſſe von Menſchen dient. Wir haben Alle von Kindheit auf mit den erſten grammatiſchen Lekzionen das Vorurtheil eingeſogen: die Kollektiv-, die Gattungs- und Artnamen bezeichneten keine Realitäten. Es wäre viel über dies Kapitel zu ſagen; ich beſchränke mich auf meinen Gegenſtand. Für den wahrhaften Oekonomen iſt die Geſellſchaft ein lebendiges Weſen, mit eigenthümlicher Intelligenz und Thätigkeit begabt, von beſondern Geſetzen regiert, welche die Beobachtung allein entdeckt, und deren Vorhandenſein ſich nicht unter einer phyſiſchen Form, ſondern durch die Harmonie und innige Solidarität aller Mitglieder beurkundet. Wenn wir alſo eben unter dem Bilde eines Gottes der Fabel allegoriſch die Geſellſchaft bezeichneten, ſo hatte unſere Sprache im Grunde nichts Bildliches:

es war das ſoziale Weſen, die organiſche und ſynthetiſche Einheit, der wir einen Namen beilegten. Wer immer über die Geſetze der Arbeit und des Tauſches nachgedacht hat (ich laſſe jede andere Rückſicht bei Seite), für den iſt die Realität, ich hätte faſt geſagt, die Perſönlichkeit des Kollektivmenſchen eben ſo gewiß, als die Realität und Perſönlichkeit des individuellen Menſchen. Der ganze Unterſchied iſt der, daß der letztere den Sinnen als ein Organismus erſcheint, deſſen Theile materiell zuſammenhängen, was in der Geſellſchaft nicht der Fall iſt. Aber die Intelligenz, die unmittelbare Thätigkeit, die Entwicklung, das Leben, Alles, was im höchſten Grade die Realität des Weſens ausmacht, iſt der Geſellſchaft eben ſo eigen, wie dem Menſchen: und daher kommt es, daß die Regierung der Geſellſchaften Wiſſenſchaft iſt, d. h. Studium natürlicher Beziehungen, und nicht Kunſt, d. h. Laune und Willkür. Daher kommt es endlich, daß jede Geſellſchaft ihrem Untergang entgegengeht, ſo wie ſie den Ideologen in die Hände fällt.

Das Prinzip, jede Arbeit müſſe einen Ueberſchuß laſſen, welches die politiſche Oekonomie, d. h. der Eigenthums-Schlendrian, nicht beweiſen kann, iſt eins von denen, die am meiſten von der Realität der Kollektivperſon zeugen; denn, wie wir ſehen werden, iſt dies Prinzip nur wahr von den Individuen, weil es aus dem Weſen der Geſellſchaft herfließt, die ihnen ſo den Vortheil ihrer eigenen Geſetze angedeihen läßt.

Kommen wir zu den Thatſachen. Man hat bemerkt, daß die Eiſenbahnunternehmungen weit weniger eine Quelle des Reichthumes für die Unternehmer, als für den Staat ſind. Die Bemerkung iſt richtig, und man hätte hinzufügen ſollen, daß ſie nicht nur auf die Eiſenbahnen, ſondern auf jede Induſtrie Anwendung findet. **Aber dieſe Erſcheinung, die weſentlich vom Geſetze der Verhältnißmäßigkeit der Werthe herrührt, ſo wie von der abſoluten Identität von Produkzion und Komſumzion, iſt unerklärlich bei der gewöhnlichen Vorſtellung von Nutzwerth und Tauſchwerth.**

Der mittlere Preis der Waarenfracht auf der Achſe iſt 18 Centimen per Tonne und Kilometer, die Waare im Magazin

genommen und abgeliefert. Man hat berechnet, daß bei dieſem Preiſe eine gewöhnliche Eiſenbahnunternehmung nicht 10 Prozent reinen Gewinnſt machen würde, ein Ergebniß, das dem einer Frachtfuhrunternehmung faſt gleichkommt. Aber, nehmen wir an, die Geſchwindigkeit des Bahntransports verhalte ſich zu der der Fuhre, Alles erwogen, wie 4 : 1; da in der Geſellſchaft die Zeit der Werth ſelbſt iſt, ſo wird bei gleichem Preiſe die Eiſenbahn einen Vortheil von 400 Prozent bieten. Doch iſt dieſer enorme Vortheil, der für die Geſellſchaft ſehr reell iſt, ſehr weit davon entfernt, ſich in demſelben Verhältniß für den Beförderer der Waare zu realiſiren, der, während er der Geſellſchaft einen Gewinnſt von 400 Prozent bringt, für ſich nur 10 Prozent verdient. Setzen wir in der That, um die Sache noch deutlicher zu machen, voraus, die Eiſenbahn ſteigere ihren Tarif auf 25 Cent., die Frachtfuhre aber bleibe auf 18 Cent., ſo wird ſie auf dem Fleck alle ihre Beſtellungen verlieren. Abſender, Empfänger, Jedermann wird zum breitſpurigen Wagen, zur einfachen Achſe, wenn es ſein muß, zurückkehren. Man wird die Lokomotive im Stiche laſſen; ein ſozialer Vortheil von 400 Prozent wird einem Privatverluſt von 35 Prozent geopfert werden.

Der Grund hiefür iſt leicht zu finden: der Vortheil, der aus der Schnelligkeit der Eiſenbahn entſpringt, iſt durchaus ſozial, und jedes einzelne Individuum nimmt nur im allerwinzigſten Verhältniſſe Theil daran (vergeſſen wir nicht, daß es ſich im Augenblick vom Waarentransport handelt), während der Verluſt direkt und perſönlich den Konſumenten trifft. Ein ſozialer Vortheil gleich 400 iſt für den Einzelnen, wenn die Geſellſchaft nur aus einer Million Menſchen beſteht, gleich vier Zehntauſendſteln: während ein Verluſt von 35 Prozent für den Konſumenten ein ſoziales Defizit von 33 Millionen vorausſetzen würde. Das Privat- und das Kollektiv-Intereſſe, die auf den erſten Anblick ſo ſehr auseinander gehen, ſind alſo völlig identiſch und ſich adäquat, und dies Beiſpiel kann ſchon dazu dienen, begreiflich zu machen, wie in der ökonomiſchen Wiſſenſchaft alle Intereſſen ſich vereinbaren.

Damit alſo die Geſellſchaft den oben vorausgeſetzten Vortheil realiſire, darf der Tarif der Eiſenbahn ganz nothwendig

gar nicht, oder nur sehr wenig den Preis der Fuhre übersteigen.

Damit aber diese Bedingung erfüllt werde, mit andern Worten, damit die Eisenbahn kommerziell möglich sei, muß die zu transportirende Masse hinreichen, wenigstens das Interesse des angelegten Kapitales und die Unterhaltungskosten der Bahn zu decken. Die erste Bedingung für eine Eisenbahn ist also eine starke Zirkulazion, was eine noch stärkere Produkzion, eine große Masse von Austauschungen voraussetzt.

Aber Produkzion, Zirkulazion, Tausch sind nichts, was sich improvisiren ließe; sodann entwickeln sich die verschiedenen Formen der Arbeit nicht einzeln und unabhängig von einander: ihr Fortschritt ist nothwendig gebunden, solidarisch, verhältnißmäßig. De Antagonismus kann unter den Industriellen bestehen: wider ihren Willen ist die soziale Akzion einheitlich, konvergirend, harmonisch, persönlich mit Einem Worte. Kurz, es gibt einen bestimmten Augenblick für die Erschaffung der großen Arbeitsinstrumente; es ist der, wo die allgemeine Konsumzion sie unterhalten, d. h. — denn alle diese Sätze sagen dasselbe, — wo die laufende Arbeit die neuen Maschinen beschäftigen kann. Die vom Fortschritt der Arbeit bestimmte Stunde antizipiren, hieße, dem Narren nachahmen, der, um von Lyon nach Marseille zu kommen, für sich allein ein Dampfschiff heizen ließ.

Nach diesen Erläuterungen ist nichts leichter, als die Erklärung, wie die Arbeit jedem Produzenten einen Ueberschuß lassen soll.

Und zunächst, was die Gesellschaft betrifft: Prometheus, aus dem Schooße der Natur hervorgehend, erwacht zum Leben in einer reizenden Trägheit, die aber bald Elend und Qual werden würde, vertauschte er sie nicht gegen die Arbeit. Da in diesem ursprünglichen Müssiggange die Produkzion des Prometheus Null ist, so ist sein Glück identisch mit dem der Bestie, und kann durch Null bezeichnet werden.

Prometheus geht an's Werk: und von der ersten Tagarbeit an, dem zweiten Tage der Schöpfung, ist das Produkt des Prometheus, d. h. sein Reichthum, sein Glück = 10.

Am zweiten Tage theilt Prometheus seine Arbeit, und sein Produkt ist = 100.

Am dritten und jedem folgenden Tage erfindet Prometheus Maschinen, entdeckt neue brauchbare Werthe in den Körpern, neue Kräfte in der Natur; das Feld seiner Existenz dehnt sich von der Welt der Empfindung auf die moralische und intellektuelle Sphäre aus, und bei jedem Schritte, den seine Industrie macht, steigt die Summe seiner Produkzion, und kündigt ihm einen Zuwachs von Glück an. Und weil am Ende konsumiren für ihn produziren heißt, so ist es klar, daß, da jede Tageskonsumzion nur das Produkt des vorigen Tages aufzehrt, ein Ueberschuß von Produkzion für den folgenden Tag übrig bleibt.

Aber bedenken wir auch, bedenken wir vor Allem die große Hauptsache, daß der Wohlstand des Menschen im direkten Verhältnisse der Intensität der Arbeit und der Vielfachheit der Arbeitszweige steht, so daß der Zuwachs des Reichthums und die Zunahme der Arbeit sich gegenseitig bedingen und parallel laufen.

Jetzt behaupten, daß jedes Individuum an diesem allgemeinen Gange der Gesammtentwickelung Theil hat, hieße, eine Wahrheit vortragen, die vor lauter Klarheit einfältig erscheinen könnte. Bezeichnen wir vielmehr die beiden allgemeinen Formen der Konsumzion in der Gesellschaft.

Die Gesellschaft, eben so wie der Einzelne, hat anfänglich ihre Gegenstände persönlicher Konsumzion, Gegenstände, deren Bedürfniß sie nach und nach die Zeit empfinden läßt, und die ihr geheimnißvoller Instinkt ihr zu erschaffen befiehlt. So gab es im Mittelalter für eine große Zahl von Städten einen bestimmten Augenblick, in welchem die Erbauung von Rathhäusern und Domen eine heftige Leidenschaft ward, die um jeden Preis befriedigt werden mußte; das Vorhandensein der Gesellschaft hing davon ab. Sicherheit und Kraft, öffentliche Ordnung, Zentralisazion, Nazionalität, Vaterland, Unabhängigkeit, das macht das Leben der Gesellschaft, die Gesammtheit ihrer seelischen Fähigkeiten aus; diese Gefühle mußten ihren Ausdruck und ihre Zeichen finden. Das war ehemals die Bestimmung des Tempels zu Jerusalem gewesen, des wahrhaften Palladiums der jüdischen Nazion;

in demſelben Falle war der Tempel des Jupiter Kapitolinus zu Rom. Später, nach dem Gemeindepallaſt und dem Tempel, gewiſſermaßen den Organen der Zentraliſazion und des Fortſchritts, kamen die anderen Werke öffentlichen Nutzens, Brücken, Theater, Schulen, Hospitäler, Straßen ꝛc.

Die öffentlichen Denkmäler werden weſentlich gemeinſchaftlich, folglich umſonſt benutzt, und die Geſellſchaft deckt ſich für ihre Auslagen mit den politiſchen und moraliſchen Vortheilen, die aus dieſen großen Werken entſpringen, und die, indem ſie der Arbeit ein Pfand der Sicherheit und den Geiſtern ein Ideal geben, der Induſtrie und den Künſten einen neuen Schwung verleihen.

Aber anders iſt es mit den Gegenſtänden häuslicher Konſumzion, die einzig in die Kategorie des Tauſches fallen; dieſe können nur unter den Bedingungen des Austauſches produzirt werden, die ihre Konſumzion, d. h. die unmittelbare und für die Produzenten vortheilhafte Bezahlung geſtatten. Dieſe Bedingungen haben wir hinlänglich in der Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe entwickelt, die man eben ſo gut die Theorie der ſteigenden Herabſetzung der Produkzionspreiſe nennen könnte.

Ich habe theoretiſch und faktiſch das Prinzip bewieſen, daß jede Arbeit einen Ueberſchuß laſſen muß; aber dieſes Prinzip, das eben ſo gewiß iſt, wie ein arithmetiſcher Satz, iſt noch weit davon entfernt, ſich für Jedermann zu verwirklichen. Während durch den Fortſchritt der Geſammtinduſtrie jeder Tag perſönlicher Arbeit ein immer größeres Produkt gewinnt, während alſo durch eine nothwendige Folge der Arbeiter bei demſelben Lohne alle Tage reicher werden müßte, gibt es in der Geſellſchaft Stände, die Gewinn ziehen, und andere, die zu Grunde gehen; Arbeiter mit doppeltem, dreifachem und hundertfachem Lohne, und andere, die nicht auskommen; kurz, überall Leute, die genießen, und andere, die darben, und vermöge einer ungeheuerlichen Theilung der induſtriellen Befugniſſe, Perſonen, die konſumiren und nicht produziren. Die Vertheilung des Wohlſtandes verfolgt alle Bewegungen des Werthes, und bringt ſie, im Elend, wie im Luxus, in erſchrecklichem Verhältniſſe und mit erſchrecklicher Energie wieder

hervor. Aber überall iſt zugleich der Fortſchritt des Reichthums, d. h. die Verhältnißmäßigkeit der Werthe das herrſchende Geſetz: und wenn den Oekonomen den Klagen der ſozialen Partei den ſteigenden Zuwachs des öffentlichen Vermögens und die ſelbſt den unglücklichſten Klaſſen gewährten Erleichterungen entgegenhalten, ſo proklamiren ſie, ohne es zu wiſſen, eine Wahrheit, welche die Verurtheilung ihrer Theorieen iſt.

Denn ich beſchwöre die Oekonomen, ſich einen Augenblick in ihrem innerſten Herzen, fern von den Vorurtheilen, die ſie blenden, und ohne Rückſicht auf die Aemter, die ſie inne haben oder erwarten, auf die Intereſſen, denen ſie dienen, auf den Beifall, nach dem ihr Ehrgeiz lüſtern iſt, auf die Auszeichnungen, die ihre Eitelkeit kitzeln, zu fragen: ob bis heute das Prinzip, jede Arbeit müſſe einen Ueberſchuß laſſen, ihnen mit der Kette von Vorbedingungen und Folgerungen erſchienen iſt, die wir angeregt haben; und ob ſie unter dieſen Worten jemals etwas Anderes verſtanden haben, als das Recht, auf die Werthe zu ſpekuliren und Manöver mit Angebot und Nachfrage zu treiben; ob es nicht wahr iſt, daß ſie zugleich nicht nur den Fortſchritt des Reichthums und des Glücks, und folglich das Maaß der Werthe, ſondern auch die Willkür des Handelsverkehres und die Unmeßbarkeit der Werthe, d. h. was es nur von ſtarken Gegenſätzen gibt, behaupten? Hört man nicht kraft dieſes Widerſpruchs unaufhörlich in den Vorleſungen, und lieſt man nicht in ökonomiſchen Werken die abgeſchmackte Hypotheſe: Wenn der Preis **aller** Dinge verdoppelt würde.... Als wenn der Preis aller Dinge nicht das Verhältniß der Dinge wäre, und als wenn man ein Verhältniß, eine Beziehung, ein Geſetz verdoppeln könnte! Strebt nicht endlich, kraft des anormalen Eigenthums-Schlendrians, wie ihn die Oekonomie vertheidigt, Jeder im Handel, in der Induſtrie, in den Künſten, im Staate, unter dem Vorwande der Geſellſchaft geleiſteter Dienſte, unaufhörlich nach Uebertreibung ſeiner Wichtigkeit, und kommt um Belohnungen, Unterſtützungen, große Penſionen, ſtarke Honorare ein? Als wenn die Belohnung jedes Dienſtes nicht nothwendig durch den Betrag ſeiner Koſten feſtgeſetzt wäre? Warum verbreiten

die Oekonomen nicht aus allen ihren Kräften die einfache und klare Wahrheit: Die Arbeit jedes Menschen kann nur den Werth kaufen, den sie in sich trägt, und dieser Werth steht im Verhältniß zu den Diensten aller andern Arbeiter, wenn ja doch, wie sie zu glauben scheinen, die Arbeit eines Jeden einen Ueberschuß lassen soll? ....

Aber hier drängt sich eine letzte Betrachtung auf, die ich kurz auseinandersetzen will.

J. B. Say, der von allen Oekonomen am meisten auf der absoluten Unbestimmbarkeit des Werthes besteht, ist auch zugleich derjenige, der sich am meisten bemüht hat, diesen Satz umzustoßen. Er ist, wenn ich mich nicht irre, der Urheber der Formel: Jedes Produkt ist werth, was es kostet, oder, was auf Eins hinauskommt, die Produkte werden durch Produkte gekauft. Diesem Satze voller Gleichheits-Konsequenzen ist seitdem von andern Oekonomen widersprochen worden: wir wollen nacheinander Behauptung und Leugnung untersuchen.

Wenn ich sage: Jedes Produkt ist die Produkte werth, die es gekostet hat, so bedeutet das, daß jedes Produkt eine Kollektiv-Einheit ist, die unter einer neuen Form eine gewisse Anzahl anderer Produkte vereinigt, welche in verschiedenen Quantitäten konsumirt wurden; woraus folgt, daß die Produkte der menschlichen Industrie in ihrem Verhältniß zu einander Gattungen und Arten sind, und daß sie nach der Zahl und dem Verhältniß der Elemente, die als gleichgültige unter sich jedes Produkt ausmachen, eine Reihe vom Einfachen zum Zusammengesetzten bilden. Es ist für den Augenblick gleichviel, ob diese Reihe, so wie die Aequivalenz ihrer Elemente, ihren mehr oder weniger genauen Ausdruck in der Praxis durch das Gleichgewicht der Löhne und Lebensstellungen finde: es handelt sich vor Allem um das Verhältniß in den Dingen, um das ökonomische Gesetz. Denn hier, wie immer, erzeugt die Idee von vornherein und von selbst das Faktum, welches nachher, erkannt von dem Gedanken, der ihm das Dasein gegeben hat, sich nach und nach berichtigt, und seinem Prinzip gemäß bestimmt. Der freie Konkurrenzhandel ist nur eine lange Arbeit der Wiederherstellung, die zum Zweck

hat, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe hervortreten zu lassen, bis das bürgerliche Recht sie bestätige, und sie zur Regel der Stellung der Personen mache. Ich sage also, das Prinzip Say's: Jedes Produkt ist werth, was es kostet, deutet eine Reihe der menschlichen Produkzion an, ähnlich der animalischen und vegetabilischen Reihe, in der die elementarischen Einheiten (Arbeitstage) als gleich genommen werden; so daß die politische Oekonomie von vornherein, aber im Widerspruche mit sich selbst, etwas behauptet, was weder Plato, noch Rousseau, noch irgend ein alter oder neuer Publizist für möglich gehalten hat, die Gleichheit der Lebensstellungen und Vermögen.

Prometheus ist bald Ackerbauer, bald Winzer, bald Bäcker, bald Weber. Welches Handwerk er auch ausübe, da er nur für sich selbst arbeitet, so kauft er, was er konsumirt (seine Produkte) mit einer und derselben Münze (seinen Produkten), deren metrische Einheit nothwendig sein Arbeitstag ist. Es ist wahr, die Arbeit selbst ist der Veränderung unterworfen: Prometheus ist nicht immer gleich aufgelegt, und von einem Augenblick zum andern steigt und fällt seine Lust, seine Fruchtbarkeit. Aber wie Alles, was der Schwankung unterworfen ist, hat die Arbeit ihre Durchschnittsbestimmung, und das ermächtigt uns zu sagen, daß im Allgemeinen der Arbeitstag den Arbeitstag bezahlt, nicht mehr und nicht weniger. Es ist freilich wahr, wenn man die Produkte einer gewissen Epoche des sozialen Lebens mit denen einer andern vergleicht, daß der hundertmillionste Arbeitstag des Menschengeschlechts ein unvergleichlich höheres Resultat, als der erste bieten wird; aber hier muß man auch bemerken, daß das Leben des Kollektivwesens, eben so wenig wie das des Einzelnen, gespalten werden kann; daß, wenn die Tage sich nicht gleichen, sie dafür unzertrennlich verbunden sind, und daß in der Gesammtheit der Existenz Lust und Mühe ihnen gemeinsam zugehören. Wenn also der Schneider für den Werth eines Arbeitstages zehnmal den Arbeitstag des Webers konsumirt, so ist das, als wenn der Weber zehn Tage seines Lebens für einen Lebenstag des Schneiders gäbe. Grade dasselbe ist der Fall, wenn ein Bauer einem Notar 12 Franken für eine Schrift bezahlt, deren Abfassung eine

Stunde koſtet: nur dieſe Ungleichheit, dieſe Ungerechtigkeit im Tauſche iſt die mächtigſte Urſache des Elends, welche die Sozialiſten aufgewieſen haben, und welche die Oekonomen ganz leiſe einräumen, bis einſt ein Zeichen des Meiſters ihnen geſtatte, ſie ganz laut anzuerkennen.

Jeder Irrthum in der Gerechtigkeit des Tauſches iſt eine Hinopferung des Arbeiters, eine Umzapfung des Menſchenblutes in den Körper eines Andern .... Man erſchrecke nicht, ich beabſichtige durchaus nicht, eine aufreizende Philippika wider das Eigenthum zu ſchleudern; ich denke um ſo weniger daran, als nach meiner Anſicht die Menſchheit ſich niemals irrt; als, indem ſie ſich zuerſt auf das Eigenthumsrecht baſirte, ſie lediglich eines der Prinzipien ihrer zukünftigen Organiſazion aufgeſtellt hat; und als wenn die Vorherrſchaft des Eigenthums einmal gefällt iſt, nur noch übrig bleibt, dieſe berufene Antitheſe zur Einheit zurückzuführen. Alles, was man mir zu Gunſten des Eigenthums einwerfen könnte, weiß ich eben ſo gut, wie irgend einer meiner Kritiker, von denen ich mir als einzige Gnade ausbitte, daß ſie wenigſtens Muth zeigen, wo ihnen die Dialektik ausgeht. Wie können Güter, deren Maßſtab die Arbeit nicht iſt, Werth haben? Und wenn es die Arbeit iſt, die den Reichthum ſchafft und das Eigenthum rechtfertigt, wie ſoll man die Konſumzion des Müßiggängers erklären? Wie kann ein Syſtem der Vertheilung, in welchem das Produkt je nach den Perſonen bald weniger bald mehr gilt, als es koſtet, loyal ſein? Die Ideen Say's führten zu einem agrariſchen Geſetze: auch hat ſich die konſervative Partei beeilt, gegen ſie zu proteſtiren. „Die erſte Quelle des Reichthums, hatte Herr Roſſi geſagt, iſt die Arbeit. Die induſtrielle Schule, welche dieſes Prinzip proklamirt, hat nicht nur ein ökonomiſches Prinzip augenſcheinlich gemacht, ſondern auch eine ſoziale Thatſache, die in der Hand eines geſchickten Hiſtorikers der ſicherſte Geleitsmann wird, um die menſchliche Gattung auf ihrem Gange und in ihren Einrichtungen auf der Erdkugel zu verfolgen." Warum hat Herr Roſſi, nachdem er in ſeinen Vorleſungen dieſe tiefen Worte verzeichnete, ſie nachher in einer Revue zurücknehmen zu müſſen geglaubt, und ſo für nichts

und wieder nichts sein Ansehen als Philosoph und Oekonom preisgegeben?

„Man sage, der Reichthum sei das Ergebniß der Arbeit; man behaupte, daß in allen Fällen die Arbeit das Maß des Werthes, der Regulator der Preise ist: und wenn man, so gut es eben geht, den Einwürfen entgehen will, welche diese, theils unvollständigen, theils absoluten Lehren von allen Seiten hervorrufen, so wird man, selbst wider seinen Willen, dahin gebracht werden, den Begriff der Arbeit zu verallgemeinern, und an die Stelle der Analyse eine durchaus irrige Synthese zu setzen."

Ich bedaure, daß ein Mann, wie Herr Rossi, mir einen so traurigen Gedanken einflößt, aber als ich die eben zitirte Stelle las, konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Die Wissenschaft und die Wahrheit sind nichts mehr; was man jetzt anbetet, das ist der Kram, und nach dem Kram der verzweifelte Konstituzionalismus, der ihn repräsentirt. An wen wendet sich denn Herr Rossi? Will er die Arbeit oder, etwas Anderes? Analyse, oder Synthese? Will er Alles das zu gleicher Zeit? Er wähle; denn er entgeht dem logischen Schlusse nicht.

Wenn die Arbeit die Quelle alles Reichthums, wenn sie der sicherste Führer ist, um die Geschichte der menschlichen Einrichtungen auf der Erdkugel zu verfolgen, muß dann nicht die Gleichheit der Vertheilung, die Gleichheit nach dem Maße der Arbeit ein Gesetz sein?

Wenn es im Gegentheil Reichthümer gibt, die nicht von der Arbeit herrühren, wieso ist der Besitz dieser Reichthümer ein Privilegium? Was ist die Legitimität des Monopols? Man gebe doch einmal diese Theorie des Rechts der unproduktiven Konsumzion, diese Jurisprudenz des Bon Plaisir, diese Religion des Müßiggangs, diese geheiligte Prärogative einer Kaste Auserwählter!

Was bedeutet nun dieser Appell an die Analyse von den falschen Urtheilen der Synthese? Diese metaphysischen Ausdrücke sind höchstens gut, um Dummköpfen etwas vorzupredigen, die nicht wissen, daß derselbe Satz ohne Unterschied und nach Willkür analytisch oder synthetisch gestellt werden kann. — Die Arbeit

ist das Prinzip des Werthes und die Quelle des Reichthums: ein analytischer Satz, wie Herr Rossi ihn will, weil er die Zusammenfassung einer Analyse ist, in welcher man zeigt, daß zwischen dem ursprünglichen Begriffe der Arbeit und den späteren Begriffen Produkt, Werth, Kapital, Reichthum ꝛc. Identität herrscht. Und doch sehen wir, daß Herr Rossi die Lehre verwirft, die aus dieser Analyse hervorgeht. — Die Arbeit, das Kapital und der Boden sind die Quellen des Reichthums. Synthetischer Satz, den grade Herr Rossi nicht will; in der That, der Reichthum ist hier als allgemeiner Begriff betrachtet, der sich in drei verschiedenen, nicht identischen Arten produzirt. Und doch ist die so formulirte Lehre die, welche Herr Rossi vorzieht. Beliebt es jetzt dem Herrn Rossi, daß wir seine Theorie des Monopols analytisch, und die unsere der Arbeit synthetisch machen? Ich kann ihm hierin dienen..... Aber ich würde erröthen, einem so ernsten Manne gegenüber ein solches Geschwätz fortzusetzen. Herr Rossi weiß besser, als Jemand, daß die Analyse und die Synthese an ihnen selbst absolut nichts beweisen, und daß es, wie Baco sagte, darauf ankommt, genaue Vergleichungen und vollständige Zählungen zu veranstalten.

Weil Herr Rossi einmal im Zuge mit seinen Abstrakzionen war, weßhalb sagte er nicht zu der Schaar der Oekonomen, die mit so vieler Ehrfurcht die geringsten Worte auffangen, die aus seinem Munde kommen:

„Das Kapital ist der Stoff des Reichthums, wie das Silber der Stoff der Münze, wie das Korn der Stoff des Brodes, und, um bis an's Ende der Reihe zu gehen, wie Erde, Wasser, Feuer, Luft der Stoff aller unserer Produkte sind. Aber die Arbeit ist es, die Arbeit allein, die nach und nach jeden brauchbaren Werth schafft, der diesen Stoffen ertheilt wird, und die sie folglich in Kapitale und Reichthümer verwandelt... Das Kapital ist Arbeit, d. h. realisirte Intelligenz und Zeit: wie die Thiere und Pflanzen Realisazionen der Weltseele sind, wie die Meisterwerke Homer's, Rafael's, Rossini's der Ausdruck ihrer Ideen und Gefühle sind. Der Werth ist das Verhältniß, in welchem alle Realisazionen der Menschenseele sich gegenseitig ab-

wägen müſſen, um ein harmoniſches Ganzes zu bilden, das als Reichthum für uns das Wohlſein erzeugt, oder vielmehr das Zeichen, nicht der Gegenſtand unſeres Glückes iſt.

„Der Satz: Es gibt kein Maß des Werthes, iſt unlogiſch und ſich widerſprechend, das geht grade aus den Gründen hervor, auf die man ihn hat ſtützen wollen.

„Der Satz: Die Arbeit iſt das Prinzip der Verhältnißmäßigkeit der Werthe, iſt nicht nur wahr, weil er aus einer unerſchütterlichen Analyſe entſpringt, ſondern er iſt das Ziel des Fortſchritts, die Bedingung und die Form des ſozialen Wohles, der Anfang und das Ende der politiſchen Oekonomie. Aus dieſem Satze und deſſen Zuſätzen: Jedes Produkt iſt werth, was es koſtet, und die Produkte werden mit Produkten gekauft, leitet ſich das Dogma der Gleichheit der Lebensſtellungen ab.

„Der Gedanke des geſellſchaftlich konſtituirten Werthes oder der Verhältnißmäßigkeit der Produkte erklärt außerdem: a) wie eine mechaniſche Erfindung, ungeachtet des Privilegs, das ſie zeitweiſe erzeugt, und der Wirren, die ſie verurſacht, zuletzt immer eine allgemeine Verbeſſerung hervorbringt; — b) wie die Erfindung eines ökonomiſchen Verfahrens dem Erfinder niemals einen Vortheil verſchaffen kann, der dem der Geſellſchaft eingebrachten gleich wäre; — c) wie durch eine Reihe von Schwankungen zwiſchen Angebot und Nachfrage der Werth jedes Produktes beſtändig darauf aus iſt, ſich mit dem Produkzionspreiſe gleich-, und mit den Bedürfniſſen der Konſumzion in ein richtiges Verhältniß zu ſtellen, und ſich folglich feſt und poſitiv zu beſtimmen; — d) wie die Kollektiv-Produkzion beſtändig die Maſſe der verzehrbaren Dinge vermehrt, folglich der Arbeitstag immer beſſer bezahlt wird, und ſo die Arbeit jedem Produzenten einen Ueberſchuß laſſen muß; — e) wie die Arbeit, weit entfernt, durch den induſtriellen Fortſchritt abzunehmen, unaufhörlich quantitativ und qualitativ, d. h. an Intenſität und Schwierigkeit in allen Induſtriezweigen zunimmt; — f) wie der ſoziale Werth unaufhörlich die fiktiven Werthe beſeitigt, mit andern Worten, wie die Induſtrie die Sozialiſirung von Kapital und Eigenthum bewirkt; — g)

endlich wie die Vertheilung der Produkte ſich nach Maßgabe der gegenſeitigen Garantie regelt, die durch die Konſtituzion der Werthe hervorgebracht wird, und ſo die Geſellſchaft zur Gleichheit der Lebensſtellungen und Vermögen hinführt.

„Kurz, da die Theorie der allmähligen Konſtituzion aller Handelswerthe einen unendlichen Fortſchritt der Arbeit, des Reichthums und des Glückes vorausſetzt, ſo iſt uns die ſoziale Beſtimmung, vom ökonomiſchen Geſichtspunkte aus, enthüllt: Unaufhörlich, mit der möglichſt geringen Summe von Arbeit für jedes Produkt, die größtmögliche Quantität und Mannigfaltigkeit von Werthen hervorzubringen, um für jedes Individuum die größte Summe von phyſiſchem, moraliſchem und intellektuellem Wohlſein und für die Gattung die höchſte Vollkommenheit und einen unendlichen Ruhm zu realiſiren."

Jetzt, da wir nicht ohne Mühe den Sinn der von der Akademie der moraliſchen Wiſſenſchaften geſtellten Frage in Bezug auf die Schwankungen des Gewinnſtes und des Lohnes beſtimmt haben, iſt es Zeit, den weſentlichen Theil unſerer Aufgabe anzugreifen. Ueberall, wo die Arbeit nicht ſozialiſirt, d. h. überall, wo der Werth nicht ſynthetiſch beſtimmt worden iſt, herrſcht Verwirrung und Unredlichkeit im Tauſch, ein Krieg von Liſten und Hinterliſten, Hemmung der Produkzion, der Zirkulazion, der Konſumzion, unproduktive Arbeit, Mangel an Garantieen, Plünderung, Unſolidarität, Dürftigkeit und Luxus; aber zugleich Streben des ſozialen Genius nach Gerechtigkeit, und beſtändiges Hinzielen zur Aſſoziazion und Ordnung. Die politiſche Oekonomie iſt nichts Anderes, als die Geſchichte dieſes großen Kampfes. Einerſeits iſt in der That die politiſche Oekonomie, inſofern ſie die Ungeregeltheit des Werths und die Prärogativen des Egoismus heiligt und zu verewigen bemüht iſt, wahrhaft die Theorie des Unglücks und die Organiſazion des Elends; aber inſofern ſie die von der Ziviliſazion zur Beſiegung des Pauperismus erfundenen Mittel erörtert, obgleich dieſe Mittel beſtändig zum ausſchließlichen Vortheil des Monopols ausgeſchlagen ſind, iſt die politiſche Oekonomie die Einleitung zur Organiſazion des Reichthums.

Es ist also wichtig, das Studium der ökonomischen Fakten und Gewohnheiten wieder aufzunehmen, ihren Sinn zu erläutern und ihre Philosophie zu formuliren. Ohne dies kann keine Einsicht in den Gang der Gesellschaften erworben, keine Reform versucht werden. Der Irrthum des Sozialismus hat bis jetzt darin bestanden, die religiöse Träumerei zu verewigen, indem er sich auf eine phantastische Zukunft losstürzte, anstatt die Wirklichkeit anzufassen, die ihn zerschmettert; wie das Unrecht der Oekonomen darin besteht, in jeder vollendeten Thatsache ein Verdammungsurtheil gegen jede Hypothese der Veränderung zu erblicken. Ich für meinen Theil betrachte die ökonomische Wissenschaft, die wahrhaft soziale Wissenschaft nicht so. Anstatt mit a priori's auf die furchtbaren Probleme der Organisazion der Arbeit und der Vertheilung der Güter zu antworten, werde ich die politische Oekonomie als die Inhaberin der geheimen Gedanken der Menschheit befragen, werde ich die Fakten nach der Reihe ihrer Entstehung zum Sprechen bringen, und — ohne etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, ihre Zeugnisse berichten. Dies wird eine zugleich freudige und klägliche Geschichte, wo die Personen Ideen, die Episoden Theorieen, und die Daten Formeln sein werden.

Drittes Kapitel.

Oekonomiſche Entwicklungsſtadien.

Erſte Epoche. — Die Theilung der Arbeit.

Die Grundidee, die herrſchende Kategorie der politiſchen Oekonomie iſt der **Werth.**

Der Werth gelangt zu ſeiner poſitiven Beſtimmtheit durch eine Reihe von Schwankungen zwiſchen Angebot und Nachfrage.

Folglich tritt der Werth nach einander unter drei Geſtalten auf: Nutzwerth, Tauſchwerth, und ſynthetiſcher oder ſozialer Werth, welcher der wahre Werth iſt. Die erſte Beſtimmung erzeugt als Gegenſatz die zweite; und wenn ſich beide zuſammen in einer gegenſeitigen Durchdringung abſorbiren, produziren ſie die dritte: ſo daß der Widerſpruch oder der Antagonismus der Ideen als der Ausgangspunkt der ganzen ökonomiſchen Wiſſenſchaft erſcheint, und man von ihm mit einer Parodie der Worte Tertullian's über das Evangelium ſagen kann: credo quia absurdum. In der Oekonomie der Geſellſchaften iſt Wahrheit verborgen, ſowie ſcheinbarer Widerſpruch vorhanden iſt, credo quia contrarium.

Vom Geſichtspunkt der politiſchen Oekonomie beſteht alſo der Fortſchritt der Geſellſchaft darin, das Problem der Konſtituirung der Werthe oder der Verhältnißmäßigkeit und Solidarität der Produkte unabläſſig zu löſen.

Während aber in der Natur die Syntheſe der Gegenſätze gleichzeitig mit ihrer Feindſchaft iſt, ſcheinen in der Geſellſchaft die antithetiſchen Elemente in langen Zwiſchenräumen aufzutreten, und ſich nur nach einem langen, geräuſchvollen Kampfe aufzulöſen. So hat man kein Beiſpiel, nicht einmal eine Vorſtellung eines Thales ohne Hügel, einer Linken ohne Rechte, eines Nordpols ohne Südpol, eines Stockes mit nur einem Ende, oder der Enden ohne Mitte. Der menſchliche Körper mit ſeiner ſo vollkommen antithetiſchen Zwietheilung, iſt vom Augenblick der Empfängniß an in ſeiner Allheit gebildet; es iſt ſogar widerſinnig, daß er ſich Stück für Stück bilde und zuſammenfüge, wie das Kleid, das ihn ſpäter bedeckt, indem es ſeine Geſtalt nachahmt *).

In der Geſellſchaft dagegen, wie im Geiſte, iſt die Idee ſo weit davon entfernt, mit Einem Sprunge zu ihrer Fülle zu gelangen, daß eine Art von Abgrund, ſo zu ſagen, die beiden antinomiſchen Poſizionen trennt, und daß, wenn dieſe endlich erkannt ſind, man deßhalb noch nicht einſieht, was die Syntheſe ſein wird. Die urſprünglichen Begriffe müſſen gewiſſermaßen von heftigem Widerſtreit und leidenſchaftlichen Kämpfen befruchtet werden: blutige Schlachten ſind die Einleitung zum Frieden. In dieſem Augenblick erwartet das kriegs- und ſtreitmüde Europa ein verſöhnendes Prinzip, und die dunkle Ahnung dieſer Lage gibt der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften die Frage ein: Welches ſind die allgemeinen Thatſachen, welche die Beziehungen der Gewinnſte zu den Löhnen regeln und deren Schwankungen beſtimmen, mit andern Worten, welches ſind die hervortretendſten Epiſoden und die merkwürdigſten Phaſen des Krieges zwiſchen Arbeit und Kapital?

---

*) Ein ſcharfſinniger Philologe, Herr Paul Ackermann, hat am Franzöſiſchen gezeigt, daß jedes Wort einer Sprache ſein Gegentheil, oder wie der Verfaſſer ſagt, ſein Antonym hat, und ſo das ganze Wörterbuch paarweiſe geordnet werden und ein großes dualiſtiſches Syſtem bilden könnte. (Siehe Dictionaire des Antonymes von Paul Ackermann. Paris, Brockhaus und Avenarius. 1842)

Wenn ich also zeige, daß die politische Oekonomie mit allen ihren sich widersprechenden Hypothesen und zweideutigen Schlüssen nichts als eine Organisazion des Privilegs und des Elends ist, so werde ich grade dadurch bewiesen haben, daß sie an sich das Versprechen einer Organisazion der Arbeit und der Gleichheit enthält, weil, wie gesagt, jeder systematische Widerspruch die Ankündigung einer Verständigung ist; noch mehr, ich werde die Grundlagen zu dieser Verständigung gelegt haben. Kurz also, das System der ökonomischen Widersprüche erörtern, heißt, die Grundlagen der allgemeinen Assoziazion legen, sagen, wie die Produkte der Kollektivarbeit aus der Gesellschaft hervorgegangen sind, heißt, erklären, wie es möglich sein wird, sie dahin zurückzuführen; die Genesis der Probleme der Produkzion und Vertheilung zeigen, heißt, ihre Lösung vorbereiten. Alle diese Sätze sind identisch und gleichmäßig klar.

§. 1. Gegensätzliche Wirkungen des Prinzips der Theilung.

Alle Menschen sind gleich in der ursprünglichen Gemeinschaft, gleich durch ihre Nacktheit und Unwissenheit, gleich durch die unbestimmte Macht ihrer Fähigkeiten. Die Oekonomen betrachten gewöhnlich nur die erste dieser Seiten, sie vernachlässigen oder sie verkennen gänzlich die zweite. Doch unterscheidet sich nach den tiefsten Philosophen der neuen Zeit, la Rochefoucauld, Helvetius, Kant, Fichte, Hegel, Jacotot, die Intelligenz in den Individuen nur durch ihre qualitative Bestimmtheit, welche die jedem Einzelnen eigene Spezialität oder Befähigung ausmacht, während sie im Wesentlichen, im Urtheile nämlich, bei Allen quantitativ gleich ist. Daraus folgt, daß ein wenig früher oder später, je nach der Gunst der Umstände, der allgemeine Fortschritt alle Menschen von der ursprünglichen und negativen Gleichheit zur positiven Aequivalenz der Talente und Kenntnisse führen muß.

Ich hebe dieses kostbare Ergebniß der Psychologie hervor, aus dem nothwendig folgt, daß die Hierarchie der Fähigkeiten künftig nicht mehr als Prinzip und Gesetz der Organisazion genommen werden kann: die Gleichheit allein ist unsere Regel, wie sie auch unser Ideal ist. Eben so mithin, wie sich

nach unſerem Beweiſe durch die Theorie des Werths die Gleichheit des Elends nach und nach in Gleichheit des Wohlſtandes verwandeln muß, muß auch die Gleichheit der Geiſter, die anfangs negativ iſt, weil ſie nur das Leere darſtellt, am Schluſſe der Erziehung der Menſchheit poſitiv hervortreten. Die intellektuelle Bewegung läuft parallel mit der ökonomiſchen: die eine iſt der Ausdruck, die Ueberſetzung der anderen; die Pſychologie und die ſoziale Oekonomie ſind einig, oder beſſer geſagt, ſie rollen jede von einem verſchiedenen Geſichtspunkte dieſelbe Geſchichte auseinander. Das kommt namentlich in dem großen Geſetze Smith's, in der Theilung der Arbeit zu Tage.

In ihrem Weſen aufgefaßt, iſt die Theilung der Arbeit der Modus, nach dem die Gleichheit der Lebenslagen und Intelligenzen ſich realiſirt. Sie gibt durch die Verſchiedenheit der Beſchäftigungen Gelegenheit zur Verhältnißmäßigkeit der Produkte und zum Gleichgewicht im Tauſche, öffnet uns folglich den Weg zum Reichthum; wie ſie auch, indem ſie uns überall in Kunſt und Natur das Unendliche entdeckt, zur Idealiſirung aller unſerer Verrichtungen führt, und den ſchöpferiſchen Geiſt, d. h. die Gottheit ſelbſt, bei allen Arbeitern immanent macht und hervortreten läßt.

Die Theilung der Arbeit iſt alſo die erſte Phaſe der ökonomiſchen Entwickelung ſo gut wie des intellektuellen Fortſchrittes: unſer Ausgangspunkt iſt wahr nach der Seite des Menſchen wie der Dinge; und der Gang unſerer Erörterung hat nichts Willkürliches.

Aber in dieſer feierlichen Stunde der Theilung der Arbeit beginnt der Sturmwind über die Menſchheit hinzurauſchen. Der Fortſchritt geht nicht für Alle auf gleiche und einförmige Weiſe vor ſich, obgleich er am Ende jede intelligente und arbeitende Kreatur erreichen und verklären muß. Er bemächtigt ſich anfänglich einer kleinen Zahl Privilegirter, die ſo die Elite der Nazionen ausmachen, während die Maſſe in der Barbarei verharrt oder ſich gar noch tiefer hinein verliert. Dieſes Anſehen der Perſon von Seiten des Fortſchritts hat den Glauben an die natürliche und providenzielle Ungleichheit der Lebenslagen ſo lange erhalten, die Kaſten erzeugt, und alle Geſellſchaften hierarchiſch

eingerichtet. Man begriff nicht, daß, da jede Ungleichheit immer nur eine Negazion sein kann, sie das Zeichen ihrer eigenen Illegitimität und die Verkündigung ihres eigenen Verfalls sein muß: noch viel weniger konnte man sich vorstellen, daß dieselbe Ungleichheit die zufällige Wirkung einer Ursache sei, deren entferntere Wirkung sie gänzlich aufheben muß.

So tritt also die Antinomie des Werths im Gesetze der Theilung wieder auf, und es zeigt sich, daß das erste und mächtigste Werkzeug des Wissens und des Reichthums, welches die Vorsehung in unsere Hand gegeben, für uns ein Werkzeug des Elends und der Dummheit geworden ist. Hier ist die Formel dieses neuen Gesetzes des Antagonismus, dem wir die beiden ältesten Krankheiten der Ziviliſazion, die Aristokratie und das Proletariat, verdanken. *Die Arbeit, die sich nach dem Gesetze theilt, das ihr eigenthümlich und die erste Bedingung ihrer Fruchtbarkeit ist, kommt auf die Negazion ihrer Zwecke hinaus und zerstört sich selbst*; mit andern Worten: *Die Theilung, außer der kein Fortschritt, kein Reichthum, keine Gleichheit ist, ordnet die Arbeiter unter, macht die Intelligenz unnütz, den Reichthum schädlich, die Gleichheit unmöglich.*

Alle Oekonomen von A. Smith an haben die **Vortheile** und **Nachtheile** des Gesetzes der Theilung bemerklich gemacht, aber weit mehr Nachdruck auf die ersten gelegt, als auf die zweiten, weil das besser in den Kram ihres Optimismus paßte, und ohne daß einer unter ihnen sich jemals gefragt hätte, was die **Nachtheile eines Gesetzes** seien. J. B. Say faßt die Frage so zusammen:

„Ein Mensch, der während seines ganzen Lebens nur Eine Verrichtung thut, gelangt sicher dazu, sie besser und schneller auszuführen, als ein anderer Mensch; aber zugleich wird er zu jeder andern physischen oder moralischen Beschäftigung weniger fähig; seine übrigen Fähigkeiten erlöschen, und es erfolgt eine Entartung im Menschen, wenn man ihn als Einzelnen betrachtet. Es ist ein trauriges Zeugniß, das man sich geben muß, immer nichts, als den achtzehnten Theil einer Nadel gemacht zu haben; und

man glaube ja nicht, es sei blos der Arbeiter, der sein Leben lang die Feile oder den Hammer führt, welcher so von seiner natürlichen Würde ausartet, es trifft auch den Menschen, der von Standes wegen die feinsten Fähigkeiten seines Geistes bethätigt.. Kurz, man kann sagen, daß die Trennung der Arbeiten eine geschickte Anwendung der menschlichen Kräfte ist; daß sie die Produkte der Gesellschaft ungeheuer vermehrt, daß sie aber der Fähigkeit jedes individuellen Menschen etwas nimmt." (Traktat der politischen Oekonomie.)

Also was ist nach der Arbeit die Hauptursache der Vermehrung der Reichthümer und der Geschicklichkeit der Arbeiter? Die Theilung

Was ist die Hauptursache des Verfalls des Geistes und, wie wir sofort beweisen werden, des ziviliſirten Elendes? Die Theilung.

Wie kommt es, daß dasselbe Prinzip, streng in seine Konsequenzen verfolgt, zu diametral entgegengesetzten Wirkungen führt? Kein einziger Oekonom, weder vor, noch nach A. Smith, hat nur bemerkt, daß da ein Problem aufzuhellen wäre. Say erkennt sogar an, daß in der Theilung der Arbeit dieselbe Ursache das Gute und das Uebel erzeugt, dann, nach einigen Worten des Mitleids mit den Opfern der Trennung der Industriezweige, beruhigt er sich dabei, eine unpartheiische und treue Auseinandersetzung geliefert zu haben, und läßt uns stehen. „Ihr werdet wissen", scheint er zu sagen, „daß je mehr man die Handarbeit theilt, man desto mehr die Produktivkraft des Kapitals erhöht, daß aber auch zugleich je mehr die Arbeit zu einer mechanischen wird, desto mehr die Intelligenz sich abstumpft."

Vergebens entrüstet man sich gegen eine Theorie, die durch die Arbeit eine Aristokratie der Fähigkeiten schafft, und so nothwendig zur politischen Ungleichheit führt; vergebens protestirt man im Namen der Demokratie und des Fortschrittes, es solle in Zukunft weder Adel, noch Bourgeoisie, noch Parias geben. Der Oekonom antwortet mit der Kälte des Geschickes: Ihr seid verurtheilt, viel zu produziren, wohlfeil zu produziren; sonst wird eure Industrie immer arm, euer Handel nichtig sein, und ihr

werdet hinter der Ziviliſazion herkeuchen, anſtatt an ihrer Spitze zu ſchreiten. — Was! unter uns edelgebornen Menſchen ſollte es zur Verthierung Vorherbeſtimmte geben, und je mehr ſich unſere Induſtrie vervollkommnet, deſto höher wird ſich die Zahl unſerer verfluchten Brüder belaufen! . . . — Leider! . . . Das iſt das letzte Wort des Oekonomen.

Man kann in der Theilung der Arbeit als allgemeiner Thatſache und Urſache alle Anzeichen eines **Geſetzes** nicht verkennen; da aber dieſes Geſetz zwei Reihen von durchaus entgegengeſetzten und ſich gegenſeitig zerſtörenden Erſcheinungen beherrſcht, ſo muß man ebenfalls geſtehen, daß dies Geſetz zu einer Art gehört, die in den exakten Wiſſenſchaften nicht vorkommt, daß es wunderbarer Weiſe ein ſich widerſprechendes Geſetz, ein Gegengeſetz, eine Antinomie iſt. Fügen wir im Voraus hinzu, daß das der Charakterzug der ganzen Oekonomie der Geſellſchaften zu ſein ſcheint, folglich auch der Philoſophie.

Wenn man nun nicht eine **Wiederzuſammenſetzung** der Arbeit vornimmt, welche die Nachtheile der Theilung verwiſcht und ihre nützlichen Erfolge natürlich beibehält, ſo iſt der, dem Prinzip innewohnende Widerſpruch heillos. Der Arme muß nach dem Worte der jüdiſchen Prieſter, die ſich zum Tode Chriſti verſchwuren, umkommen, um das Glück des Eigenthümers zu begründen, et periturum hominem pro populo mori. Ich werde die Nothwendigkeit dieſes Urtheils beweiſen; nachher, wenn dem vereinzelten Arbeiter noch ein Lichtblick von Intelligenz bleibt, kann er ſich mit dem Gedanken tröſten, daß er nach den Regeln der politiſchen Oekonomie ſtirbt.

Die Arbeit, die dem Bewußtſein des Menſchen einen Schwung geben und es mehr und mehr des Glückes würdig machen ſollte, führt durch die Zertheilung bis in's Einzelne die Abſtumpfung des Geiſtes herbei, nimmt dem Menſchen den edelſten Theil ſeiner ſelbſt, und wirft ihn in die Thierheit zurück. Von dieſem Augenblick an arbeitet der gefallene Menſch als Beſtie, folglich muß er als Beſtie behandelt werden. Dieſem Urtheil der Natur und der Nothwendigkeit gibt die Geſellſchaft Rechtskraft.

Die erste Wirkung der Theilarbeit, nach der Demoralisazion, ist die Verlängerung der Arbeitszeit, die im umgekehrten Verhältnisse zu der verausgabten Summe von Intelligenz wächst. Denn da das Produkt zugleich vom Gesichtspunkte der Quantität und Qualität beurtheilt wird, so muß, wenn irgend ein industrielles Ereigniß die Arbeit in einem Sinne trifft, eine Entschädigung im andern eintreten. Da aber die Arbeitszeit nicht über sechszehn bis achtzehn Stunden täglich gehen kann, so wird von dem Augenblicke an, wo man sich nicht an der Zeit erholen kann, die Entschädigung am Preise genommen werden, und der Lohn fällt. Und dieses Sinken tritt ein, nicht wie man lächerlicher Weise vorgebracht hat, weil der Werth wesentlich willkürlich ist, sondern weil er wesentlich bestimmbar ist. Das macht nichts aus, daß der Kampf zwischen Angebot und Nachfrage sich bald zum Vortheil des Herrn, bald zum Vortheil des Lohnarbeiters endigt; solche Schwankungen können an Größe wechseln nach zufälligen, wohlbekannten Umständen, die tausendmal gewürdigt worden sind. Was gewiß ist, und einzig von uns gemerkt werden muß, ist, daß das allgemeine Bewußtsein nicht dieselbe Taxe für die Arbeit eines Fabrikaufsehers und eines Packknechts hat. Man zieht also nothwendig vom Preise des Tagwerkes ab, so daß der Arbeiter, der schon in seiner Seele durch eine entwürdigende Beschäftigung geschlagen ist, unvermeidlich auch noch an seinem Leibe durch das geringe Salair getroffen wird. Es ist die wörtliche Anwendung der Stelle im Evangelium: Dem, der wenig hat, will ich noch das Wenige nehmen, das er hat.

Es gibt in den ökonomischen Vorkommnissen ein unerbittliches Prinzip, das die Religion verhöhnt, wie die Aphorismen der Politik und die Gerechtigkeit, und den Menschen glücklich oder unglücklich macht, je nachdem er dem Geheiß des Geschicks gehorcht, oder sich ihm entzieht. Allerdings, wir sind hier weit von der christlichen Liebe entfernt, in der sich heute so viele ehrenwerthe Schriftsteller berauschen, und die, in's Herz der Bourgeoisie dringend, durch eine Masse frommer Stiftungen die Härten des Gesetzes zu mildern sucht. Die politische Oekonomie kennt

nur die Gerechtigkeit, eine unbeugsame Gerechtigkeit, zugeschnürt, wie der Beutel des Geizhalses; und weil die politische Oekonomie die Wirkung der sozialen Spontaneität und der Ausdruck des göttlichen Willens ist, konnte ich sagen, Gott sei der Widersacher des Menschen, die Vorsehung menschenfeindlich. Gott läßt uns mit unserm Blute und unsern Thränen jede unserer Lekzionen bezahlen, und um das Maß des Uebels voll zu machen, machen wir es in den Verhältnissen mit unseres Gleichen alle wie Er. Wo ist nun die Liebe des himmlischen Vaters für seine Geschöpfe? Wo ist die menschliche Brüderlichkeit?

Kann es anders sein, sagen die Theisten: wenn der Mensch fällt, bleibt das Thier übrig, wie kann der Schöpfer in ihm sein Ebenbild erkennen? Und was ist einfacher, als daß er es nachher wie ein Lastthier behandele? Aber die Prüfung wird nicht immer dauern, und früher oder später wird sich die Arbeit, nachdem sie sich partikularisirt hat, synthetisiren.

Das ist der gewöhnliche Beweisgrund aller Derer, welche die Vorsehung rechtfertigen möchten, und die es meist nur dazu bringen, dem Atheismus neue Waffen zu leihen. Das würde also heißen: Gott hat uns seit sechstausend Jahren eine Idee neidisch vorenthalten, die Millionen von Opfern ersparen konnte, die zugleich synthetische und spezielle Vertheilung der Arbeit! Zur Entschädigung hätte er uns durch seine Diener: Moses, Buddha, Zoroaster, Mahomet ꝛc. die abgeschmackten Zeremonieen gegeben, Schandflecke unserer Vernunft, und die mehr Menschen umgebracht haben, als sie Buchstaben enthalten! Noch mehr, wollte man der ersten Offenbarung glauben, so wäre die soziale Oekonomie die verfluchte Wissenschaft, die Frucht des Baumes, den Gott sich vorbehalten hat, und den der Mensch nicht berühren durfte. Warum diese religiöse Bannbelegung der Arbeit, wenn es wahr ist, wie schon die ökonomische Wissenschaft es weiß, daß die Arbeit die Mutter der Liebe und das Organ des Glücks ist? Warum diese Eifersucht auf unser Vorschreiten? Wenn aber, wie jetzt ziemlich gewiß geworden ist, unser Fortschritt von uns allein abhängt, wozu dann noch das Gespenst von Gottheit anbeten, und was will es noch mit diesem Schwarm Inspirirter,

die uns mit ihren Predigten verfolgen? Ihr Alle, Christen, Protestanten, Orthodoxe, Neuoffenbarer, Charlatane und Thoren, hört den ersten Vers der Menschheitshymne über die Barmherzigkeit Gottes: „Je vollständiger das Prinzip der Theilung der Arbeit angewandt wird, desto schwächer, bornirter und abhängiger wird der Arbeiter! Das Handwerk macht Fortschritte, der Handwerker geht zurück!“ (**Tocqueville**, von der Demokratie in Amerika.)

Hüten wir uns also, voreilig zu schließen, und zu früh über die letzte Offenbarung der Erfahrung abzusprechen. Gott erscheint uns für den Augenblick mehr als Gegner, denn als Beschützer: stellen wir einfach die Thatsache fest.

Wie uns also die politische Oekonomie an ihrem Ausgangspunkte das geheimnißvolle und düstere Wort zurief: Je mehr die Produkzion der brauchbaren Werthe steigt, desto mehr fällt die Verkäuflichkeit, so benachrichtigt sie uns auf ihrer ersten Stazion mit schrecklicher Stimme: Je mehr das Handwerk Fortschritte macht, desto mehr geht der Handwerker zurück.

Zur größeren Deutlichkeit einige Beispiele.

Welches sind in der ganzen Metallindustrie die wenigst geschickten Lohnarbeiter? Grade die, welche man Mechaniker nennt. Seitdem die Werkzeuge so bewunderungswürdig vervollkommnet worden sind, ist ein Mechaniker nur noch ein Mann, der die Feile ansetzt oder ein Stück unter den Hobel legt: was die Mechanik anlangt, so ist das Sache der Ingenieure und Aufseher. Ein Schmied auf dem Lande vereinigt oft, durch seine Stellung gezwungen, die verschiedenen Talente des Schlossers, des Kleinschmieds, Waffenschmieds, Mechanikers, Wagners und Thierarztes: in der Welt der Schöngeister würde man über alle die Wissenschaft erstaunen, die unter dem Hammer dieses Mannes ist, dem das immer launige Volk den Spitznamen Eisenbrenner gibt. Ein Arbeiter aus dem Creusot *), der während zehn Jah-

*) Das Creusot ist eine ungeheure Fabrikanlage mit Bergwerken und Hochöfen, im Departement der Saone und Loire. D. Ü.

ren Alles gesehen hat, was seine Profession Großartiges und Feines bieten kann, ist, wenn er seine Werkstatt verläßt, ein Wesen, das zu nichts mehr zu gebrauchen ist, und sich nicht mehr zu ernähren vermag. Die Unfähigkeit des Subjekts steht im umgekehrten Verhältniß zur Vollkommenheit der Kunst, und das ist von allen Arbeitszweigen wahr, wie von der Metallindustrie. Der hohe Lohn der Mechaniker hat sich bis jetzt gehalten; er muß aber unvermeidlich eines Tages heruntergehen, da die mittelmäßige Qualität der Arbeit ihn nicht rechtfertigen kann. Ich habe eine mechanische Kunst angeführt, nehmen wir eine freie.

Gutenberg und seine erfindsamen Genossen, Fust und Schöffer, hätten sie jemals geglaubt, daß durch die Theilung der Arbeit ihre erhabene Erfindung in den Bereich der Unwissenheit, fast hätte ich gesagt des Stumpfsinns, fallen würde? Wenige Menschen sind so schwach von Verstand, so wenig in der Literatur bewandert, als die Masse der Arbeiter, die bei den verschiedenen Zweigen der typographischen Kunst beschäftigt sind, Setzer, Drucker, Schriftgießer, Buchbinder, Papiermacher. Der Typograph, wie man ihn noch zu den Zeiten der Stephanus antraf, ist fast eine Abstrakzion geworden. Die Verwendung der Weiber zum Satz hat diesen edlen Zweig im Herzen verwundet und seine Erniedrigung vollendet. Ich habe eine Setzerin gesehen, es war eine der besten, die nicht lesen konnte, und die Buchstaben nur an der Gestalt kannte. Die Kunst hat sich ganz in die Spezialität der Faktore und Korrektoren, jener bescheidenen Gelehrten zurückgezogen, welche noch obendrein die Impertinenz der Schriftsteller und Herren zu erleiden haben, und zu einigen Arbeitern, die wahrhaft Künstler sind. Die Presse ist mit einem Worte dem Mechanismus verfallen, und steht in ihrem Personal nicht mehr auf der Höhe der Zivilisazion: bald werden nur noch Denkmäler von ihr übrig sein.

Ich höre sagen, daß die Druckergesellen zu Paris darauf aus sind, sich durch die Assoziazion von ihrem Verfalle zu erheben: mögen ihre Bemühungen sich nicht in einem eitlen Empirismus erschöpfen, oder in unfruchtbare Utopieen verfallen!

Nach der Privatindustrie sehen wir die öffentliche Verwaltung.

In den öffentlichen Beamtungen zeigen sich die Wirkungen der Stückarbeit nicht weniger schrecklich und stark: überall in der Administrazion sieht die Masse der Angestellten, je mehr das System sich entwickelt, ihren Gehalt geringer werden. — Ein Briefträger erhält zwischen 400 und 600 Fr. jährlichen Gehalt, wovon die Verwaltung noch ungefähr ein Zehntel für die Pension zurückbehält. Nach dreißig Dienstjahren ist die Pension oder vielmehr die Restituzion 300 Fr. jährlich, die der Inhaber einem Spitale überweist, und dann Anspruch auf ein Bett, auf den Tisch und die Wäsche hat. Das Herz blutet mir, indem ich es sage, aber ich finde die Verwaltung noch großmüthig: wie soll man einen Mann besolden, dessen ganzes Amt im Gehen besteht? Die Legende gibt dem ewigen Juden nur 5 Sous; die Briefträger erhalten zwanzig bis dreißig; freilich haben die meisten Familie. Der Theil des Dienstes, der den Gebrauch geistiger Fähigkeiten erfordert, ist den Direktoren und Gehülfen aufbehalten: diese werden besser bezahlt, sie verrichten Menschenarbeit.

Ueberall also in den öffentlichen Beamtungen, wie in der freien Industrie, stehen die Dinge so, daß neun Zehntel der Arbeiter dem übrigen Zehntel zu Lastthieren dienen: das ist die unvermeidliche Wirkung des industriellen Fortschritts, die unerläßliche Bedingung alles Reichthums. Es ist wichtig, sich über diese elementarische Wahrheit genaue Rechenschaft zu geben, ehe man dem Volke von Freiheit, Gleichheit, demokratischen Instituzionen und anderen Utopieen spricht, deren Verwirklichung vorläufig eine vollständige Revoluzion in den Verhältnissen der Arbeiter voraussetzt.

Die merkwürdigste Wirkung der Theilung der Arbeit ist der Verfall der Literatur.

Im Mittelalter und im Alterthum war der Literat eine Art von enzyklopädischem Doktor, ein Nachfolger des Troubadours und des Dichters, wußte Alles und konnte Alles. Die Literatur regierte mit erhobener Hand die Gesellschaft; die Könige suchten die Gunst der Schriftsteller, oder rächten sich an ihrer Verachtung, indem sie sie mitsammt ihren Büchern verbrannten. Auch das war noch eine Art, die literarische Souveränität anzuerkennen.

Heute iſt man Induſtrieller, Advokat, Arzt, Bankier, Handelsmann, Profeſſor, Ingenieur, Bibliothekar ꝛc.; man iſt nicht mehr Mann der Literatur. Oder vielmehr Jeder, der ſich zu irgend einem noch ſo unanſehnlichen Grade ſeines Berufsgeſchäfts erhoben hat, iſt nothwendiger Weiſe dadurch allein ſchon literariſch gebildet: die Literatur wie das Baccalaureat iſt elementariſcher Zweig jedes öffentlichen Berufes geworden. Der Literat, auf ſeinen reinen Ausdruck gebracht, iſt der öffentliche Schriftſteller, eine Art von Kommis-Phraſenmacher in den Dienſten von Jedermann, deſſen bekannteſte Art der Journaliſt iſt.....

Vor vier Jahren kam den Kammern eine wunderliche Idee an, ein Geſetz über das literariſche Eigenthum zu machen! als wenn forthin die Idee nicht mehr und mehr Alles zu werden ſtrebte, der Styl nichts. Gott ſei Dank, es iſt vorbei mit der parlamentariſchen Beredtſamkeit, wie mit der epiſchen Poeſie und der Mythologie; das Theater zieht die Geſchäftsleute und Gelehrten nur ſelten an, und während die Kenner ſich über den Verfall der Kunſt wundern, ſieht der philoſophiſche Beobachter darin nur den Fortſchritt der männlichen Vernunft, der dieſe wunderlichen Lappalien mehr zur Laſt, als zur Freude gereichen. Das Intereſſe am Roman erhält ſich nur vermöge ſeiner Annäherung an die Wirklichkeit; die Geſchichte wird anthropologiſche Exegeſe; kurz, überall erſcheint die Kunſt, ſchön zu ſchreiben, als das untergeordnete Hülfsmittel der Idee, des Faktums. Der Kultus des Wortes, das den ungeduldigen Geiſtern zu ſchwerfällig und langſam iſt, wird vernachläſſigt, und ſeine Künſte verlieren von Tag zu Tag ihren Reiz. Die Sprache des 19ten Jahrhunderts beſteht aus Thatſachen und Zahlen, und derjenige von uns iſt der beredtſte, der mit den wenigſten Worten am meiſten Sachen auszudrücken weiß. Wer dieſe Sprache nicht zu ſprechen verſteht, wird unbarmherzig unter die Rhetoren verwieſen; man ſagt von ihm, er habe keine Ideen.

In einer werdenden Geſellſchaft geht der Fortſchritt der Literatur nothwendig dem philoſophiſchen und induſtriellen Fortſchritt voraus, und dient während geraumer Zeit zu ihrem Ausdrucke. Aber es kommt der Tag, wo der Gedanke über die Sprache

hinausgeht, wo folglich der der Literatur eingeräumte Vorrang für die Gesellschaft ein sicheres Zeichen des Verfalls wird. Die Sprache ist in der That für jedes Volk die Sammlung seiner ursprünglichen Ideen, die Enzyklopädie, die ihm die Vorsehung zunächst offenbart; sie ist das Feld, welches seine Vernunft bebauen soll, ehe sie die Natur direkt mit Beobachtung und Erfahrung angeht. Sobald aber eine Nazion, nachdem sie die in ihrem Wörterbuch enthaltene Wissenschaft erschöpft hat, anstatt ihre Bildung in einer höheren Philosophie zu verfolgen, sich in ihren poetischen Mantel hüllt, und mit ihren Perioden und Hemistichen zu spielen beginnt, kann man kühn sagen, daß eine solche Gesellschaft verloren ist. Alles in ihr wird subtil, kleinlich und falsch; sie wird nicht einmal den Vortheil haben, diese Sprache, auf die sie so thöricht erpicht ist, in ihrer Reinheit zu bewahren; anstatt auf der Bahn der Uebergangsgenie's, der Tacitus, der Thucydides, der Macchiavel und Montesquieu zu wandeln, wird man sie in unaufhaltsamem Sturze von der Majestät Cicero's zu den Subtilitäten Seneca's, zu den Antitheſen des h. Augustin und den Wortspielen des h. Bernhard herabsinken sehen.

Man täusche sich also nicht: von dem Augenblick an, wo der Geist, der im Anfang ganz im Worte war, in die Erfahrung und Arbeit übergeht, ist der eigentliche Mann der Literatur nur noch die armselige Verkörperung unserer untergeordnetsten Fähigkeiten; und die Literatur, der Auswurf der intelligenten Industrie, findet nur noch Absatz bei den Müssiggängern, die sie unterhält, und den Proletariern, die sie blendet, bei den Taschenspielern, welche die Gewalt erobern, und den Charlatanen, die sich darin behaupten wollen, bei den Hierophanten des göttlichen Rechts, die das Sprachrohr vom Sinai an den Mund nehmen, und den Fanatikern der Volkssouveränität, deren wenige Organe ihre Tribünen-Suade nur noch auf Gräbern versuchen, bis sie sie einst von den Rostren herunter regnen lassen können, und die dem Publikum nichts Anderes mehr zu bieten wissen, als Parodieen des Gracchus und Demosthenes.

Die Gesellschaft ist also in allen ihren Funkzionen darin mit sich einig, die Stellung des Stückarbeiters in unendlicher Weise

herabzusetzen; und die Erfahrung, die überall die Theorie erhärtet, beweist, daß dieser Arbeiter vom Mutterleibe an zum Unglück bestimmt ist, ohne daß irgend eine politische Reform, irgend eine Assoziazion der Interessen, irgend eine Bemühung der öffentlichen Wohlthätigkeit oder des Unterrichts, ihm helfen könnte. Die verschiedenen in den letzten Zeiten ersonnenen Heilmittel, weit entfernt, diese Wunde zu heilen, würden vielmehr nur dazu dienen, sie zu reizen und zu vergiften, und Alles, was man in diesem Betracht geschrieben, hat den Zirkelschluß der politischen Oekonomie nur augenscheinlicher gemacht.

Das wollen wir mit wenigen Worten zeigen.

§. 2. — Ohnmacht der Palliative. — Die HH. Blanqui, Chevalier, Dunoyer, Rossi und Passy.

Alle vorgeschlagenen Mittel wider die verderblichen Wirkungen der Zerstückelung reduziren sich auf zwei, die sogar nur Eins ausmachen, da das erste das umgekehrte des zweiten ist: den Arbeiter sittlich zu kräftigen, indem man sein Wohlsein und seine Würde erhöht; — oder, von ferne seine Emanzipazion und sein Glück durch den Unterricht vorzubereiten.

Wir wollen diese beiden Systeme nach einander untersuchen, deren eines Hrn. Blanqui, das andere Hrn. Chevalier zum Repräsentanten hat.

Hr. Blanqui ist der Mann der Assoziazion und des Fortschritts, der Schriftsteller mit demokratischen Tendenzen, der Professor, dem die Sympathien des Proletariats zu Theil wurden. In seiner Eröffnungsrede des Jahres 1845 hat Hr. Blanqui als Heilmittel die Assoziazion des Kapitals und der Arbeit, die Betheiligung des Arbeiters beim Gewinnste, kurz einen Anfang von industrieller Solidarität verkündigt. „Unser Jahrhundert," hat er ausgerufen, „muß den Kollektiv-Produzenten entstehen sehen." — Hr. Blanqui vergißt, daß der Kollektiv-Produzent schon lange vorhanden ist, eben so gut, wie der Kollektiv-Konsument, und daß die Frage nicht mehr genetisch, sondern medizinisch ist. Es muß bewirkt werden, daß das Blut, welches aus der Gesammtverdauung hervorgegangen ist, anstatt all in den Kopf, in den

Bauch und in die Bruſt zu gehen, auch in die Arme und Beine ſteige. Uebrigens weiß ich nicht, welche Mittel ſich Hr. Blanqui anzuwenden vorgenommen hat, um ſeinen edlen Gedanken zu verwirklichen, ob die Errichtung von Nazionalwerkſtätten, oder die Staatskommandite, oder die Expropriazion der Unternehmer und die Beſetzung ihrer Stelle durch Arbeiterkompagnieen, oder endlich, ob er ſich dabei beruhigen wird, den Arbeitern die Sparkaſſe anzuempfehlen, in welchem Falle die Betheiligung **ad graecas calendas** vertagt ſein dürfte.

Wie dem auch ſei, die Idee des Hrn. Blanqui iſt am Ende eine Lohnerhöhung, auf dem Anſpruche der Aſſoziazion oder wenigſtens des Mitintereſſes beruhend, den er den Arbeitern ertheilt. Was würde dem Arbeiter ſeine Betheiligung beim Gewinnſte einbringen?

Eine Spinnerei mit 15,000 Spindeln und 300 Arbeitern gewährt bei Weitem nicht Jahr ein Jahr aus 20,000 Fr. Gewinnſt. Ich weiß von einem Fabrikanten aus Mühlhauſen, daß die Webereien im Elſaß im Allgemeinen unter Pari ſtehen, und daß dieſe Induſtrie kein Mittel mehr iſt, Geld durch Arbeit zu verdienen, ſondern nur durch Spekulation. **Verkaufen,** zur rechten Zeit verkaufen, theuer verkaufen, das iſt die Frage; fabriziren iſt nur ein Mittel, ein Verkaufsgeſchäft vorzubereiten. Wenn ich nun im Durchſchnitt einen Gewinnſt von 20,000 Fr. per Fabrik von 300 Perſonen annehme, ſo habe ich, da der Beweis ein allgemeiner ſein ſoll, bis auf die 20,000 Fr. Recht. Aber nehmen wir die Zahl an. Wenn man 20,000 Fr., den Gewinnſt der Fabrik, mit 300 Perſonen und 300 Arbeitstagen theilt, ſo findet ſich für Jeden ein Lohnzuſatz von 22 Centimen und 2 Tauſendſteln, alſo für die tägliche Ausgabe etwa ein Zuſchuß von 18 Cent., grade ein Stück Brod. Iſt das der Mühe werth, die Unternehmer zu expropriiren, das öffentliche Vermögen auf's Spiel zu ſetzen, um Fabriken zu errichten, die um ſo weniger ſolide wären, als das Eigenthum, in unendlich kleine Akzien zerſplittert, ſich nicht mehr durch den Gewinnſt erhalten, und ſo die Unternehmungen ohne Ballaſt nicht mehr dem Sturme trotzen würden? Und wenn es ſich nicht von Expropriazion handelt,

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

welch' armſelige Ausſicht für die arbeitende Klaſſe iſt eine Erhöhung von 18 Centimen, als Belohnung für einige Jahrhunderte von Erſparniß; denn nicht weniger Zeit wird nöthig ſein, um ihre Kapitale zu bilden, wenn wir auch annehmen, daß das periodiſche Feiern ſie nicht periodiſch zur Verzehrung des Erſparten treibe!

Das ſo eben berichtete Faktum iſt in verſchiedener Weiſe dargeſtellt worden. Herr Paſſy*) hat nach den Regiſtern einer Spinnerei in der Normandie, wo die Arbeiter mit dem Unternehmer aſſoziirt waren, den Lohn mehrerer Familien während zehn Jahren zuſammengeſtellt, und er hat eine Durchſchnittsſumme von 12—1400 Fr. jährlich gefunden. Darauf hat er die Lage der Spinner, die nach Maßgabe der von den Herren erlangten Preiſe bezahlt werden, mit der der einfach ſalarirten Arbeiter verglichen, und gefunden, daß der Unterſchied faſt unmerklich iſt. Dies Ergebniß war leicht vorauszuſehen. Die ökonomiſchen Erſcheinungen gehorchen abſtrakten Geſetzen, die unbeweglich wie Zahlen ſind; nur das Privilegium, der Betrug und die Willkür ſtören ihre unſterbliche Harmonie.

Herr Blanqui, der, wie es ſcheint, Reue darüber empfand, den ſozialiſtiſchen Ideen ſo weit entgegen gekommen zu ſein, nahm ſchleunigſt ſeine Worte zurück. In derſelben Sitzung, in welcher Herr Paſſy die Unzulänglichkeit der Betheiligungs-Geſellſchaft nachwies, rief er aus: „Scheint es nicht, als ob die Arbeit etwas Organiſazionsfähiges wäre, und als ob es vom Staat abhinge, das Glück der Menſchheit wie den Marſch einer Armee mit einer ganz mathematiſchen Genauigkeit zu regeln? Das iſt eine ſchlechte Tendenz, eine Täuſchung, welche die Akademie nicht genug bekämpfen kann, weil es nicht nur eine Chimäre, ſondern ein gefährliches Sophisma iſt. Ehren wir die guten und loyalen Abſichten; aber ſcheuen wir uns nicht, zu ſagen, daß, ein Buch über die Organiſazion der Arbeit ſchreiben, nichts Anderes iſt,

*) Sitzung der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, September 1845.

als zum fünfzigsten Male einen Traktrat über die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen anfertigen."

Hierauf geräth Hr. Blanqui in Eifer, und zerstört vollends die Theorie der Betheiligung, die Hr. Passy schon so stark erschüttert hatte, durch folgendes Beispiel: „Hr. Dailly, einer der aufgeklärtesten Landwirthe, hat eine Rechnung für jedes Stück Land und für jedes Produkt angefertigt; und er bringt heraus, daß in einer Frist von 30 Jahren derselbe Mann niemals dieselbe Aerndte auf demselben Bodenflecke erhalten hat. Die Produkte haben von 26,000 Fr. bis 9000 und 7000 Fr. geschwankt, einige Male sind sie sogar bis auf 300 Fr. heruntergegangen. Es gibt sogar gewisse Produkte, Kartoffeln z. B., die ihn unter neun Malen einmal zu Grunde richten. Wie soll man nun, Angesichts dieser Schwankungen, bei so ungewissen Einkünften, regelmäßige Vertheilungen und gleichförmige Löhne für die Arbeiter einführen?....."

Man könnte darauf antworten, daß die Ertragsunsicherheit jedes Stückes Land einfach den Wink zur Assoziazion der Eigenthümer unter sich gebe, nachdem vorher die Arbeiter mit den Eigenthümern sich assoziirt hätten, was eine noch innigere Solidarität zu Wege bringen würde: aber das hieße im Voraus annehmen, was grade in Frage steht, und was Hr. Blanqui, der darüber nachgedacht hat, für schlechthin unfindbar erklärt, nämlich die Organisazion der Arbeit. Uebrigens ist es klar, daß die Solidarität nicht einen Heller zum gemeinsamen Reichthum hinzufügen würde, daß sie folglich das Problem der Theilung nicht einmal berührt.

Summa Summarum, der so sehr beneidete und oft sehr zweifelhafte Gewinnst der Herren ist weit entfernt, den Unterschied zwischen den wirklichen und den verlangten Löhnen zu decken; und der alte Plan des Hrn. Blanqui, erbärmlich in seinen Resultaten, und vom Urheber desavouirt, wäre für die Industrie der Fabriken eine Landplage. Da nun die Theilung der Arbeit einmal überall eingeführt ist, so verallgemeinert sich unsere Betrachtung, und unser Ergebniß ist, daß das Elend

eine Wirkung der Arbeit iſt, eben ſo gut, wie eine Folge der Faulheit.

Darauf ſagt man, und das Volk hat dieſe Forderung ſehr günſtig aufgenommen: erhöht den Werth der Arbeiten, verdoppelt, verdreifacht den Lohn.

Ich geſtehe, daß, wenn dieſe Erhöhung möglich wäre, ſie einen großen Erfolg haben würde, was auch Hr. M. Chevalier dazu ſage, dem ich in dieſem Punkte eine kleine Lekzion ſchuldig bin.

Nach Hrn. Chevalier würden, wenn man den Preis irgend einer Waare erhöhte, die andern Waaren im ſelben Verhältniſſe ſteigen, und für Niemand ein Vortheil daraus entſpringen.

Dies Raiſonnement, das die Oekonomen ſich ſeit mehr als einem Jahrhundert aus der Hand nehmen, iſt eben ſo falſch, als alt, und es wäre die Sache des Hrn. Chevalier in ſeiner Eigenſchaft als Ingenieur geweſen, die ökonomiſche Tradizion zu verbeſſern. Der Gehalt eines Bureaucheſs iſt täglich 10 Fr., der Lohn eines Arbeiters 4: wenn das Einkommen für jeden um 5 Fr. ſteigt, ſo iſt das Verhältniß der Vermögen, das im erſten Falle wie 100 : 40 war, im zweiten nur noch wie 100 : 60. Da die Erhöhung der Löhne nothwendig durch Addizion geſchieht, und nicht durch Multiplikazion, ſo wäre ſie ein vorzügliches Mittel der Nivellirung: und die Oekonomen verdienten, daß ihnen die Sozialiſten den Vorwurf der Unwiſſenheit zurückgäben, mit dem ſie von ihnen bei jeder Gelegenheit beehrt werden.

Aber ich ſage, daß eine ähnliche Erhöhung unmöglich, ihre Vorausſetzung abgeſchmackt iſt; denn, wie übrigens Hr. Chevalier ſehr gut eingeſehen hat, die Zahl, welche den Preis des Taglohnes anzeigt, iſt nur ein algebraiſcher Exponent ohne Einfluß auf die Wirklichkeit: und was man vor allen Stücken zu vermehren trachten muß, bei aller Berichtigung der ungleichen Vertheilung, iſt nicht der Münzausdruck, ſondern die Maſſe der Produkte. Bis dahin kann jede Erhöhung der Löhne keine andere Folge haben, als die einer Erhöhung des Korns, des Weins, des Fleiſches, des Zuckers, der Seife, der Steinkohle ꝛc., das heißt, eine Theurung. Denn was iſt der Lohn? Es iſt der Produkzionspreis des Korns, des Weins, des Fleiſches, der Stein-

kohle; es ist der integrirende Preis aller Dinge. Gehen wir noch weiter: der Lohn ist die Verhältnißmäßigkeit der Elemente, die den Reichthum ausmachen, und die täglich reproduktiv von der Masse der Arbeiter verzehrt werden. Den Lohn verdoppeln, wie das Volk es versteht, heißt also, jedem Produzenten einen größern Theil geben, als sein Produkt, was sich widerspricht; und wenn die Erhöhung nur eine kleine Zahl von Industriezweigen trifft, so heißt es, eine allgemeine Störung im Tausch, kurz, eine Theurung hervorbringen. Gott bewahre mich vor Prophezeiungen! aber ungeachtet aller meiner Sympathie für die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klasse, erkläre ich es für unmöglich, daß die Arbeitseinstellungen, denen Lohnerhöhungen folgen, nicht mit einer allgemeinen Vertheurung enden: das ist eben so sicher, wie, daß zwei mal zwei vier ist. Nicht durch solche Mittel werden die Arbeiter zum Reichthum und, was noch tausendmal kostbarer als der Reichthum ist, zur Freiheit gelangen. Die Arbeiter, die, auf die Gunst einer unvorsichtigen Presse gestützt, eine Lohnerhöhung forderten, haben weit mehr dem Monopole als ihrem wahrhaften Interesse gedient: möchten sie, wenn der Uebelstand noch furchtbarer für sie wiederkehrt, die bittre Frucht ihrer Unerfahrenheit erkennen!

Von der Nutzlosigkeit, oder, besser gesagt, von den verderblichen Wirkungen der Lohnerhöhung überzeugt, und wohl fühlend, daß die Frage ganz organisch und durchaus nicht kommerziell ist, faßt Hr. Chevalier das Problem von hinten. Er verlangt für die arbeitende Klasse vor Allem Bildung, und er schlägt in diesem Sinne weitgreifende Reformen vor.

Die Bildung! das ist auch das Wort des Hrn. Arago zu den Arbeitern, das ist das Prinzip jedes Fortschritts. Die Bildung!..... Wir müssen ein für allemal wissen, was wir von ihr für die Lösung des Problems erwarten können, das uns beschäftigt; wir müssen wissen, sag' ich, nicht, ob es wünschenswerth ist, daß Alle sie erhalten, daran zweifelt Niemand, sondern ob sie möglich ist.

Um genau zu sehen, wie weit die Absichten des Herrn Chevalier reichen, ist es unerläßlich, seine Taktik zu kennen.

Hr. Chevalier, durch lange Erfahrung zur Disziplin geformt, erſt durch ſeine polytechniſchen Studien, ſpäter durch ſein St.-ſimoniſtiſchen Verbindungen, und zuletzt durch ſeine Stellung in der Univerſität, ſcheint nicht zuzugeben, daß ein Schüler einen andern Willen habe, als den der Schulordnung, ein Sektirer einen andern Gedanken, als den des Chefs, ein öffentlicher Beamter eine andere Meinung, als die der Regierung. Das kann eine eben ſo achtungswerthe Art und Weiſe ſein, die Ordnung zu verſtehen, als irgend eine andere, und ich will in dieſem Betracht weder Lob, noch Tadel ausſprechen. Hat Hr. Chevalier ein Urtheil von ſich zu geben, das ihm perſönlich gehört, ſo eilt er, kraft des Prinzips, daß Alles, was nicht geſetzlich verboten iſt, erlaubt ſei, raſch voraus, und ſagt ſeine Meinung, unter dem Vorbehalt, ſich nachher, wenn es nöthig iſt, mit der Meinung der Gewalt wieder zu vereinbaren. So hatte ſich Hr. Chevalier, ehe er ſich im Schooße des Konſtituzionalismus niederließ, an Hrn. Enfantin hingegeben; ſo hatte er ſich über Kanäle, Eiſenbahnen, Finanz, Eigenthum ausgeſprochen, lange bevor das Miniſterium irgend ein Syſtem über die Anlegung der Schienenwege, über die Rentenumwandlung, die Erfindungspatente, das literariſche Eigenthum ꝛc. angenommen hatte.

Hr. Chevalier iſt alſo durchaus nicht blinder Bewunderer des Univerſitäts-Unterrichts, und bis auf neuen Befehl genirt er ſich gar nicht, zu ſagen, was er denkt. Seine Anſichten gehören zu den radikalſten.

Hr. Villemain hatte in ſeinem Bericht geſagt: „Der Zweck des Sekundärunterrichts iſt, im Voraus eine Zahl auserwählter Männer für alle Stellungen zu bereiten, die in der Adminiſtrazion, der Magiſtratur, dem Advokatenſtande und den verſchiedenen gelehrten Aemtern, mit Einſchluß der obern Grade und der wiſſenſchaftlichen Abtheilungen der Marine und der Armee, einzunehmen und zu verwalten ſind.“

Darüber bemerkt Hr. Chevalier *): Der Sekundärunterricht iſt auch dazu beſtimmt, Männer vorzubereiten, die entweder

*) Journal des Economistes, April 1843.

Ackerbauer, oder Manufakturiſten, oder Kaufleute, oder freie Ingenieure werden. Im Programm aber iſt dieſe ganze Klaſſe ausgelaſſen. Die Auslaſſung iſt ein wenig ſtark; denn am Ende iſt doch die induſtrielle Arbeit in ihren verſchiedenen Erſcheinungen, der Ackerbau, der Handel, im Staate weder eine bloße Zugabe, noch etwas Zufälliges: ſie iſt die Hauptſache..... Wenn die Univerſität ihren Namen rechtfertigen will, muß ſie ſich in dieſem Sinne entſchließen; wo nicht, ſo wird ſie neben ſich eine induſtrielle Univerſität entſtehen ſehen..... Es wird Altar wider Altar ſein, ꝛc....."

Und da es einer klaren Idee eigen iſt, alle Fragen zu beleuchten, die mit ihr zuſammenhängen, ſo gibt die profeſſionelle Erziehung dem Hrn. Chevalier eine Veranlaſſung, den Streit der Geiſtlichkeit und der Univerſität über die Freiheit des Unterrichts im Vorbeigehen ſehr raſch zu ſchlichten.

„Man muß geſtehen, daß man dem Klerus ſehr in die Hände arbeitet, wenn man die Latinität als Grundlage des öffentlichen Unterrichts dienen läßt. Der Klerus verſteht ſo gut Latein, wie die Univerſität; es iſt ſeine Sprache. Außerdem iſt ſein Unterricht wohlfeiler; es iſt alſo unmöglich, daß er nicht einen großen Theil der Jugend in ſeinen kleinen Seminaren und Inſtituten mit vollſtändigem Kurſus an ſich ziehen ſollte...."

Der Schluß kommt ganz von ſelbſt: Aendert den Stoff des Unterrichts, und ihr entkatholiſirt das Reich; und da der Klerus nur Latein und die Bibel verſteht, da er in ſeinem Schooße weder Magiſter artium, noch Ackerbauer, noch Rechnungsbeamte zählt, da unter ſeinen 40,000 Prieſtern vielleicht nicht zwanzig im Stande ſind, einen Plan zu zeichnen, oder einen Nagel zu ſchmieden, ſo wird man bald ſehen, wem die Familienväter den Vorzug geben, der Induſtrie oder dem Brevier, und ob ſie nicht dafür halten, daß die Arbeit die ſchönſte Sprache iſt, darin man beten kann.

So würde der lächerliche Gegenſatz zwiſchen religiöſer und profaner Erziehung, zwiſchen Geiſtlich und Weltlich, zwiſchen Vernunft und Glauben, Altar und Thron enden, was nur alte, fortan ſinnloſe Rubriken ſind, mit denen man die Gutmüthigkeit des Publikums amüſirt, bis es böſe wird.

Hr. Chevalier besteht übrigens nicht auf dieser Lösung; er weiß, daß Religion und Monarchie zwei Gesellen sind, die, obgleich sie immer im Zank leben, doch nicht ohne einander sein können; und um keinen Verdacht zu erregen, wirft er sich auf eine andere revoluzionäre Idee, auf die Gleichheit.

„Frankreich ist im Stande, der polytechnischen Schule zwanzigmal mehr Schüler zu liefern, als ihrer heute eintreten (im Durchschnitt 176, das wären also 3520). Die Universität braucht nur zu wollen..... Wenn meine Ansicht Gewicht hätte, so würde ich behaupten, die mathematische Fähigkeit sei weit weniger selten, als man gemeiniglich glaubt. Ich erinnere an den glücklichen Erfolg, mit dem Kinder, die, so zu sagen, auf's Gradewohl vom Pariser Pflaster genommen wurden, den Unterricht von La Martinière nach der Methode des Kapitains Tabareau besuchten."

Wenn der Sekundärunterricht, nach den Ansichten des Herrn Chevalier umgestaltet, von allen jungen Franzosen durchgemacht würde, während er es jetzt in der Regel nur von 90,000 ist, so läge gar keine Uebertreibung darin, die Zahl der mathematischen Talente von 3520 auf 10,000 zu erhöhen; aber aus demselben Grunde würden wir 10,000 Künstler, Philologen und Philosophen haben; — 10,000 Aerzte, Physiker, Chemiker und Naturkundige; — 10,000 Oekonomen, Rechtsgelehrte, Verwaltungsbeamte; — 20,000 Industrielle, Fabrikaufseher, Kaufleute und Finanzmänner; — 40,000 Landbauer, Winzer, Bergleute ꝛc.; im Ganzen 100,000 Köpfe jährlich, etwa den dritten Theil der Jugend. Die Uebrigen, die, anstatt spezieller Befähigungen, nur gemischte Anlagen hätten, würden sich überall, einerlei wo, untergebracht sehen.

Es ist gewiß, daß ein so mächtiger Impuls der Intelligenzen den Fortschritt der Gleichheit beschleunigen würde, und ich zweifle nicht, das das der geheime Wunsch des Hrn. Chevalier ist. Aber was mich grade beunruhigt, die Fähigkeiten fehlen nie, so wenig, als die Bevölkerung, und die Frage ist nur, wie man die einen verwenden und der andern Brod verschaffen soll. Vergebens sagt uns Hr. Chevalier: „Der Sekundärunterricht würde

der Klage weniger Vorſchub leiſten, daß er Schwärme von Ehrgeizigen in die Geſellſchaft wirft, die aller Mittel beraubt ſind, ihre Wünſche zu befriedigen, und ein Intereſſe haben, den Staat umzuſtürzen; unfleißige und unbrauchbare Leute, die zu nichts gut ſind und ſich zu Allem fähig glauben, beſonders zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Die naturwiſſenſchaftlichen Studien exaltiren weniger. Sie klären den Geiſt auf und ordnen ihn zugleich; ſie machen den Menſchen für's praktiſche Leben geeignet.....“ Dieſe Sprache, erwiedere ich ihm, iſt gut vor Patriarchen: ein Profeſſor der politiſchen Oekonomie muß mehr Achtung vor ſeinem Katheder und ſeinem Auditorium haben. Die Regierung hat nur hundert zwanzig Stellen jährlich für hundert ſechszig in die Schule aufgenommene Polytechniker: welche Verlegenheit, wenn die Zahl der Zulaſſungen zehntauſend, oder, um bei der Zahl des Hrn. Chevalier zu bleiben, nur dreitauſend fünf hundert wäre? Und allgemein geſprochen! Die Summe der Zivilämter iſt ſechszigtauſend, etwa dreitauſend leere Plätze jährlich; welcher Schrecken für die Regierung, wenn ſie plötzlich die Reformideen des Hrn. Chevalier annähme, und ſich von fünfzigtauſend Bewerbern umlagert ſähe! Man hat den Republikanern oft folgenden Einwurf gemacht, ohne daß ſie darauf geantwortet hätten: Wenn Jedermann ſein Wählerpatent hat, werden dann die Deputirten beſſer und das Proletariat weiter ſein? Ich thue an Hrn. Chevalier dieſelbe Frage: Wenn Ihnen jedes Schuljahr hunderttauſend Kapazitäten bringt, was machen Sie damit?

Um dieſe intereſſante Jugend zu plaziren, werden Sie bis zur letzten Sproſſe der Hierarchie hinabſteigen. Sie werden den jungen Mann nach fünfzehnjährigen hohen Studien nicht mehr wie heute mit den Graden eines Ingenieur-Aſpiranten, Unterlieutenants der Artillerie, Schiffsfähndrichs, Subſtituts, Kontroleurs, Revierförſters ꝛc. beginnen laſſen, ſondern mit den gemeinen Stellen eines Pionniers, Trainſoldaten, Schanzgräbers, Schiffsjungen, Faſchinenmachers und Kellerſchauers. Da wird er warten müſſen, bis der Tod die Reihen lichtet, und ihn um einen Schritt weiter bringt. Auf dieſe Weiſe wird ein Mann, der aus der polytechniſchen Schule kommt und ein Vauban werden könnte,

als Wegwärter auf einer Straße zweiten Rangs, oder als Unteroffizier in einem Regimente ſterben.

O! um wie viel klüger hat ſich der Katholizismus gezeigt, und wie hat er euch Alle übertroffen: St. Simoniſten, Republikaner, Univerſitätsmänner, Oekonomen, was die Kenntniß des Menſchen und der Geſellſchaft betrifft! Der Prieſter weiß, daß unſer Leben nur eine Reiſe iſt, und daß unſere Vollendung hienieden nicht wirklich werden kann; und er begnügt ſich, auf Erden eine Erziehung anzudeuten, die ihre Ergänzung im Himmel finden ſoll. Der Menſch, den die Religion gebildet hat, zufrieden damit, zu wiſſen, zu thun und zu erlangen, was ſeiner irdiſchen Beſtimmung genügt, kann niemals einer Regierung Verlegenheit bereiten: viel eher würde er ihr Märtyrer. O vielgeliebte Religion! Muß eine Bourgeoiſie, die deiner ſo ſehr bedarf, dich verkennen!.....

In welche ſchrecklichen Kämpfe des Hochmuths und des Elends ſtürzt uns dieſe Wuth des allgemeinen Unterrichts! Wozu die profeſſionelle Erziehung, wozu Ackerbau- und Handelsſchulen, wenn eure Studirenden weder Fabrikanlagen, noch Kapitale haben? Und wozu ſich bis in's Alter von zwanzig Jahren mit aller Art von Wiſſenſchaft vollſtopfen, um nachher Fäden auf der Mule-Jenny zu befeſtigen, oder Steinkohlen in der Tiefe eines Schachtes zu ſchürfen? Was? Ihr habt, wie ihr ſelbſt geſteht, nur 3000 Aemter jedes Jahr für 50,000 mögliche Kapazitäten zu geben, und ihr ſprecht noch von Gründung neuer Schulen! Bleibt lieber bei euerm Syſtem der Ausſchließung und des Privilegs, das, ſo alt wie die Welt, die Stütze der Dynaſtieen und der Patriziate, eine wahrhafte Entmannungsmaſchine der Menſchheit iſt, durch welche einer Kaſte von Sultanen die Luſt geſichert wird. Laßt euch eure Lekzionen theuer bezahlen, vermehrt die Hinderniſſe, beſeitigt durch lange Prüfungen den Sohn des Proletariers, der vor Hunger nicht lange warten kann, und beſchützt mit aller Macht die geiſtlichen Schulen, wo man lernt, für's andere Leben arbeiten, reſigniren, faſten, die Großen ehren, den König lieben, beten. Denn jedes unnütze Studium wird früher oder ſpäter verlaſſen: die Wiſſenſchaft iſt ein Gift für die Sklaven.

Gewiß hat Hr. Chevalier zu viel Scharfſinn, um die Konſequenzen ſeiner Idee nicht zu gewahren. Aber er hat ſich im Grunde ſeines Herzens geſagt, und man kann ſeiner guten Abſicht nur beiſtimmen: Vor Allem müſſen die Menſchen Menſchen ſein; nachher, kommt Zeit, kommt Rath.

So wandern wir auf's Gradewohl, von der Vorſehung geleitet, die uns nie anders warnt, als indem ſie uns züchtigt: das iſt Anfang und Ende der politiſchen Oekonomie.

Im Gegenſatz zu Hrn. Chevalier, Profeſſor der politiſchen Oekonomie am Collège de France, will Hr. Dunoyer, Oekonom der Akademie, nicht, daß man den Unterricht organiſire. Die Organiſazion des Unterrichts iſt eine Art Organiſazion der Arbeit: alſo keine Organiſazion! Der Unterricht, bemerkt Hr. Dunoyer, iſt ein Gewerbe, keine Magiſtratur: wie alle Gewerbe, muß er frei ſein und bleiben. Der Kommunismus, der Sozialismus, die revoluzionäre Tendenz, deren Hauptagenten Robespierre, Napoleon, Ludwig XVIII. und Hr. Guizot waren, ſind es geweſen, die dieſe verderblichen Ideen von Zentraliſazion und Abſorbirung aller Thätigkeit in den Staat unter uns aufgebracht haben. Die Preſſe iſt doch frei, und die Feder der Journaliſten eine Waare; die Religion iſt auch frei, und Jeder, der einen ſchwarzen Rock trägt, kurz oder lang, und mit Geſchick die öffentliche Neugier zu erregen weiß, kann ein Auditorium um ſich verſammeln. Hr. Lacordaire hat ſeine Devoten, Hr. Leroux ſeine Apoſtel, Hr. Buchez ſein Kloſter. Warum ſollte denn nicht auch der Unterricht frei ſein? Wenn das Recht des Unterrichteten wie das des Käufers unzweifelhaft iſt, ſo ſteht das des Lehrenden, der nur eine Art von Verkäufer iſt, mit ihm in Wechſelbeziehung: es iſt unmöglich, an die Freiheit des Unterrichts zu rühren, ohne der koſtbarſten Freiheit, der Gewiſſensfreiheit, Gewalt anzuthun. Und dann, ſetzt Hr. Dunoyer hinzu, wenn der Staat Jedem Unterricht ſchuldig iſt, ſo wird man bald behaupten, daß er auch die Arbeit, dann die Wohnung, hierauf den Mittagstiſch ſchuldig ſei..... Wohin führt das?.....

Die Gründe des Hrn. Dunoyer ſind unwiderleglich: den Unterricht organiſiren, heißt, jedem Bürger das Verſprechen einer

anſtändigen Beſchäftigung und eines zureichenden Lohnes geben; dieſe beiden Begriffe ſind ſo eng mit einander verbunden, wie die Zirkulazion in den Arterien und die in den Venen. Aber die Theorie des Hrn. Dunoyer enthält auch das, daß der Fortſchritt nur für eine gewiſſe Auswahl der Menſchheit wahr iſt, und daß für neun Zehntel des Menſchengeſchlechts die Barbarei das ewige Loos bleibt. Das macht ſogar nach Hrn. Dunoyer das Weſen der Geſellſchaften aus, das ſich in drei Modis ausausſpricht: Religion, Hierarchie und Bettel, ſo daß in dieſem Syſteme, das auch das Deſtutt de Tracy's, Montesquieu's und Plato's iſt, die Antinomie der Theilung, wie die des Werthes, unauflöslich bleibt.

Es iſt mir ein unausſprechliches Vergnügen, ich geſtehe es, Hrn. Chevalier, den Mann der Zentraliſazion des Unterrichts, von Hrn. Dunoyer, dem Mann der Freiheit, bekämpft; Hrn. Dunoyer ſeinerſeits in Oppoſizion zu Hrn. Guizot; Hrn. Guizot, den Repräſentanten der Zentraliſirer, im Widerſpruch mit der Charte zu ſehen, welche die Freiheit als Prinzip ſetzt; und zu finden, wie die Charte mit Füßen getreten wird von der Univerſität, die für ſich allein das Privilegium des Unterrichts verlangt, ungeachtet des ausdrücklichen Befehls im Evangelium, das zu den Prieſtern ſagt: Gehet hin und lehret; und über allen dieſen tobenden Lärm von Oekonomen, Geſetzgebern, Miniſtern, Akademikern, Profeſſoren und Prieſtern, ſchwebt die ökonomiſche Vorſehung, welche das Evangelium Lügen ſtraft und ausruft: Was ſoll ich, ihr Pädagogen, mit euerm Unterricht anfangen?

Wer ſoll uns aus dieſen Aengſten erlöſen? Hr. Roſſi neigt ſich zu einem Eklektizismus: zu wenig getheilt, ſagt er, bleibt die Arbeit unproduktiv; zu viel getheilt, verthiert ſie den Menſchen; die Weisheit iſt zwiſchen den Extremen: in medio virtus. — Leider iſt dieſe Mittelweisheit nur die Hinzufügung eines mittelmäßigen Elends zu einem mittelmäßigen Reichthum, ſo daß die Lage der Dinge durchaus nicht geändert iſt. Das Verhältniß des Guten und des Uebels, anſtatt wie 100 : 100 zu ſein, iſt nur noch wie 50 : 50; dies kann ein für allemal den Maßſtab für den Eklektizismus abgeben. Uebrigens iſt das Juſte-Milieu

des Herrn Rossi im graden Gegensatze zu dem großen ökonomischen Gesetze: mit den möglichst geringen Kosten die größtmögliche Masse von Werthen produziren..... Wie kann die Arbeit ihre Bestimmung erfüllen, ohne eine äußerste Theilung? Suchen wir gefälligst weiter.

„Alle Systeme," sagt Hr. Rossi, „alle ökonomischen Hypotheſen, gehören dem Oekonomen; aber der intelligente, freie, verantwortliche Mensch ist unter der Herrschaft des Moralgesetzes..... Die politische Oekonomie ist nur eine Wissenschaft, welche die Verhältnisse der Dinge untersucht und daraus schließt. Sie untersucht, welches die Wirkungen der Arbeit sind: ihr müßt bei der Anwendung die Arbeit nach der Wichtigkeit des Zweckes anwenden. Wenn die Arbeit einem höheren Zwecke, als die Erzeugung des Reichthums entgegen ist, so muß man sie nicht anwenden..... Nehmen wir an, es sei ein Mittel nazionalen Reichthums, die Kinder fünfzehn Stunden täglich arbeiten zu lassen: so würde die Moral sagen, das sei unerlaubt. Beweist das, daß die politische Oekonomie falsch ist? Nein, das beweist, daß ihr vermengt, was getrennt sein soll."

Wenn Hr. Rossi ein wenig mehr von jener gallischen Naivität besäße, die für die Fremden so schwierig zu lernen ist, so hätte er ganz einfach seine Zunge den Hunden vorgeworfen, wie Madame de Sévigné sagt. Aber ein Professor muß sprechen, sprechen, nicht um etwas zu sagen, sondern um nicht stumm zu bleiben. Hr. Rossi geht dreimal um die Frage herum, dann legt er sich schlafen; das genügt gewissen Leuten, um zu glauben, er habe geantwortet.

Wahrhaftig, es ist ein recht schlimmes Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie sich nach ihren eigenen Prinzipien entwickelt, und dann auf einem gewissen Punkt von einer andern Lügen gestraft wird; wie z. B., wenn die Postulate der politischen Oekonomie als der Moral entgegengesetzt erfunden werden, vorausgesetzt, daß die Moral, so wie die politische Oekonomie, eine Wissenschaft ist. Was ist denn das menschliche Wissen, wenn alle Affirmazionen sich unter sich zerstören, und auf was soll man sich verlassen? Die Stückarbeit ist eine Sklavenbeschäftigung, aber

ſie iſt die einzig fruchtbare; die ungetheilte Arbeit gehört nur dem freien Menſchen; aber ſie bringt ihre Koſten nicht heraus. Von einer Seite ſagt uns die politiſche Oekonomie: ſeid reich; von der andern die Moral: ſeid frei; und Hr. Roſſi, der im Namen beider ſpricht, benachrichtigt uns, daß wir weder frei, noch reich ſein können, weil, es nur halb ſein, es gar nicht ſein heißt. Die Doktrin des Hrn. Roſſi, dieſem doppelten Streben der Menſchheit Genüge zu thun, hat alſo den Nachtheil, um nicht ausſchließlich zu ſein, uns Alles zu nehmen: es iſt unter einer andern Form die Geſchichte des Repräſentativ-Syſtems.

Aber der Antagonismus iſt noch ganz anders tief, als Hr. Roſſi geſehen hat. Denn weil nach der allgemeinen Erfahrung, die darin mit der Theorie einig iſt, der Lohn nach Maßgabe der Theilung der Arbeit abnimmt, ſo iſt es klar, daß wir durch Unterwerfung unter die Stückſklaverei nicht den Reichthum erlangen; wir haben uns nur aus Menſchen in Maſchinen verwandelt, man ſehe die Bevölkerung beider Welten. Und weil andererſeits ohne die Theilung der Arbeit die Geſellſchaft in die Barbarei zurückfällt, ſo iſt wiederum klar, daß wir mit Aufopferung des Reichthums nicht zur Freiheit kommen würden: ſeht in Afrika und Aſien alle Nomadenſtämme. Alſo iſt Nothwendigkeit, abſoluter Befehl von Seiten der ökonomiſchen Wiſſenſchaft und der Moral vorhanden, das Problem der Theilung zu löſen; wo aber ſtehen die Oekonomen? Was hat man ſeit mehr als dreißig Jahren, wo Lemonley eine Bemerkung Smith's entwickelte und den demoraliſirenden und mörderiſchen Einfluß der Theilung der Arbeit hervorhob, geantwortet? Welche Forſchungen hat man angeſtellt? Welche Kombinazionen vorgeſchlagen? Iſt die Frage auch nur verſtanden worden?

Alle Jahre berichten die Oekonomen mit einer Genauigkeit, die ich mehr loben würde, ſähe ich ſie nicht immer unfruchtbar bleiben, von der Handelsbewegung der europäiſchen Staaten. Sie wiſſen, wie viel Ellen Tuch, wie viel Stück Seide, wie viel Kilogramm Eiſen fabrizirt worden ſind; welches die Konſumzion per Kopf an Korn, Wein, Zucker, Fleiſch war: man ſollte meinen, für ſie wäre das nec plus ultra der Wiſſenſchaft, Inven-

tare zu veröffentlichen, und die äußerste Höhe ihrer Kombinazion, die Generalkontroleure der Völker zu werden. Niemals hat eine solche Anhäufung von Materialien den Forschungen eine schönere Aussicht geboten: was hat man gefunden? Welches neue Prinzip ist aus dieser Masse entsprungen? Welche Lösung so vieler alten Probleme daraus hervorgegangen? Welche neue Richtung für die Studien?

Eine Frage unter andern scheint reif für's Schlußurtheil gemacht worden zu sein: der Pauperismus. Der Pauperismus ist heute von allen Anhängseln der zivilisirten Welt am besten bekannt: man weiß ungefähr, woher er kommt, wann und wie er eintritt, was er kostet; man hat ausgerechnet, welches sein Verhältniß zu den verschiedenen Graden der Zivilisazion ist, und man hat sich zugleich überzeugt, daß alle Mittel, mit denen man ihn bis heute bekämpft hat, ohnmächtig gewesen sind. Der Pauperismus ist in Gattungen, Arten und Spielarten getheilt worden, es ist eine vollständige Naturgeschichte, einer der wichtigsten Zweige der Anthropologie. Nun, und was unwiderleglich aus allen gesammelten Thatsachen erhellt, was man aber nicht gesehen hat, nicht sehen will, was die Oekonomen hartnäckig mit ihrem Stillschweigen bedecken, ist, daß der Pauperismus chronisch ist und zur Verfassung der Gesellschaft gehört, so lange der Antagonismus zwischen Arbeit und Kapital besteht, und daß dieser Antagonismus nur durch eine absolute Negazion der politischen Oekonomie enden kann. Welchen Ausgang aus diesem Labyrinth haben die Oekonomen entdeckt?

Dieser letzte Punkt verdient, daß wir einen Augenblick bei ihm stehen bleiben.

In der ursprünglichen Gemeinschaft ist das Elend, wie ich im vorigen Paragraphen bemerkt habe, das allgemeine Loos.

Die Arbeit ist der dem Elend erklärte Krieg.

Die Arbeit organisirt sich, zuerst durch Theilung, dann durch die Maschinen, hierauf durch die Konkurrenz ꝛc. ꝛc.

Nun geht es darum, zu wissen, ob es nicht der Organisazion, wie sie uns in der politischen Oekonomie gegeben wird, wesentlich ist, während sie das Elend der Einen hemmt, das der

Andern auf nothwendige und unabweisbare Art zu verschlimmern. So muß die Frage des Pauperismus gestellt werden, und so haben wir uns vorgenommen, sie zu lösen.

Was bedeuten die ewigen Fraubasereien der Oekonomen über die Unvorsichtigkeit der Arbeiter, über ihre Trägheit, ihren Mangel an Haltung, ihre Unwissenheit, Liederlichkeit, ihre vorzeitigen Heirathen ꝛc.? Alle diese Laster, alle diese Versunkenheit sind nur der Mantel des Pauperismus; aber die Ursache, die Grundursache, die mit eherner Nothwendigkeit vier Fünftel des Menschengeschlechts in der Schmach erhält, wo ist sie? Hat die Natur nicht alle Menschen gleichmäßig plump, widerspenstig gegen die Arbeit, lüstern und roh geschaffen? Sind der Patrizier und der Proletarier nicht aus demselben Schlamme hervorgegangen? Woher kommt es denn, daß nach so viel Jahrhunderten, und trotz so vieler Wunder der Industrie, der Wissenschaften und Künste, der Wohlstand und die Bildung nicht das Eigenthum Aller haben werden können? Woher kommt's, daß in Paris und London, in den Mittelpunkten der sozialen Reichthümer, das Elend eben so scheußlich ist, als zu den Zeiten Cäsar's und Agricola's? Wie ist neben dieser raffinirten Aristokratie die Masse so roh geblieben? Man klagt die Laster des Volkes an, aber die Laster der obern Klasse erscheinen nicht geringer, vielleicht sind sie sogar größer. Der Erbmakel ist gleich bei Allen; woher kommt es, noch einmal, daß die Taufe der Zivilisazion nicht bei Allen gleich wirksam gewesen ist? Wäre am Ende der Fortschritt selbst ein Privilegium, und müßte der Mensch, der weder Wagen noch Pferde hat, ewig im Drecke waten? Was sage ich? Dem durchaus dürftigen Menschen kommt nicht einmal das Bedürfniß nach Besserung; er ist so tief gefallen, daß der Ehrgeiz sogar in seinem Herzen erlosch.

„Von allen Privattugenden," bemerkt unendlich richtig Hr. Dunoyer, „ist die nothwendigste die, welche uns allmählich alle übrigen verleiht, das Verlangen nach Glück, ein heftiges Begehren, sich aus dem Elende und der Verworfenheit zu befreien, jener Eifer und zugleich jene Würde, die ihr nicht erlauben, sich mit einer niederen Stellung zu begnügen.... Aber diese Empfindung, die so natürlich scheint, ist unglücklicherweise weit weniger

verbreitet, als man denkt. Es gibt wenig Vorwürfe, welche die große Masse der Menschen in geringerem Maße verdient, als den, welchen ihr die asketischen Moralisten machen, zu sehr ihre Bequemlichkeit zu lieben; man würde ihr den entgegengesetzten Vorwurf mit unendlich mehr Recht machen..... Es herrscht sogar in der Natur der Menschen der merkwürdige Umstand, daß, je weniger sie Einsicht und Mittel besitzen, um desto weniger sie den Wunsch empfinden, sich solche anzueignen. Die Wilden, die ärmlichsten und wenigst aufgeklärten der Menschen, sind grade die, denen am schwierigsten Bedürfnisse beizubringen sind, in denen man mit der größten Mühe den Wunsch rege macht, ihren Zustand zu verlassen; so daß sich der Mensch durch die Arbeit bereits ein gewisses Wohlsein verschafft haben muß, ehe er mit einiger Lebhaftigkeit das Bedürfniß empfindet, seine Lage zu verbessern, sein Dasein zu vervollkommnen, was ich die Liebe zum Glück nenne." (Von der Freiheit der Arbeit, Bd. II., S. 80.)

Also das Elend der arbeitenden Klassen kommt im Allgemeinen vom Mangel an Herz und Geist, oder, wie es Hr. Passy irgendwo gesagt hat, von der Schwäche, der Trägheit ihrer moralischen und intellektuellen Fähigkeiten her. Diese Trägheit hat ihren Grund darin, daß die besagten Klassen, noch zur Hälfte wild, nicht mit hinreichender Lebhaftigkeit den Wunsch empfinden, ihre Lage zu verbessern, wie Herr Dunoyer bemerkt. Da aber dieses fehlende Verlangen selbst die Folge des Elendes ist, so ergibt sich, daß das Elend und die Apathie sowol Wirkung als Ursache sind, und daß sich das Proletariat in einem Zirkel dreht.

Um aus diesem Abgrunde herauszukommen, bedürfte es entweder des Wohlseins, d. h. einer steigenden Lohnerhöhung, oder der Intelligenz und des Muthes, d. h. einer steigenden Entwicklung der Fähigkeiten: zwei Dinge, die dem Verkommen von Seele und Leib, der natürlichen Wirkung der Theilung der Arbeit, gradezu entgegengesetzt sind. Das Unglück des Proletariats ist also providenziell, und es aufheben wollen, heißt, nach der Fassung der Dinge von Seiten der politischen Oekonomie, die revolu-zionäre Windsbraut hervorrufen.

Denn es geſchieht nicht ohne einen tiefen Grund, der aus den höchſten moraliſchen Rückſichten geſchöpft iſt, daß das allgemeine Bewußtſein, deſſen Ausdruck wechſelsweiſe der Egoismus der Reichen und die Apathie des Proletariats iſt, eine menſchliche Belohnung dem verweigert, der nur als Hebel oder bewegende Kraft dient. Wenn, was unmöglich iſt, das materielle Wohl dem Stückarbeiter zu Theil werden könnte, ſo würde man eine monſtruöſe Erſcheinung erblicken: die mit widerſtrebenden Verrichtungen beſchäftigten Arbeiter würden wie jene Römer werden, die mit den Reichthümern der Welt vollgeſtopft waren und deren verthierte Intelligenz unfähig wurde, ſogar neue Genüſſe zu erfinden. Das Glück ohne Erziehung ſtumpft das Volk ab, und macht es frech: dieſe Bemerkung iſt ſeit dem graueſten Alterthume gemacht worden. **Incrossatus est et recalcitravit**, heißt's im fünften Buch Moſis. Uebrigens hat ſich der Stückarbeiter ſelbſt gerichtet; er iſt zufrieden, wenn er nur Brod, Ruhe auf einem ſchlechten Pfühl, und Sonntags die Trunkenheit hat. Jedes andere Leben wäre ihm ſchädlich und würde die öffentliche Ordnung auf's Spiel ſetzen.

In Lyon iſt eine Klaſſe von Menſchen, die durch ein Monopol, das ihr die Munizipalität zukommen läßt, einen Lohn erhält, der höher iſt, als der der Univerſitätsprofeſſoren und der Bureauchefs in den Miniſterien: das ſind die Packträger. Die Einſchiffungs- oder Ausſchiffungspreiſe in gewiſſen Häfen von Lyon ſind nach den Tarifen der Rigues oder Geſellſchaften der Packträger 30 Cent. für 100 Kilogr. Bei dieſer Taxe iſt es nicht ſelten, daß ein Mann 12, 15 bis 20 Fr. täglich verdient: er braucht nur 40 bis 50 Säcke von einem Schiffe in ein Magazin zu tragen. Das iſt Sache einiger Stunden. Wie iſt dieſe Stellung der Entwicklung der Intelligenz ſo günſtig, ſowol für die Kinder, als für die Väter, wenn der Reichthum an ſich und durch die Muße, die er ſchafft, ein moraliſirendes Prinzip wäre! Aber es iſt nicht ſo: die Packträger von Lyon ſind heute, was ſie immer waren: Säufer, Schlemmer, Grobiane, frech, Egoiſten und Feiglinge. Es thut wehe, es zu ſagen, aber ich halte dieſe Erklärung für eine Pflicht, weil ſie Wahrheit enthält: eine der

erſten Reformen, die unter den arbeitenden Klaſſen vorzunehmen wäre, iſt die Herabſetzung der Löhne einiger unter ihnen, und die gleichzeitige Erhöhung der andern. Das Monopol wird dadurch nicht achtungswerther, daß es den letzten Klaſſen des Volks angehört, beſonders, wenn es nur dazu dient, den plumpſten Individualismus zu erhalten. Der Aufſtand der Seidenarbeiter hat die Packträger und im Allgemeinen alle Häfen ohne irgend eine Sympathie gelaſſen; ſie zeigten ſich eher feindſelig. Was außer den Häfen geſchieht, rührt ſie nicht. Als Laſtthiere, die von vorn herein für den Despotismus zugerichtet ſind, werden ſie ſich niemals in die Politik miſchen, dafern man ihr Privilegium aufrecht erhält. Doch muß ich zu ihren Gunſten ſagen, daß ſeit einiger Zeit, wo die Erforderniſſe der Konkurrenz Breſche in die Tarife ſchoſſen, ſoziablere Geſinnungen bei dieſen maſſiven Naturen zu erwachen begonnen haben: noch einige Herabſetzungen, mit etwas Elend gewürzt, und die Lyoner Rigues werden das auserwählte Korps bilden, wenn es gilt, die Baſtillen zu ſtürmen.

Kurz, es iſt unmöglich, widerſpricht ſich, daß im heutigen Syſtem der Geſellſchaften das Proletariat durch Erziehung zum Wohlſein, oder durch Wohlſein zur Erziehung gelange. Denn ohne zu berückſichtigen, daß der Proletarier, der Maſchinenmenſch, eben ſo unfähig iſt, den Wohlſtand als die Bildung zu ertragen, ſo iſt einerſeits bewieſen, daß ſein Lohn immer weniger ſteigt, als fällt; andererſeits, daß die Bildung ſeines Geiſtes, ſelbſt, wenn er ſie empfangen könnte, ihm unnütz wäre: ſo daß ein unaufhaltſamer Drang zur Barbarei und zum Elende für ihn vorhanden iſt. Alles, was man in den letzten Jahren, in Frankreich und England, um das Loos der armen Klaſſen zu verbeſſern, in Bezug auf die Arbeit der Kinder und der Frauen und den Elementarunterricht verſucht hat, dafern es nicht die Frucht einer geheimen Abſicht des Radikalismus war, iſt im Widerſtreit mit der Oekonomie, und zum Schaden der beſtehenden Ordnung geſchehen. Der Fortſchritt iſt für die Maſſe der Arbeiter das Buch mit ſieben Siegeln; und das unerbittliche Räthſel wird nicht durch legislative Widerſinnigkeiten gelöſt werden.

Wenn übrigens die Oekonomen beſtändig leeres Stroh gedroſchen und endlich ſogar das Verſtändniß der Dinge in der Geſellſchaft verloren haben, ſo kann man nicht ſagen, daß die Sozialiſten die Antinomie beſſer gelöſt hätten, welche die Theilung der Arbeit darbot. Im Gegentheil, ſie ſind bei der Negazion ſtehen geblieben; denn heißt das nicht immer, bei der Negazion bleiben, wenn man z. B. der Einförmigkeit der Stückarbeit eine ſogenannte Mannigfaltigkeit entgegenſetzt, wo Jeder zehn-, fünfzehn-, zwanzigmal, ſo oft er will, täglich in der Arbeit wechſeln kann? Als wenn zehn-, fünfzehn-, zwanzigmal den Gegenſtand einer Stückbeſchäftigung wechſeln, die Arbeit ſynthetiſch machen hieße; als wenn folglich zwanzig Bruchtheile eines Handlangertages gleich dem Tagwerke eines Künſtlers wären. Wenn dies induſtrielle Flatterſyſtem ſogar ausführbar wäre, — und man kann im Voraus verſichern, daß es vor der Nothwendigkeit, alle Arbeiter verantwortlich und folglich die Funkzionen perſönlich zu machen, erbleichen müßte, — ſo würde es doch nichts an der phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Lage des Arbeiters ändern; höchſtens könnte es durch die Zerſplitterung ſeine Unfähigkeit und folglich ſeine Abhängigkeit noch dauernder machen. Das geben übrigens die Organiſirer, Kommuniſten und Andere zu. Sie machen ſo wenig Anſpruch darauf, die Antinomie der Theilung zu löſen, daß ſie Alle als weſentliche Bedingung der Organiſazion, die Hierarchie der Arbeit, d. h. die Klaſſifikazion der Arbeiter in Stücklinge und in Verallgemeiner oder Synthetiker annehmen, und daß in allen Utopieen die Unterſcheidung der Fähigkeiten, der ewige Grund oder Vorwand der Ungleichheit der Güter, als Angelpunkt zugegeben wird. Reformatoren, deren Plane ſich nur durch die Logik empfehlen könnten, und die, nachdem ſie gegen den Simplismus, die Monotonie, die Einförmigkeit und das Stückweſen der Arbeit losgezogen haben, nachher herankommen, um eine Mehrheit als **Syntheſe** vorzuſchlagen; ſolche Erfinder ſind gerichtet und müſſen wieder in die Schule geſchickt werden.

Aber du, Kritiker, wird ohne Zweifel der Leſer fragen, welches iſt deine Löſung? Zeige uns die Syntheſe, welche die

Verantwortlichkeit, die Persönlichkeit, mit einem Worte, die Spezialität des Arbeiters bewahren, und die äußerste Theilung und die größte Mannigfaltigkeit in einem kompleren und harmonischen Ganzen vereinigen soll.

Meine Antwort ist bereit: Befragen wir die Thatsachen, gehen wir bei der Menschheit zu Rathe; wir können keinen besseren Führer nehmen. Nach den Schwankungen des Werths ist die Theilung der Arbeit die ökonomische Thatsache, die den merklichsten Einfluß auf Gewinnste und Löhne hat. Es ist der erste Pfahl, den die Vorsehung auf dem Felde der Industrie eingeschlagen hat, der Ausgangspunkt jener ungeheuren Messung, die endlich für Jeden und Alle Recht und Pflicht bestimmen muß. Folgen wir denn unseren Anzeigen, ohne die wir uns nur verirren und zu Grunde richten können.

Tu longe sequere, et vestigia semper adora.

Viertes Kapitel.

Zweite Epoche. — Die Maschinen.

„Ich habe mit tiefem Leidwesen **die andauernde Noth** in den Fabrikbezirken des Landes gesehen."

Worte der Königin Viktoria bei der Eröffnung des Parlaments.

Wenn etwas geeignet ist, die Fürsten zum Nachdenken zu bringen, so ist es dies, daß sie als mehr oder weniger ruhige Zuschauer des menschlichen Unglücks, gemäß der Verfassung der Gesellschaft und der Natur ihrer Macht, sich in der absoluten Unmöglichkeit befinden, die Leiden der Völker zu heilen: es ist ihnen sogar verboten, sich damit zu beschäftigen. Jede Arbeits- und Lohnsfrage, sagen einmüthiglich die ökonomischen und die repräsentativen Theoretiker, muß außerhalb der Machtvollkommenheit der Regierung bleiben. Hoch oben, aus der glorreichen Sphäre, wohin sie die Religion gestellt hat, betrachten die Könige, die Herrscher, die Fürsten, die Mächtigen und die ganze himmlische Miliz, unzugänglich den Gewittern, die Qual der Gesellschaften; aber ihre Macht erstreckt sich nicht auf Winde und Wellen. Die Könige vermögen nichts zum Heile der Sterblichen. Und in der That, die Theoretiker haben Recht: der Fürst ist eingesetzt, um zu erhalten, nicht, um zu revoluzioniren; um die Wirklichkeit zu schützen, nicht, um die Utopie zu fördern. Er repräsentirt eines der im Kampf begriffenen Prinzipien: wenn er nun die Harmonie schüfe, so würde er sich selbst aufheben,

was von ſeiner Seite ſchlechterdings unkonſtituzionell und abgeſchmackt wäre.

Da aber, den Theorieen zum Trotz, der Fortſchritt der Ideen ohne Unterlaß die äußere Geſtalt der Inſtituzionen wandelt, ſo daß fortwährend grade das nothwendig wird, was der Geſetzgeber weder gewollt, noch vorgeſehen hat, wo denn z. B. die Steuerfragen Fragen der Vertheilung, die des öffentlichen Nutzens Fragen der Nazionalarbeit und der induſtriellen Organiſazion, die der Finanz-Kreditoperazionen, die des Völkerrechts Fragen der Douane und der Abſatzwege werden: ſo bleibt erwieſen, daß der Fürſt, der nach der Theorie niemals in Dinge eingreifen darf, die doch wider die Vorausſicht der Theorie täglich im unwiderſtehlichen Laufe der Dinge Gegenſtand der Regierung werden, nichts Anderes iſt und ſein kann gleich der Gottheit, deren Ausfluß er iſt, als eine Hypotheſe, eine Fikzion. Und da es endlich unmöglich iſt, daß der Fürſt und die Intereſſen, zu deren Vertheidigung er berufen iſt, ſich freiwillig begeben und vor den neu auftauchenden Prinzipien und den ſich neu ſetzenden Rechten ſich ſelbſt aufheben, ſo folgt, daß der Fortſchritt, ſobald er in den Geiſtern ſich unmerklich vollendet hat, in der Geſellſchaft ſich ſtoßweiſe verwirklicht, und daß die Gewalt, wie ſehr man ſie auch verläumde, die unumgängliche Bedingung der Reformen iſt. Jede Geſellſchaft, in der die Kraft der Empörung unterdrückt worden, iſt todt für den Fortſchritt: keine Wahrheit iſt geſchichtlich beſſer erwieſen.

Und was ich von den konſtituzionellen Monarchieen ſage, iſt eben ſo wahr von den Repräſentativ-Demokratieen: überall hat der Geſellſchaftsvertrag die Macht gebunden und das Leben beſchworen, ohne daß es dem Geſetzgeber möglich geweſen wäre, einzuſehen, wie er gegen ſeinen eignen Zweck arbeitete, noch auch möglich, anders zu Werke zu gehen.

Klägliche Schauſpieler der parlamentariſchen Komödien, Monarchen und Deputirte, das ſeid ihr alſo endlich: Beſchwörungsformeln wider die Zukunft! Jedes Jahr bringt euch die Klagen des Volkes; und wenn man euch um das Mittel fragt, ſo verhüllt eure Weisheit ihr Antlitz! Gilt es, das Privilegium zu

schützen, d. h. die Heiligung des Rechtes des Stärkeren, das euch erschaffen hat, und das alle Tage wechselt: sogleich, beim geringsten Zeichen, das ihr mit dem Kopfe gebt, rührt sich eine ungeheure Miliz, läuft zu den Waffen, und stellt sich in Schlachtordnung. Und wenn das Volk sich beklagt, daß es trotz seiner Arbeit und grade durch seine Arbeit vom Elend aufgezehrt wird, wenn die Gesellschaft von euch begehrt, leben zu können, so sagt ihr Sprüche des Erbarmens her. Alle eure Energie ist der Unbeweglichkeit geweiht, eure ganze Tugend löst sich in fromme Wünsche auf! Wie der Pharisäer betet ihr für euren Vater anstatt ihn zu ernähren! O, ich sage euch, wir haben das Geheimniß eurer Mission: Ihr seid nur da, um uns am Leben zu hindern. **Nolite ergo imperare.**

Wir, die wir den Beruf der Macht ganz anders verstehen, die wir wollen, die besondere Aufgabe der Regierung soll sein, die Zukunft zu erforschen, den Fortschritt zu suchen, Allen Freiheit, Gleichheit, Gesundheit und Reichthum zu verschaffen, gehen wir muthig weiter auf unserer Bahn der Kritik, fest überzeugt, daß, wenn wir die Ursache des Uebels der Gesellschaft, das Prinzip ihrer Fieber, den Grund ihrer Krämpfe blosgelegt haben, die Kraft uns nicht fehlen wird, um das Mittel anzuwenden.

§. 1. Von der Rolle der Maschinen in ihren Beziehungen zur Freiheit.

Die Einführung der Maschinen in die Industrie geschieht im Gegensatz zum Gesetz der Theilung, und gleichsam um das durch dieses Gesetz tiefgestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Um die Bedeutung dieser Bewegung gehörig zu würdigen und ihren Sinn zu fassen, sind einige allgemeine Betrachtungen nothwendig.

Die modernen Philosophen, nachdem sie ihre Geschichtsbücher gesammelt und klassifizirt hatten, wurden durch die Natur ihrer Arbeiten auch zur Beschäftigung mit der Geschichte hingeleitet, und da haben sie, nicht ohne Verwunderung, gesehen, daß die Geschichte der Philosophie im Grunde dasselbe war mit der Philosophie der Geschichte, noch mehr, daß diese

beiden Zweige der Spekulazion, dem Anſcheine nach, ſo verſchieden, die Geſchichte der Philoſophie und die Philoſophie der Geſchichte, wieder nichts Anderes waren, als die Inſzeneſetzung der Begriffe der Metaphyſik, welches die ganze Philoſophie iſt.

Wenn man nun den Stoff der Weltgeſchichte in eine gewiſſe Zahl von Abtheilungen zerſchlägt, wie Mathematik, Naturgeſchichte, ſoziale Oekonomie, ſo wird man finden, daß jede dieſer Abtheilungen ebenfalls die Metaphyſik enthält. Und es wird bis zur letzten Unterabtheilung der Totalität der Geſchichte ſo ſein; ſo daß die ganze Philoſophie jeder natürlichen oder induſtriellen Manifeſtazion zu Grunde liegt, daß ſie weder Rückſicht auf Größen, noch auf Qualitäten nimmt, daß alle Beiſpiele gleich gut ſind, um zu ihren erhabenſten Begriffen zu gelangen kurz, daß alle Poſtulate der Vernunft ſich eben ſo wohl in der beſcheidenſten Induſtrie, wie in den allgemeinſten Wiſſenſchaften finden, und man ſo aus jedem Handwerker einen Philoſophen, d. h. einen verallgemeinernden und hochſynthetiſchen Geiſt machen könnte, wenn man ihn nur — was? — lehrte. Sein Handwerk.

Bis hierher freilich iſt die Philoſophie, wie der Reichthum, Eigenthum gewiſſer Kaſten geblieben: wir haben die Philoſophie der Geſchichte, die Philoſophie des Rechts und noch einige andere Philoſophieen; es iſt eine Art von Beſchlagnahme eingetreten, die mit ſo vielen andern eben ſo edlen Urſprungs aufhören muß. Um aber dieſe ungeheure Gleichmachung zu vollenden, muß man mit der Philoſophie der Arbeit anfangen; nachher kann jeder Arbeiter ſeinerſeits die Philoſophie ſeines Standes ausarbeiten.

Da alſo jedes Produkt der Kunſt und der Induſtrie, jede politiſche und religiöſe Verfaſſung eben ſo wie jedes organiſirte oder nicht organiſirte Geſchöpf, nur eine Verwirklichung, eine natürliche oder praktiſche Anwendung der Philoſophie iſt, ſo iſt die Identität der Natur- und Vernunftgeſetze, des Seins und Denkens erwieſen; und wenn wir unſererſeits die beſtändige Uebereinſtimmung der ökonomiſchen Erſcheinungen mit den reinen Geſetzen des Denkens, die Identität des Reellen und Ideellen in den menſchlichen Dingen darthun, ſo wiederholen wir nur in einem beſonderen Falle jenen ewigen Beweis.

Was ſagen wir in der That?

Um den Werth zu beſtimmen, mit andern Worten, um die Produkzion und die Vertheilung der Güter in ſich ſelbſt zu organiſiren, geht die Geſellſchaft grade ſo zu Werke, wie die Vernunft bei der Erzeugung der Begriffe. Sie ſetzt ein erſtes Faktum, ſtellt eine erſte Hypotheſe auf, die Theilung der Arbeit, eine wahrhafte Antinomie, deren gegenſätzliche Reſultate ſich in der ſozialen Oekonomie entfalten, grade ſo, wie ihre Folgen im Geiſte hätten abgeleitet werden können; ſo daß die induſtrielle Bewegung, durchaus dem Ideengange folgend, ſich in einen doppelten Strom theilt, in den der nützlichen Wirkungen und den der zerſtöreriſchen Ergebniſſe, die alle gleich nothwendige uud berechtigte Erzeugniſſe desſelben Geſetzes ſind. Um dieſes Prinzip mit doppeltem Antlitz harmoniſch zu konſtituiren und die Antinomie zu löſen, läßt die Geſellſchaft eine zweite hervortreten, der bald eine dritte folgen wird; und ſo wird der ſoziale Genius fortſchreiten, bis er alle ſeine Widerſprüche erſchöpft hat, — ich ſetze voraus, was nicht bewieſen iſt, daß der Widerſpruch in der Menſchheit ein Ziel habe, — mit einem Schritte alle ſeine früheren Stazionen überſchreitet, und in einer einzigen Formel alle ſeine Probleme löſt.

Dadurch, daß wir in unſerer Erörterung dieſer Methode der parallelen Entwicklung von Wirklichkeit und Idee folgen, erlangen wir einen doppelten Vortheil: zuerſt entgehen wir dem Vorwurf des Materialismus, der den Oekonomen ſo oft gemacht wird, weil ihnen die Thatſachen dadurch allein wahr ſind, daß ſie Thatſachen, und zwar materielle Thatſachen, ſind. Für uns ſind die Thatſachen im Gegentheil nicht Materie, denn wir wiſſen nicht, was das Wort Materie heißt, ſondern ſichtbare Manifeſtazionen unſichtbarer Ideen. So beweiſen die Thatſachen nur nach Maßgabe der Idee, die ſie repräſentiren, und deßhalb verwarfen wir als unberechtigt und nicht definitiv den Nutzwerth und den Tauſchwerth, und ſpäter die Theilung der Arbeit ſelbſt, obgleich ſie für die Oekonomen ſämmtlich abſolute Autorität haben.

Andererſeits kann man uns eben ſo wenig des Spiritualismus, Idealismus oder Myſtizismus anklagen; denn wir nehmen

als Ausgangspunkt nur die äußere Manifeſtazion der Idee, von der ſelbſt wir nichts wiſſen, die gar nicht exiſtirt, ſo lange ſie ſich nicht reflektirt, wie das Licht nichts ſein würde, wenn die Sonne allein in einem unendlich Leeren exiſtirte; wir beſeitigen jedes theogoniſche und kosmogoniſche **a priori**, jede Forſchung über die Subſtanz, die Urſache, das Ich und Nicht-Ich; wir beſchränken uns darauf, die Geſetze des Seins zu ſuchen, und das Syſtem ſeiner Erſcheinungen ſo weit zu verfolgen, als die Vernunft reicht.

Ohne Zweifel bleibt im Grunde jede Erkenntniß vor einem Geheimniß ſtehen; wie z. B. Materie und Geiſt, die wir beide als zwei unbekannte Weſenheiten, die allen Erſcheinungen zu Grunde liegen, annehmen. Aber deßhalb läßt ſich nicht ſagen, das Geheimniß ſei der Ausgangspunkt des Wiſſens, noch die nothwendige Bedingung der Metaphyſik der Myſtizismus: im Gegentheil ſtrebt die Spontaneität unſerer Vernunft beſtändig danach, den Myſtizismus wegzuſchaffen; ſie proteſtirt **a priori** gegen jedes Geheimniß, weil das Geheimniß für ſie nur da iſt, um geleugnet zu werden, und weil die Negazion des Myſtizismus das Einzige iſt, wozu die Vernunft keiner Erfahrung bedarf.

Summa, die menſchlichen Thatſachen ſind die Fleiſchwerdung menſchlicher Ideen; alſo die Geſetze der ſozialen Oekonomie ſtudiren, heißt, die Theorie der Vernunftgeſetze aufſtellen, und die Philoſophie erſchaffen. Wir können jetzt wieder in den Lauf unſerer Unterſuchungen eintreten.

Wir ließen am Ende des vorhergehenden Kapitels den Arbeiter im Kampfe mit dem Geſetz der Theilung: wie wird der unermüdliche Oedipus es anfangen, das Räthſel zu löſen?

In der Geſellſchaft iſt das unverzügliche Auftreten der Maſchinen die Antitheſe, die umgekehrte Formel der Theilung der Arbeit; es iſt der Proteſt des induſtriellen Genius gegen die zerſtückelte und mörderiſche Arbeit. Was iſt in der That eine Maſchine? Eine Art, verſchiedene Arbeitsſtückchen, welche die Theilung getrennt hatte, wieder zu vereinigen. Jede Maſchine kann

erklärt werden als das Zuſammenfaſſen mehrerer Verrichtungen, als eine Vereinfachung des Kräfteanſatzes, als eine Verdichtung der Arbeit, als eine Verminderung der Koſten. In allen dieſen Bezügen iſt die Maſchine das Gegenſtück zur Theilung. Alſo findet durch die Maſchine Wiederherſtellung des Stückarbeiters, Abnahme ſeiner Mühe, Ermäßigung des Produkzionspreiſes, Bewegung im Verhältniß der Werthe, Fortſchritt zu neuen Entdeckungen, Wachsthum des allgemeinen Wohles ſtatt. Wie die Erfindung einer Formel dem Geometer neue Kraft verleiht, eben ſo iſt die Erfindung einer Maſchine eine Abkürzung der Handarbeit, welche die Kraft des Produzenten vermehrt; und man kann annehmen, daß die Antinomie der Theilung der Arbeit, wenn ſie nicht gänzlich beſiegt iſt, wenigſtens ihr neutraliſirendes Gegengewicht gefunden hat. Man muß in den Vorleſungen des Hrn. Chevalier die unzähligen Vortheile leſen, die für die Geſellſchaft aus der Erfindung der Maſchinen entſpringen: es iſt ein ergreifendes Gemälde, auf das ich den Leſer gern verweiſe.

Die Maſchinen, die ſich in der politiſchen Oekonomie als Gegenſatz zur Theilung der Arbeit ſetzen, repräſentiren die Syntheſe, die ſich im menſchlichen Geiſte der Analyſe entgegenſtellt; und eben ſo, wie man bald ſehen wird, wie die ganze politiſche Oekonomie in der Theilung der Arbeit und in den Maſchinen gegeben iſt, ſo hat man mit Analyſe und Syntheſe die ganze Logik oder die Philoſophie. Der arbeitende Menſch geht nothwendig abwechſelnd mit Theilung und mit Hülfe von Inſtrumenten zu Werke, eben ſo, wie der Denkende nothwendig wechſelsweiſe Syntheſen und Analyſen bildet, nichts, durchaus nichts weiter. Und die Arbeit, wie die Vernunft, werden niemals darüber hinausgehen: Prometheus, wie Neptun, erreicht in drei Schritten das Ende der Welt.

Aus dieſen Prinzipien, die ſo einfach, ſo klar wie Axiome ſind, laſſen ſich ungeheure Konſequenzeu ableiten.

Da in der intellektuellen Operazion Analyſe und Syntheſe weſentlich unzertrennlich ſind, und da andererſeits die Theorie nur unter der Bedingung berechtigt iſt, daß ſie Fuß für Fuß der Erfahrung folgt, ſo ergibt ſich, daß die Arbeit, welche Analyſe

und Syntheſe, Theorie und Erfahrung in einer ſtetigen Handlung vereinigt, daß die Arbeit, die äußere Form der Logik, welche folglich Realität und Idee zuſammenfaßt, ſich auf's Neue als allgemeine Unterrichtsmethode darſtellt. **Fit fabricando faber:** von allen Erziehungsſyſtemen iſt das abgeſchmackteſte das, welches Intelligenz und Thätigkeit trennt, und den Menſchen in zwei unmögliche Weſenheiten, in einen Abſtrahirer und einen Automaten, ſpaltet. Deßhalb geben wir unſern Beifall den gerechten Beſchwerden des Hrn. Chevalier, des Hrn. Dunoyer, und aller Derer, welche die Reform des Univerſitätsunterrichts verlangen; das begründet zugleich unſere Hoffnung auf die Reſultate, die wir uns von einer ſolchen Reform verſprechen. Wenn die Erziehung vor allen Dingen experimental und praktiſch wäre, wenn man nur ſpräche, um die Arbeit zu erklären, zu reſumiren und zu ordnen; wenn man dem mit Augen und Händen zu lernen erlaubte, der nicht mit Phantaſie und Gedächtniß zu lernen vermag: ſo würde man bald zugleich mit den Formen der Arbeit die Fähigkeiten ſich vermehren ſehen; Jedermann würde die Theorie von irgend etwas und deßhalb die Sprache der Philoſophie verſtehen; er könnte bei Gelegenheit, wäre es auch nur einmal in ſeinem Leben, etwas ſchaffen, modifiziren, vervollkommnen, Einſicht und Faſſungskraft beweiſen, ſein Meiſterwerk hervorbringen, kurz, ſich als Menſch zeigen. Die Ungleichheit der Gedächtnißſchätze würde nichts an der Gleich*gültigkeit* der Befähigungen ändern, und das Genie würde uns nur noch als das erſcheinen, was es in der That iſt, als die Geſundheit des Geiſtes.

Die Schöngeiſter des 18. Jahrhunderts haben lang und breit darüber geſtritten, was das *Genie* ausmacht, wodurch es ſich vom *Talent* unterſcheidet, was man unter *Geiſt* zu verſtehen hat. Sie hatten in die geiſtige Sphäre dieſelben Unterſcheidungen eingeführt, welche in der Geſellſchaft die Perſonen trennen. Für ſie waren die Genies Könige und hohe Herren, Prinzen und Miniſter; die Geiſter Edelleute und Bürger; die Talente Kleinſtädter und Bauern. Am Fuße der Leiter lag die rohe Menge der Arbeiter, kaum ſkizzirte Seelen, ausgeſchloſſen von dem Ruhm der Erwählten. Alle Rhetoriken ſind noch voll von dieſen Imper-

tinenzen, die das monarchiſche Intereſſe, die Eitelkeit der Literaten, und die ſozialiſtiſche Heuchelei gern zu Anſehen bringen möchten, um die Nazionen ewig in Sklaverei, und die beſtehende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten.

Wenn es aber erwieſen iſt, daß alle Operazionen des Geiſtes ſich auf zwei reduziren, auf Analyſe und Syntheſe, welche nothwendig unzertrennlich, wiewol verſchieden ſind, wenn ganz konſequent, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Arbeiten und Studien, der Geiſt immer nur dasſelbe Gewebe wieder beginnt, ſo iſt der Menſch von Genie nichts anderes, als ein Menſch von guter Verfaſſung, der viel gearbeitet, viel nachgedacht, viel analyſirt, verglichen, klaſſifizirt, reſumirt und geſchloſſen hat, während das bornirte Weſen, das in ſeinem heimiſchen Schlendrian fortkriecht, anſtatt ſeine Fähigkeiten zu entwickeln, ſeine Intelligenz durch Trägheit und Automatenweſen getödtet hat. Es iſt abgeſchmackt, als verſchieden von Natur zu unterſcheiden, was in Wahrheit nur dem Alter nach verſchieden iſt; dann die verſchiedenen Grade einer Entwicklung, oder die Zufälligkeiten einer Spontaneität, die durch Arbeit und Erziehung ſich täglich mehr verwiſchen müſſen, in ein Privilegium und eine Ausſchließlichkeit zu verwandeln.

Die pſychologiſchen Rhetoren, welche die menſchlichen Seelen in Dynaſtieen, edle Geſchlechter, bürgerliche Familien und Proletariat eintheilten, haben dennoch bemerkt, daß das Genie nicht univerſell ſei, daß es vielmehr ſeine Beſonderheit habe; folglich wurden Homer, Plato, Phydias, Archimedes, Cäſar ꝛc., die ihnen ſämmtlich als die Erſten in ihrer Art erſchienen, für gleich und zu Souveränen getrennter Königreiche erklärt. Welche Inkonſequenz! Als wenn die Spezialität des Genies nicht grade das Geſetz der Gleichheit der Intelligenzen verriethe! Als wenn andererſeits der anhaltende Erfolg in den Werken des Genies nicht der Beweis wäre, daß es nach ihm fremden Prinzipien verfährt, die das Pfand der Vollendung ſeiner Werke ſind, ſo lange es ſie treu und ſicher befolgt! Dieſe Apotheoſe des Genies, mit offenen Augen von Leuten geträumt, deren Geſchwätz immer unfruchtbar geblieben iſt, könnte den Glauben an die eingeborne

Dummheit der Mehrheit der Sterblichen erwecken, wäre sie nicht der sprechende Beweis ihrer Vervollkommnungsfähigkeit.

Also vervollständigt die Arbeit, nachdem sie die Fähigkeiten unterschieden, und ihr Gleichgewicht durch die Theilung der Thätigkeiten vorbereitet hat, so zu sagen, die Bewaffnung der Intelligenz durch die Maschinen. Nach den Zeugnissen der Geschichte, wie nach der Analyse, und ungeachtet der Anomalieen, die durch den Antagonismus der ökonomischen Prinzipien hervorgebracht werden, unterscheidet sich die Intelligenz der Menschen nicht nach der Stärke, der Schärfe oder der Ausdehnung, sondern zunächst nach der Spezialität, oder, wie die Schule sagt, nach der qualitativen Bestimmtheit; zweitens durch Uebung und Erziehung. Folglich ist die Intelligenz beim Individuum, wie beim Kollektivmenschen, weit mehr eine Fähigkeit, welche kommt, sich bildet und entwickelt, **quae fit**, als ein Wesen oder eine Entelechie, welche ganz ausgebildet vor der Lehrzeit vorhanden ist. Die Vernunft, oder welchen Namen man ihr gibt, Genie, Talent, Industrie, ist im Anfange eine nackte und träge Kraft, die nach und nach wächst, sich verstärkt, Farbe annimmt, sich bestimmt und in's Unendliche schattirt. Durch ihre bedeutenden Eroberungen, durch ihr Kapital mit Einem Worte, unterscheidet sich die Intelligenz zweier Individuen, und wird sich immer unterscheiden; aber als Kraft, die bei Allen ursprünglich gleich ist, muß sie der soziale Fortschritt, indem er unaufhörlich seine Mittel vervollkommnet, endlich bei Allen wieder gleich machen. Sonst bliebe die Arbeit für die Einen ein Privilegium, für die Andern eine Strafe.

Aber das Gleichgewicht der Fähigkeiten, deren Vorspiel wir in der Theilung der Arbeit erblickt haben, erfüllt nicht ganz die Bestimmung der Maschinen, und die Absichten der Vorsehung gehen viel weiter. Mit der Einführung der Maschinen in die Oekonomie ist der **Freiheit** die Thüre geöffnet.

Die Maschine ist das Symbol der menschlichen Freiheit, das Zeichen unserer Herrschaft über die Natur, das Attribut unserer Macht, der Ausdruck unseres Rechtes, das Sinnbild unserer Persönlichkeit. Freiheit, Intelligenz, das ist also der ganze

Menſch; denn wenn wir als myſtiſch und unverſtändlich jede Spekulazion auf das menſchliche Weſen vom Standpunkt der Subſtanz (Geiſt oder Materie) aus beſeitigen, ſo bleiben uns nur zwei Kategorieen von Manifeſtazionen, von denen die erſtere Alles umfaßt, was man Empfindungen, Wollungen, Leidenſchaften, Attrakzionen, Inſtinkte, Geſinnungen nennt; die andere alle Erſcheinungen, die unter die Ausdrücke: Anſchauung, Begriff, Gedächtniß, Einbildungskraft, Vergleichung, Urtheil, Schluß ꝛc. geordnet werden. Was den organiſchen Apparat betrifft, weit entfernt, daß er das Prinzip oder die Baſis dieſer beiden Reihen von Fähigkeiten wäre, muß man ihn vielmehr als ihre ſynthetiſche und poſitive Verwirklichung, als ihren lebendigen und harmoniſchen Ausdruck betrachten. Denn wie die Menſchheit ſeit Jahrhunderten ihre entgegengeſetzten Prinzipien aus ſich herausgelaſſen hat, aus denen eines Tages die ſoziale Organiſazion entſtehen ſoll, eben ſo muß der Menſch als das Reſultat zweier Reihen von Kräften gefaßt werden.

Nachdem alſo die politiſche Oekonomie ſich als Logik geſetzt hat, geht ſie weiter und ſetzt ſich als Pſychologie. Die Erziehung der Intelligenz und der Freiheit, kurz das Glück des Menſchen, lauter durchaus gleichbedeutende Ausdrücke, das iſt das gemeinſchaftliche Ziel der politiſchen Oekonomie und der Philoſophie. Die Geſetze der Erzeugung und Vertheilung der Güter beſtimmen, heißt, durch eine objektive und konkrete Erörterung die Geſetze der Vernunft und Freiheit erweiſen; heißt, a **posteriori** die Philoſophie und das Recht ſchaffen: wohin wir uns auch wenden mögen, wir ſind mitten in der Metaphyſik.

Verſuchen wir jetzt, mit den vereinigten Mitteln der Pſychologie und der politiſchen Oekonomie die Freiheit zu erklären.

Wenn es erlaubt iſt, die menſchliche Vernunft in ihrem Urſprunge als ein helles und leuchtendes Atom anzuſehen, das fähig iſt, eines Tages die Welt abzuſchildern, aber im erſten Augenblicke noch leer von jedem Bilde iſt; ſo kann man eben ſo die Freiheit, im Beginne des Bewußtſeins, als einen lebendigen Punkt, **punctum saliens**, als eine unbeſtimmte, blinde oder vielmehr indifferente Spontaneität betrachten, die fähig iſt, alle

möglichen Eindrücke, Stimmungen und Neigungen anzunehmen. Die Freiheit ist die Fähigkeit, zu handeln und nicht zu handeln, die durch irgend eine Wahl oder Bestimmung (ich nehme hier das Wort Bestimmung aktiv und passiv zugleich) aus ihrer Indifferenz heraustritt, und Willen wird.

Ich sage also, daß die Freiheit, wie die Intelligenz, von Natur eine unbestimmte, ungestalte Fähigkeit ist, die ihren Werth und ihren Charakter von den äußern Eindrücken empfängt, folglich eine anfangs negative Fähigkeit, die aber nach und nach durch die Uebung, ich meine die Erziehung, sich bestimmt und hervortritt.

Die Etymologie, des Wortes Freiheit, wie ich sie wenigstens verstehe, wird meinen Gedanken noch deutlicher machen. Die Wurzel ist **lib-et**, es gefällt (mir) (vgl. deutsch lieben); woraus entstanden ist **lib-eri**, Kinder, die, welche uns theuer sind, ein den Kindern des Familienvaters vorbehaltener Ausdruck; **lib-ertas**, Stellung, Charakter oder Neigung der vornehmen Kinder; **lib-ido**, Leidenschaft des Sklaven, der weder Gott, noch Gesetz, noch Vaterland anerkennt, gleichbedeutend mit **licentia**, schlechte Aufführung. Wenn die Spontaneität sich nützlich, edel, oder im Guten bestimmt, hat man sie **libertas** genannt; wenn sie sich im Gegentheil auf schädliche, schlechte oder feige Weise, im Bösen, bestimmt, hat man sie **libido** genannt.

Ein gelehrter Oekonom, Hr. Dunoyer, hat eine Erklärung von der Freiheit gegeben, die, mit der unsrigen zusammengestellt, deren Richtigkeit vollends zeigen wird.

„Ich nenne Freiheit die Macht, welche der Mensch erwirbt, seine Kräfte leichter zu verwenden, in dem Maße, in welchem er sich von den Hindernissen befreit, die ursprünglich deren Ausübung verhinderten. Ich sage, daß er um so freier ist, je mehr er von den Ursachen befreit ist, die ihn hinderten, sich ihrer zu bedienen; je mehr er von sich diese Ursachen entfernt; je mehr er den Kreis seiner Thätigkeit vergrößert und ebener gemacht hat..... So sagt man, ein Mensch hat den Geist frei, genießt einer großen Freiheit des Geistes, nicht nur, wenn seine Intelligenz von keiner äußern Gewalt getrübt wird, sondern auch,

wenn ſie weder von der Trunkenheit umdüſtert, noch von Krankheit geſtört, noch aus Mangel an Uebung in der Ohnmacht zurückgehalten wird."

Hr. Dunoyer hat die Freiheit nur von ihrer negativen Seite geſehen, d. h. als wenn ſie nur gleichbedeutend mit Befreiung von Hinderniſſen wäre. Dann wäre die Freiheit nicht eine Fähigkeit des Menſchen, ſie wäre nichts. Aber bald erfaßt Hr. Dunoyer, obgleich er immer bei ſeiner unvollſtändigen Definizion beharrt, die wahre Seite der Sache; und da kommt er dazu, vom Menſchen zu ſagen, daß er durch Erfindung einer Maſchine der Freiheit diene, nicht, wie wir uns ausdrücken, weil er ſie beſtimme, ſondern im Style des Hrn. Dunoyer, weil er ihr ein Hinderniß wegräumt. „So iſt die artikulirte Sprache ein beſſeres Werkzeug, als die Zeichenſprache; man iſt mithin freier, ſeinen Gedanken auszudrücken, und ihn in den Geiſt eines Andern einzuprägen durch das Wort, als durch Zeichen. Das geſchriebene Wort iſt ein mächtigeres Inſtrument, als das artikulirte Wort; man iſt alſo freier, auf den Geiſt von Seinesgleichen zu wirken, wenn man das Wort für die Augen zu bilden verſteht, als wenn man es blos zu artikuliren weiß. Die Preſſe iſt ein zwei- oder dreihundertmal mächtigeres Inſtrument, als die Feder: man iſt alſo zwei- oder dreihundertmal freier, mit andern Menſchen in Verbindung zu treten, wenn man ſeine Ideen durch den Druck verbreiten kann, als wenn man ſie nur ſchriftlich zu veröffentlichen vermag."

Ich will nicht Alles hervorheben, was dieſe Art, die Freiheit darzuſtellen, Ungenaues und Unlogiſches enthält. Seit Deſtutt de Tracy, dem letzten Repräſentanten der Philoſophie Condillac's, hat ſich der philoſophiſche Geiſt bei den Oekonomen der franzöſiſchen Schule verdunkelt; die Furcht vor der Ideologie hat ihre Sprache verderbt, und man bemerkt, indem man ſie lieſt, daß die Anbetung des Faktums bei ihnen ſogar das Gefühl für die Theorie getilgt hat. Ich will lieber darthun, wie Hr. Dunoyer, und mit ihm die politiſche Oekonomie, ſich nicht geirrt hat über das Weſen der Freiheit, einer Kraft, einer Energie oder Spontaneität, die, an ſich gleichgültig gegen jede Handlung, folglich

jeder guten oder bösen, nützlichen oder schädlichen Bestimmung gleichmäßig fähig ist. Hr. Dunoyer hat die Wahrheit so genau geahnt, daß er schreibt: „Anstatt die Freiheit wie ein Dogma zu betrachten, will ich sie als ein Resultat darstellen; anstatt aus ihr ein Attribut des Menschen zu machen, werde ich sie als das Attribut der Zivilisazion behandeln; anstatt Regierungsformen vorzuschlagen, die sie einsetzen könnten, werde ich, so gut es mir möglich, auseinandersetzen, wie sie aus allen unsern Fortschritten geboren wird."

Dann fügt er nicht weniger richtig hinzu:

„Man wird bemerken, wie sehr diese Methode von der unserer dogmatischen Philosophen abweicht, die nur von Rechten und Pflichten reden, von dem, was die Regierungen die Pflicht zu thun, und die Nazionen das Recht zu fordern haben ꝛc. Ich sage nicht in Sentenzenform: die Menschen haben das Recht, frei zu sein; ich frage nur, wie geht es zu, daß sie es werden?"

Nach dieser Auseinandersetzung kann man das Werk, welches Hr. Dunoyer beabsichtigte, in vier Zeilen resumiren: **Uebersicht** der Hindernisse, welche der Freiheit im Wege stehen, und der Mittel (Instrumente, Methoden, Ideen, Gewohnheiten, Religionen, Regierungen ꝛc.), welche sie begünstigen. Wäre nichts darin ausgelassen, so wäre das Werk des Hrn. Dunoyer die Philosophie der politischen Oekonomie selbst.

Nachdem also die politische Oekonomie das Problem der Freiheit aufgebracht hat, liefert sie uns eine Definizion derselben, die in allen Stücken auf diejenige herauskommt, welche die Psychologie gibt, und wie sie die Analogieen der Sprache an die Hand geben: und so findet sich nach und nach das Studium des Menschen von der Betrachtung des Ich auf die Beobachtung der Wirklichkeiten hingewiesen.

Eben so, wie aber die Bestimmungen der Vernunft im Menschen den Namen Ideen (summarische, a priori gesetzte Ideen, oder Prinzipien, Begriffe, Kategorieen, und sekundäre, oder näher, erworbene und empirische Ideen) bekommen haben; — eben so haben die Bestimmungen der Freiheit den Namen der Wollungen, Gesinnungen, Gewohnheiten, Sitten erlangt. Da

ferner die von Natur bildliche Sprache fortwährend die Elemente der ersten Psychologie liefert, so hat man sich gewöhnt, den Ideen, als Ort oder Form, in der sie enthalten sind, die Intelligenz, und den Wollungen, Gesinnungen das Gewissen anzuweisen. Alle diese Abstrakzionen sind lange Zeit von den Philosophen als Realitäten genommen worden, da Niemand unter ihnen merkte, daß jede Vertheilung der Fähigkeiten der Seele nothwendig ein Werk der Phantasie ist, und daß ihre Psychologie nur in Bildern sprach.

Wie dem auch sei, wenn wir jetzt diese beiden Reihen von Bestimmungen, Vernunft und Freiheit, als vereinigt und in dem Organismus einer lebendigen, vernünftigen und freien Person verschmolzen nehmen, so werden wir sofort einsehen, daß sie sich gegenseitig unterstützen und beeinflussen müssen. Wenn aus Irrthum und Unachtsamkeit der Vernunft die von Natur blinde Freiheit eine falsche und verderbliche Gewohnheit annimmt, so wird die Vernunft selbst nicht säumen, es zu empfinden; anstatt wahrer, den natürlichen Beziehungen der Dinge gemäßer Ideen wird sie nur Vorurtheile haben, die sich nachher um so schwieriger von der Intelligenz ausrotten lassen, als sie dem Gewissen durch das Alter theurer geworden sind. In diesem Zustande sind Vernunft und Freiheit geschmälert; die erste ist in ihrer Entwicklung gestört, die zweite in ihrem Drange gefesselt, und der Mensch aus der Bahn geschlagen, das heißt, zugleich böse und unglücklich.

Als demnach in Folge einer kontradiktorischen Anschauung und einer unvollständigen Erfahrung die Vernunft durch den Mund der Oekonomen ausgesprochen hatte, daß es keine Regel des Werthes gebe, und daß das Gesetz der Handels Angebot und Nachfrage sei, war die Freiheit der Wuth des Ehrgeizes, des Egoismus' und des Spieles überliefert, der Handel nur noch eine Wette unter gewissen polizeilichen Beschränkungen; das Elend ist aus den Quellen des Reichthums geflossen; der Sozialismus, selbst ein Sklave des Schlendrians, wußte nur gegen die Wirkungen zu protestiren, anstatt sich gegen die Ursachen zu erheben; und die Vernunft mußte Angesichts so vieler Uebel erkennen, daß

ſie auf falſcher Fährte ſei. Der Menſch kann nur unter der Bedingung zum Glück gelangen, daß ſeine Vernunft und ſeine Freiheit nicht nur einig ſind, ſondern auch niemals in ihrer Entwicklung aufgehalten werden. Da aber der Fortſchritt der Freiheit, eben ſo, wie der der Vernunft, unendlich iſt, und da andererſeits dieſe beiden Mächte innigſt verbunden und ſolidariſch ſind, ſo folgt, daß die Freiheit um ſo vollkommener iſt, je gemäßer den Geſetzen der Vernunft, welches die der Dinge ſelbſt ſind, ſie ſich beſtimmt; und daß, wenn dieſe Vernunft unendlich wäre, die Freiheit ſelbſt unendlich werden würde. Mit andern Worten, die Fülle der Freiheit iſt in der Fülle der Vernunft: **summa lex, summa libertas.**

Dieſe Einleitung war unerläßlich, um die Rolle der Maſchinen richtig zu würdigen, und den Zuſammenhang der ökonomiſchen Entwickelungsſtadien hervortreten zu laſſen. Hierbei erinnere ich den Leſer, daß wir keine Geſchichte nach der Ordnung der Zeit, ſondern nach der Folge der Ideen ſchreiben. Die ökonomiſchen Phaſen oder Kategorieen treten in ihrer Manifeſtazion bald in zeitlicher Aufeinanderfolge, bald in verkehrter Ordnung auf; und daher kommt die außerordentliche Schwierigkeit, welche die Oekonomen immer darin gefunden haben, ihre Ideen in ein Syſtem zu bringen; daher das Chaos ihrer Werke, ſelbſt derjenigen, die in jedem andern Betracht die empfehlungswertheſten ſind, wie z. B. die Ad. Smith's, Ricardo's und J. B. Say's. Aber die ökonomiſchen Theorieen haben deßhalb nicht weniger ihre logiſche Folge und ihre Reihe im Verſtande; dieſe Ordnung ſchmeicheln wir uns entdeckt zu haben, und ſie wird aus dieſem Werke zugleich eine Philoſophie und eine Geſchichte machen.

§. 2. Widerſpruch der Maſchinen. — Urſprung des Kapitals und des Lohnes.

Grade dadurch, daß die Maſchinen die Mühe des Arbeiters verringern, verkürzen und vermindern ſie die Arbeit, die folglich von Tage zu Tage mehr angeboten und weniger verlangt wird. Nach und nach freilich, wenn die Herabſetzung der Preiſe die

Konſumzion ſteigert, ſtellt ſich das Verhältniß wieder her, und der Arbeiter wird zurückgerufen: da aber die induſtriellen Vervollkommnungen ſich unabläſſig folgen, und beſtändig an die Stelle der menſchlichen Arbeit die mechaniſche Verrichtung zu ſetzen ſuchen, ſo ergibt ſich, daß ein beſtändiges Streben nach Aufhebung eines Theiles der Dienſtleiſtung, folglich nach Beſchränkung der Produkzion der Arbeiter vorhanden iſt. Nun geht es aber in der ökonomiſchen Welt wie in der geiſtlichen: außer der Kirche kein Heil, außer der Arbeit keine Subſtanz. Die Geſellſchaft wie die Natur, gleich unbarmherzig, ſind einig, um dies neue Urtheil zu vollſtrecken.

„Wenn eine neue Maſchine, oder im Allgemeinen irgend ein raſcheres Verfahren," ſagt J. B. Say, „eine ſchon in Thätigkeit geſetzte menſchliche Arbeit erſetzt, ſo bleibt ein Theil der fleißigen Hände, deren Dienſt in nützlicher Weiſe erſetzt wurde, ohne Arbeit. — Eine neue Maſchine erſetzt alſo die Beſchäftigung eines Theiles der Arbeiter, vermindert aber nicht die Quantität der produzirten Dinge; denn ſonſt würde man ſie nicht annehmen; ſie weiſt dem Einkommen eine andere Stelle an. Aber die fernere Wirkung iſt ganz zum Vortheil der Maſchinen: denn wenn der Ueberfluß des Produkts und die Mäßigkeit ſeines Herſtellungspreiſes den Verkaufswerth heruterſetzen, ſo wird der Konſument, d. h. Jedermann, den Nutzen davon ziehen."

Der Optimismus J. B. Say's iſt eine Untreue an der Logik und an den Thatſachen. Es handelt ſich hier nicht blos von einer kleinen Zahl Zufälle, die während des Laufes von dreißig Jahrhunderten durch die Einführung einer, zweier oder dreier Maſchinen ſich ereignet haben; es handelt ſich von einer regelmäßigen, beſtändigen und allgemeinen Erſcheinung. Nachdem dem Einkommen durch eine Maſchine eine andere Stelle angewieſen worden iſt, wie Say ſagt, geſchieht es durch eine andere, dann wieder durch eine andere, und immer wieder durch eine andere, ſo lange, als Arbeit zu verrichten und ein Tauſch vorzunehmen iſt. So muß die Erſcheinung dargeſtellt und angeſehen werden: aber geſtehen wir, daß ſie ſich alsdann ganz anders ausnimmt. Die veränderte Beſtimmung des Einkommens, die Unterdrückung

der Arbeit und des Lohns, ist eine chronische, andauernde, unzerstörbare Krankheit, eine Art Cholera, die bald unter der Gestalt Gutenberg's erscheint, bald diejenige Arkwright's annimmt; hier nennt man sie Jacquard, dort James Watt oder Marquis de Jouffroy. Wenn es länger oder kürzer unter einer Gestalt gewüthet hat, so nimmt das Ungeheuer eine andere an; und die Oekonomen, die es fort glauben, rufen: Es war nichts! Ruhig und zufrieden, wenn sie nur mit dem ganzen Gewicht ihrer Dialektik den Nachdruck auf die positive Seite der Frage legen, schließen sie die Augen über die verderbliche Seite, mit dem einzigen Vorbehalt, wenn man ihnen wieder vom Elend sprechen sollte, ihre Predigten über die Unvorsichtigkeit und Trunksucht der Arbeiter auf's Neue zu beginnen.

„Im Jahre 1750," — diese Bemerkung ist von Hrn. Dunoyer, sie gibt den Maßstab für alle gelehrten Orakel derselben Art; — „im Jahre 1750 also war die Bevölkerung des Herzogthums Lancaster . . . . . 300,000 Seelen.

„Im Jahre 1801, vermöge der Entwicklung der Spinnmaschinen, war diese Bevölkerung . . . 672,000 Seelen.

„Im Jahre 1831 war sie . . . . 1,336,000 „

Anstatt 40,000 Arbeiter, welche früher die Baumwollenindustrie beschäftigte, beschäftigt sie seit der Erfindung der Maschinen 1,500,000."

Hr. Dunoyer fügt hinzu, daß in der Zeit, wo die Zahl der in diesem Zweige beschäftigten Arbeiter eine so wunderbare Vergrößerung erfuhr, der Preis der Arbeit anderthalbmal größer wurde. Da also die Bevölkerung nichts gethan hat, als der industriellen Bewegung folgen, so ist ihr Zuwachs ein normales und makelloses Faktum gewesen; was sage ich? ein glückliches Faktum, weil man es zu Ehr' und Preis der mechanischen Entwicklung anführt. Aber plötzlich schlägt Hr. Dunoyer um: da die Arbeit bald dieser Masse von spinnenden Maschinen fehlen mußte, so mußte der Lohn nothwendig abnehmen; die Bevölkerung, welche die Maschinen hervorgerufen hatten, wurde von den Maschinen im Stich gelassen, und nun sagt Hr. Dunoyer: Das zu viele Heirathen ist Schuld am Elende. Der englische

Handel, von seiner ungeheuern Kundschaft getrieben, ruft von allen Seiten Arbeiter herbei, und reizt zur Heirath; so lange die Arbeit in Ueberfluß vorhanden ist, ist das Heirathen ein vortreffliches Ding, dessen Wirkungen man im Interesse der Maschinen gern anführt; da aber die Kundschaft schwankend ist, so schreit man, sobald Arbeit und Lohn ausgehen, wider den Mißbrauch des Heirathens, und klagt die Unvorsichtigkeit der Arbeiter an. Die politische Oekonomie, d. h. der Eigenthumsdespotismus, kann nie Unrecht haben; so muß denn das Proletariat daran.

Das Beispiel der Buchdruckerei ist oftmals, und immer mit einem optimistischen Gedanken, angeführt worden. Die Zahl der Personen, welche heute die Fabrikazion der Bücher ernährt, ist vielleicht tausendmal beträchtlicher, als die der Kopisten und Ausmaler vor Gutenberg; also, schließt man mit zufriedener Miene, hat die Buchdruckerei Niemanden geschadet. Analoge Thatsachen könnten in's Unendliche angeführt werden, ohne daß eine zurückzuweisen wäre, aber auch, ohne daß die Frage einen Schritt vorwärts thäte. Noch einmal, Niemand stellt in Abrede, daß die Maschinen zum allgemeinen Wohle beigetragen haben; aber ich behaupte, Angesichts dieser unverbrüchlichen Thatsache, daß die Oekonomen nicht in der Wahrheit sind, wenn sie in absoluter Weise sagen, die Vereinfachung des Verfahrens habe nirgends zum Ergebniß gehabt, die Zahl der in irgend einer Industrie beschäftigten Arme zu vermindern. Was die Oekonomen sagen sollten, ist, daß die Maschinen, eben so, wie die Theilung der Arbeit, im gegenwärtigen System der sozialen Oekonomie zugleich eine Quelle des Reichthums und eine fortwährende und nothwendige Ursache des Elends sind.

„Im Jahre 1836 wurden in einer Fabrik von Manchester neun Stühle, jeder von 380 Spindeln, von vier Spinnern besorgt. In der Folge verdoppelte man die Länge der Wagen und ließ jeden 680 Spindeln tragen, und zwei Menschen reichten zur Besorgung hin."

Da ist die nackte Thatsache der Verdrängung des Arbeiters durch die Maschine. Durch eine einfache Kombinazion werden

drei Arbeiter von vieren vertrieben; was hilft's, daß in fünfzig Jahren, wenn die Bevölkerung der Erde ſich verdoppelt und die Kundſchaft Englands ſich vervierfacht hat, wenn neue Maſchinen erfunden ſind, die engliſchen Fabrikanten ihre Arbeiter wiedernehmen? Wollen die Oekonomen zu Gunſten der Maſchinen den Anwachs der Bevölkerung anführen? So mögen ſie die Theorie von Malthus aufgeben, und nicht fürder gegen die übermäßige Fruchtbarkeit der Ehen deklamiren.

„Dabei blieb man nicht ſtehen: bald erlaubte eine neue mechaniſche Verbeſſerung, von einem einzigen Arbeiter beſorgen zu laſſen, was früher vier beſchäftigte." — Neue Verminderung von drei Vierteln der Handarbeit: im Ganzen Abzug von fünfzehn Sechszehnteln der menſchlichen Beſchäftigung.

Ein Fabrikant von Bolton ſchreibt: „Die Verlängerung der Wagen unſerer Stühle erlaubt uns, nur noch 26 Spinner zu gebrauchen, wo wir im Jahre 1837 35 verwandten." — Neue Dezimirung der Arbeiter: von vieren fällt Ein Opfer.

Dieſe Thatſachen ſind aus der Revue Economique von 1842 gezogen, und Jedermann kann ähnliche anführen. Ich habe der Einführung der mechaniſchen Druckpreſſen beigewohnt, und kann ſagen, daß ich mit eigenen Augen das Uebel geſehen habe, welches den Druckern dadurch widerfuhr. Seit fünfzehn oder zwanzig Jahren, daß die mechaniſchen Preſſen eingeführt ſind, iſt ein Theil der Arbeiter wieder Setzer geworden, Andere haben ihre Beſchäftigung verlaſſen, mehre ſind im Elende geſtorben; ſo werden die Arbeiter in Folge der induſtriellen Neuerungen entſchädigt. — Vor 20 Jahren beſorgten 80 Geſpanne von Pferden den Schifffahrtsdienſt zwiſchen Beaucaire und Lyon; Alles das iſt vor 20 Dampfpaketbooten verſchwunden. Sicherlich hat der Handel dabei gewonnen; aber was iſt aus dieſer Schifferbevölkerung geworden? Iſt ſie von den Schiffen auf die Paketboote übergegangen? Nein, ſie iſt dahin gegangen, wohin alle aus der Reihe geſtoßenen Arbeitszweige gehen: ſie iſt erloſchen.

Uebrigens werden die folgenden Aktenſtücke, die ich derſelben Quelle entnehme, eine noch genauere Vorſtellung vom Einfluß der induſtriellen Vervollkommnungen auf das Loos der Arbeiter geben.

„Der durchschnittliche wöchentliche Lohn zu Manchester ist 12 Fr. 50 Cent. (10 Schillinge). Von 450 Arbeitern sind nicht 40, die 25 Fr. verdienen." — Der Verfasser des Artikels bemerkt sorgfältig, daß ein Engländer fünfmal so viel verzehrt, als ein Franzose; es ist also, als wenn ein Arbeiter in Frankreich mit 2 Fr. 50 Cent. wöchentlich leben sollte.

Edinburger Revue 1835: „Einer Koalizion von Arbeitern (die ihr Salair nicht verkürzen lassen wollten) verdankt man den Wagen von Sharpe und Robert in Manchester, und diese Erfindung hat die unvorsichtigen Koalisirten hart gezüchtigt." — Das Wort Gezüchtigt verdiente eine Züchtigung. Die Erfindung von Sharpe und Robert in Manchester war eine nothwendige Folge der Lage der Dinge; die Weigerung der Arbeiter, den Lohn verkürzen zu lassen, gab nur die bestimmende Veranlassung dazu. Sollte man nicht, wenn man die rachsüchtige Miene der Edinburger Revue sieht, meinen, die Maschinen hätten eine rückwirkende Kraft?

Ein englischer Fabrikant: „Der Ungehorsam unserer Arbeiter hat uns auf den Gedanken gebracht, sie zu entbehren. Wir haben alle möglichen Geistesanstrengungen gemacht und begünstigt, um den Dienst der Menschen durch gefügigere Instrumente zu ersetzen, und es ist uns gelungen. Die Mechanik hat das Kapital von der Unterdrückung der Arbeit befreit. Ueberall, wo wir noch einen Menschen verwenden, geschieht es nur provisorisch, bis man uns ein Mittel erfindet, seinen Posten ohne ihn auszufüllen."

Welches System, das einen Kaufmann auf den Gedanken bringt, es werde eine Lust sein, wenn die Gesellschaft bald der Menschen entbehren könnte! Die Mechanik hat das Kapital von der Unterdrückung der Arbeit befreit! Es ist grade, als wenn das Ministerium es unternähme, das Budget von der Unterdrückung der Steuerpflichtigen zu befreien. Unsinniger! wenn die Arbeiter dich Geld kosten, so sind sie dafür deine Käufer: was wirst du mit deinen Produkten machen, wenn du sie fortjagst und sie dieselben nicht mehr konsumiren? Auch säumt die Rückwirkung der Maschinen, nachdem sie die Arbeiter zermalmt

hat, nicht, die Herren zu treffen; denn wenn die Produkzion die Konsumzion ausschließt, so ist sie bald selbst gezwungen, stille zu stehen.

„Im letzten Vierteljahre von 1841 haben vier große Bankerotte, die in einer Fabrikstadt England's eintraten, 1,720 Personen auf's Pflaster gesetzt." — Diese Bankerotte hatten die Ueberproduzion zur Ursache, d. h. die Unzulänglichkeit der Absatzwege, oder die Noth des Volkes. Wie schade, daß die Mechanik nicht das Kapital auch von der Unterdrückung der Konsumenten befreien kann! Welches Unglück, daß die Maschinen nicht die Tücher kaufen, die sie anfertigen! Es wäre das Ideal der Gesellschaft, wenn Handel, Ackerbau und Industrie floriren könnten, ohne einen Menschen auf der Erde!

„In einem Kirchspiel von Yorkshire sind die Arbeiter seit neun Monaten wöchentlich nur zwei Tage beschäftigt." — Maschinen.

„In Geston wurden zwei Fabriken, die auf 60,000 Pf. Sterl. geschätzt waren, um 26,000 verkauft." Sie produzirten mehr, als sie verkaufen konnten. Maschinen!

„Im Jahre 1841 nimmt die Zahl der Kinder unter 13 Jahren in den Fabriken ab, weil die Kinder über 13 Jahre ihre Stelle einnehmen." — Maschinen. Der erwachsene Arbeiter wird ein Lehrling, ein Kind; dies Resultat war schon in der Phase der Theilung der Arbeit vorauszusehen, während welcher wir die Qualität des Arbeiters in demselben Maße herunterkommen sahen, als sich die Industrie vervollkommnet.

Am Schlusse macht der Journalist folgende Bemerkung: „Seit 1836 geht die Baumwollenindustrie zurück;" d. h. „sie steht nicht mehr im Verhältniß zu den übrigen Industrieen: ein neues Resultat, das durch die Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe vorherzubestimmen war."

Heute scheinen die Koalizionen und Arbeitseinstellungen auf allen Punkten Englands aufgehört zu haben, und die Oekonomen freuen sich mit Recht über diese Rückkehr zur Ordnung, sagen wir sogar, zum gesunden Menschenverstande. Weil aber die Arbeiter künftig nicht mehr, so hoffe ich wenigstens, das Elend

ihres freiwilligen Feierns zu dem Elende, das ihnen die Maschinen verursachen, noch hinzufügen werden, folgt daraus, daß die Lage der Dinge sich geändert hat? Und wenn sich nichts darin geändert hat, wird die Zukunft dann nicht immer die traurige Wiederholung der Vergangenheit sein?

Die Oekonomen ruhen gern auf Gemälden des öffentlichen Wohlstandes aus; an diesem Zeichen erkennt man sie vorzüglich, und nach diesem würdigen sie sich unter einander. Doch fehlt es auch unter ihnen nicht an kritteligen und kränklichen Phantasieen, die immer bereit sind, den Berichten über den wachsenden Wohlstand die Beweise eines hartnäckigen Elends entgegenzustellen.

Hr. Theodor Fix resumirte im Dezember 1844 die allgemeine Lage folgendermaßen:

„Die Ernährung der Völker ist nicht mehr jenen schrecklichen Stößen ausgesetzt, die durch Theurungen und Hungersnöthe hervorgebracht werden, und die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts so häufig waren. Die Mannigfaltigkeit des Bodenbaues und die Agrikulturverbesserungen haben diese doppelte Plage in fast absoluter Weise beschworen. Man schätzte im Jahre 1791 die gesammte Kornprodukzion in Frankreich auf ungefähr 47 Millionen Hektoliter, was nach Abzug der Saat für jeden Einwohner einen Hektoliter 65 Centilitres gab. Im Jahre 1840 wird dieselbe Produkzion auf 70 Millionen Hektoliter geschätzt, auf den Kopf ein Hektoliter 82 Centilitres, während die bebaute Bodenfläche ungefähr dieselbe ist, wie vor der Revoluzion..... Die Fabrikate sind in mindestens eben so starkem Verhältnisse gewachsen, wie die Nahrungsmittel, und man kann sagen, daß die Masse der Tücher sich seit fünfzig Jahren mehr als verdoppelt, und vielleicht verdreifacht hat. Die Vervollkommnung der technischen Prozesse hat zu diesem Resultat geführt....

„Seit dem Anfang des Jahrhunderts ist die mittlere Lebenshöhe um zwei oder drei Jahre gewachsen, ein unverwerfliches Anzeichen eines größeren Wohlstandes, oder, wenn man will, einer Abnahme des Elendes.

„In einem Zeitraume von zwanzig Jahren ist die Summe

des indirekten Einkommens, ohne irgend eine läſtige Veränderung in der Geſetzgebung, von 540 Millionen auf 720 geſtiegen; weit mehr ein Symptom des ökonomiſchen Fortſchrittes, als des fiskaliſchen.

„Am 1. Januar 1844 ſchuldete die Depoſitenkaſſe den Sparkaſſen 351½ Millionen, und Paris war bei dieſer Summe mit 105 Millionen betheiligt. Und doch hat ſich dieſe Einrichtung erſt ſeit ungefähr 12 Jahren entwickelt, und man muß bemerken, daß die 351½ Millionen, die gegenwärtig den Sparkaſſen geſchuldet werden, nicht die ganze Maſſe der eingelegten Erſparniſſe ausmachen, weil die angehäuften Kapitale im gegebenen Moment eine andere Beſtimmung erhalten..... Im Jahre 1843 haben von 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienſtboten, welche die Hauptſtadt bewohnen, 90,000 Arbeiter 2,547,000 Fr. und 34,000 Dienſtboten 1,268,000 Fr. in die Sparkaſſe gelegt.“

Alle dieſe Thatſachen ſind vollſtändig wahr, und die Folgerung, die man zu Gunſten der Maſchinen daraus zieht, durchaus richtig: ſie haben in der That dem allgemeinen Wohlſtand einen mächtigen Impuls gegeben. Aber die folgenden Thatſachen ſind nicht minder authentiſch, und die Folgerung, die ſich aus ihnen gegen die Maſchinen ergibt, wird nicht weniger richtig ſein, nämlich daß ſie eine unaufhörliche Urſache des Pauperismus ſind. Ich appellire an die Zahlen des Hrn. Fix ſelbſt.

Von 320,000 Arbeitern und 80,000 Dienſtboten, die Paris bewohnen, gibt es unter den erſteren 230,000 und 46,000 unter den letzteren, im Ganzen 276,000, die nicht in die Sparkaſſe legen. Man wird nicht behaupten wollen, daß dies 276 000 Verſchwender und Taugenichtſe ſind, die ſich freiwillig dem Elende ausſetzen. Da nun aber ſelbſt unter denen, welche ſparen, ſich arme und mittlere Perſonen befinden, für welche die Sparkaſſe nur eine Gnadenfriſt in der Liederlichkeit und im Elende abgibt, ſo ſchließen wir, daß von allen Individuen, die von ihrer Arbeit leben, faſt drei Viertel entweder unvorſichtig, faul und liederlich ſind, weil ſie nichts in die Sparkaſſe legen, oder daß ſie zu arm für Erſparungen ſind. Es gibt keine andere Alternative. Aber wo nicht die chriſtliche Liebe, ſo doch wenigſtens der geſunde

Menſchenverſtand, geſtatten nicht, die arbeitende Klaſſe in Maſſe anzuklagen; wir ſind alſo gezwungen, die Schuld auf unſere ökonomiſche Ordnung zu werfen. Wie kommt es, daß Hr. Fix nicht geſehen hat, daß ſeine Zahlen ſich ſelbſt anklagten? Man hofft, mit der Zeit würden alle, oder faſt alle Arbeiter in die Sparkaſſe legen. Ohne das Zeugniß der Zukunft abzuwarten, können wir auf der Stelle unterſuchen, ob dieſe Hoffnung gegründet iſt.

Nach dem Zeugniß des Hrn. Vée, Maire's im 5. Arrondiſſement von Paris, „iſt die Zahl der in die Regiſter der Wohlthätigkeitsanſtalten eingeſchriebenen dürftigen Familien 30,000, was 65,000 Perſonen ausmacht.“ Die im Anfang des Jahres 1846 veranſtaltete Zählung hat 88,474 ergeben. — Und die armen, aber nicht eingeſchriebenen Haushaltungen, wie viel ſind deren? Eben ſo viel. Nehmen wir alſo 180,000 unzweifelhafte, obgleich nicht offizielle Arme an. Und alle die, welche der Schuh drückt, ſogar unter dem Anſchein der Wohlhabenheit, wie viel wieder? Zweimal ſo viel: Summa, in Paris 360,000 Perſonen, die ſich nicht wohl befinden.

„Man ſpricht vom Korn,“ ruft ein anderer Oekonom, Hr. Louis Leclerc, aus; „aber gibt es nicht ungeheure Bevölkerungen, die das Brod entbehren? Ohne unſer Vaterland zu verlaſſen, gibt es nicht Bevölkerungen, die ausſchließlich von Mais, Buchweizen, Kaſtanien leben?“.....

Hr. Leclerc gibt die Thatſache an; erläutern wir ſie. Wenn, was nicht zweifelhaft iſt, der Zuwachs der Bevölkerung hauptſächlich in den großen Städten, d. h. auf den Punkten fühlbar wird, wo am meiſten Korn verzehrt wird, ſo iſt es klar, daß die Durchſchnittsmaſſe auf den Kopf zunehmen konnte, ohne daß die Lage im Allgemeinen eine beſſere geworden wäre. Nichts iſt ſo trügeriſch, wie eine Durchſchnittszahl.

„Man pricht,“ fährt derſelbe fort, „vom Zuwachs der indirekten Konſumzion. Vergeblich würde man verſuchen, die pariſer Verfälſchung rein zu waſchen; ſie iſt da, ſie hat ihre Meiſter, ihre Künſtler, ihre Literatur, ihre klaſſiſchen Lehrbücher.... Frankreich beſaß auserleſene Weine, was hat man daraus gemacht?

Was iſt aus dieſem glänzenden Reichthum geworden? Wo ſind die ſeit Probus vom Nazionalgenie hervorgebrachten Schätze? Und dennoch, erwägt man ſogar die Exzeſſe, die der Wein überall verurſacht, wo er theuer, überall, wo er nicht an der Tagesordnung iſt; ſieht man in Paris, der Hauptſtadt des Landes der guten Weine, das Volk ſich an einem gewiſſen verfälſchten, geſchmierten, ekelhaften, oft abſcheulichen Zeuge würgen, und den Wohlhabenden zu Hauſe oder bei berühmten Reſtaurants ohne Anſtand ſogenannte Weine trinken, welche trübe, mit Honig angemacht, geſchmacklos, ſo fade und erbärmlich ſind, daß der ärmſte Bauer aus Burgund oder der Touraine von Schauder ergriffen würde: kann man alsdann im Ernſte zweifeln, daß die alkoholhaltigen Getränke eins der dringendſten Bedürfniſſe unſerer Natur ſind!....“

Ich habe dieſe Stelle ausführlich hergeſetzt, weil ſie in einem beſondern Falle Alles zuſammenfaßt, was über die Nachtheile der Maſchinen zu ſagen wäre. Es iſt in Bezug auf das Volk mit den Weinen, wie mit den Tüchern, und wie im Allgemeinen mit allen Lebensmitteln und Waaren, die zur Konſumzion der armen Volksklaſſen produzirt werden. Es iſt immer derſelbe Hergang: durch irgend welche Prozeſſe die Fabrikazionskoſten herabſetzen, um 1) die Konkurrenz gegen glücklichere oder reichere Kollegen mit Vortheil auszuhalten; 2) die unzählige Kundſchaft Geplünderter zu bedienen, die an Nichts Geld legen können, ſo wie die Qualität gut iſt. Auf gewöhnlichem Wege hervorgebracht, iſt der Wein für die Maſſe der Konſumenten zu theuer; er läuft Gefahr, in den Kellern der Verkäufer liegen zu bleiben. Der Weinfabrikant umgeht die Schwierigkeit: da er den Weinbau nicht mechaniſch betreiben kann, ſo findet er Mittel, mit Hülfe einiger Zuſätze die edle Flüſſigkeit Jedermann zugänglich zu machen. Gewiſſe Wilde eſſen bei ihren Theurungen Erde; der Arbeiter der Ziviliſazion trinkt Waſſer. Malthus war ein großes Genie.

Was die Zunahme des mittleren Lebensalters betrifft, ſo erkenne ich die Wahrheit der Thatſache an; aber zugleich erkläre ich die Beobachtung für fehlerhaft. Erörtern wir das. Nehmen wir eine Bevölkerung von 10 Millionen Seelen an: wenn die

mittlere Lebensdauer durch irgend eine Urſache für eine Million Perſonen um fünf Jahre wüchſe, die Sterblichkeit aber für die neun andern Millionen in derſelben Weiſe wie früher andauerte, ſo würde man bei Vertheilung jenes Zuwachſes auf das Ganze finden, daß die mittlere Lebensdauer für jeden um ſechs Monate gewachſen wäre. Es iſt mit der mittleren Lebensdauer, dem ſogenannten Zeichen des mittleren Wohlbefindens, wie mit der mittleren Bildung: die Kenntniſſe gehen immerfort in die Höhe, nichts deſto weniger ſind heute in Frankreich eben ſo viele Barbaren, wie zur Zeit Franz I. Die Charlatane, die ſich vornahmen, die Eiſenbahnen auszubeuten, haben ein großes Geſchrei von der Wichtigkeit der Lokomotive behufs der Zirkulazion der Ideen gemacht; und die Oekonomen, die ewigen Echo's der ziviliſirten Einfältigkeiten, haben nicht ermangelt, dieſe Albernheit zu wiederholen. — Als wenn die Ideen, um ſich zu verbreiten, Lokomotiven bedürften! Aber wer hindert denn die Ideen von der Akademie, in die Faubourgs St. Antoine und St. Marceau, in die engen und elenden Gaſſen der Cité und des Marais zu bringen, kurz überall hin, wo jene Maſſe wohnt, der es noch mehr an Ideen, als an Brod fehlt? Woher kommt es, daß zwiſchen einem Pariſer und einem Pariſer, ungeachtet der Omnibus und der Stadtpoſt, ein dreimal größerer Unterſchied beſteht, als im 14. Jahrhundert?

Der ſtörende Einfluß der Maſchinen auf die ſoziale Oekonomie und die Stellung der Arbeiter nimmt tauſend Geſtalten an, die alle zuſammenhängen und ſich gegenſeitig bedingen: das Einſtellen der Arbeit, die Herabſetzung der Löhne, die Ueberproduktion, die Ueberfüllung des Marktes, die Fälſchung und künſtliche Darſtellung der Produkte, die Bankerotte, die Vertreibung der Arbeiter von einer Beſchäftigung zur andern, die Entartung der Gattung, und zuletzt Krankheiten und Tod.

Herr Theodor Fix hat ſelbſt bemerkt, daß ſeit fünfzig Jahren die mittlere Größe des Menſchen in Frankreich um einige Millimeter abgenommen hat. Dieſe Bemerkung iſt grade ſo viel werth, wie die obige: Wen trifft dieſe Abnahme?

In einem Bericht an die Akademie der moraliſchen Wiſſen-

ſchaften über die Reſultate des Geſetzes vom 22. März 1841 drückte ſich Herr Leon Faucher alſo aus: „Die jungen Arbeiter ſind bleich, ſchwach, von kleiner Statur, und eben ſo träge im Denken, wie in der körperlichen Bewegung. Mit vierzehn oder fünfzehn Jahren ſcheinen ſie nicht mehr entwickelt, als Kinder von neun oder zehn Jahren im normalen Zuſtande. Was ihre geiſtige und moraliſche Entwickelung betrifft, ſo ſieht man ihrer, die mit dreizehn Jahren keine Idee von Gott haben, niemals von ihren Pflichten reden hörten, und für die der erſte Unterricht in der Moral ein Gefängniß war.“

Das hat Herr Leon Faucher zum großen Mißfallen des Herrn Charles Dupin geſehen, und dagegen erklärt er das Geſetz vom 22. März für ohnmächtig. Und erzürnen wir uns nicht wider dieſe Ohnmacht des Geſetzgebers: das Uebel entſpringt aus einer Urſache, die für uns eben ſo nöthig iſt, wie die Sonne; und in dem Gleiſe, in dem wir einmal eingefahren ſind, würde aller Zorn, wie jedes Palliativ unſere Lage nur verſchlimmern. Ja, während die Wiſſenſchaft und die Induſtrie ſo wunderbare Fortſchritte machen, iſt es nothwendig, wofern der Schwerpunkt der Ziviliſazion nicht plötzlich ein anderer wird, daß die Intelligenz und die Lebensannehmlichkeit des Proletariats abnehme; während das Leben für die wohlhabenden Klaſſen ſich verlängert und verbeſſert, muß es ſich für die Dürftigen verſchlechtern und verkürzen. Das geht aus den beſtdenkenden, ich meine, am meiſten optimiſtiſchen Schriften hervor.

Nach Herrn de Morogues haben in Frankreich 7,500,000 Menſchen nur 91 Fr. jährlich zu verzehren, 25 Cent. täglich, Fünf Sous! fünf Sous! Es liegt alſo etwas Prophetiſches in dieſem gehäſſigen Refrain.

In England (Schottland und Irland nicht einbegriffen) war die Armentaxe

1801 — 4,078,891 Pf. St. auf eine Bevölkerung von 8,872,980.
1818 — 7,870,801 „ „ „ „ 11,978,875.
1833 — 8,000,000 „ „ „ „ 14,000,000.

Der Fortſchritt des Elends iſt alſo raſcher geweſen, als der der Bevölkerung; was wird Angeſichts dieſer Thatſache aus den

Hypothesen von Malthus? — Und doch ist unzweifelhaft, daß zur selben Zeit der durchschnittliche Wohlstand zugenommen hat: Was bedeuten also die Statistiken?

Das Verhältniß der Sterblichkeit im ersten Arrondissement von Paris ist 1: 52 Einwohner; im zwölften 1: 26. Das letztere zählt einen Dürftigen auf sieben Einwohner, während das erstere nur einen auf achtundzwanzig zählt. Das hindert nicht die mittlere Lebensdauer, selbst in Paris, zugenommen zu haben, wie Herr Fix sehr gut bemerkt hat.

In Mühlhausen sind die Wahrscheinlichkeiten der mittleren Lebensdauer für Kinder der wohlhabenden Klasse neunundzwanzig Jahre, und **zwei** Jahre für die der Arbeiter; — im Jahre 1812 war die mittlere Lebensdauer am selben Orte fünfundzwanzig Jahre, neun Monate, zwölf Tage; während sie 1827 nur noch einundzwanzig Jahre, neun Monate war. Und doch steigt in ganz Frankreich die mittlere Lebensdauer. Was heißt das?

Herr Blanqui, der sich so viel Wohlstand und so viel Elend nicht zugleich erklären kann, ruft irgendwo aus: „Die Zunahme der Produkzion ist nicht Zunahme an Reichthum .... Das Elend verbreitet sich im Gegentheil mehr, je mehr die Industrie sich konzentrirt. Es muß irgend ein Grundfehler in einem Systeme sein, das weder dem Kapital, noch der Arbeit irgend einige Sicherheit gewährt, und das die Verlegenheiten der Produzenten zu vermehren scheint, während es sie zugleich zwingt, ihre Produkte zu vermehren! Darin ist kein Grundfehler. Was Herrn Blanqui in Erstaunen setzt, ist ganz einfach das, dessen Bestimmung die Akademie verlangt, in welcher er sitzt, es sind die Schwankungen des ökonomischen Pendels, des **Werthes**, die abwechselnd und in gleichem Maße zum Guten wie zum Schlimmen sich hinneigen, bis die Stunde der allgemeinen Ausgleichung geschlagen hat. Wenn man mir einen andern Vergleich gestatten will, so ist die Menschheit in ihrem Gange, wie eine Reihe Soldaten, die im selben Schritte und im selben Augenblicke nach den abgemessenen Schlägen der Trommel sich in Schritt gesetzt haben, und nach und nach sich von einander entfernen. Alles rückt vorwärts, aber der Raum zwischen den Vordersten und den Hin-

terſten wird immer länger, und es iſt eine nothwendige Folge der Bewegung, daß Einige zurückbleiben und ſich verlieren.

Aber wir müſſen noch tiefer in die Antinomie eindringen. Die Maſchinen verſprachen uns einen Zuwachs an Reichthum; ſie haben Wort gehalten, aber ſie haben uns zugleich einen Zuwachs an Elend gegeben. — Sie verſprachen uns die Freiheit, ich will beweiſen, daß ſie uns die Sklaverei gebracht haben.

Ich habe geſagt, daß die Beſtimmung des Werthes und mit ihr die Störungen in der Geſellſchaft mit der Theilung der Arbeitszweige begannen, ohne die weder Tauſch, noch Reichthum, noch Fortſchritt beſtehen könnte. Die Periode, die wir eben durchlaufen, die der Maſchinen, unterſcheidet ſich durch einen beſondern Charakter, durch die **Lohnarbeit.**

Die Lohnarbeit iſt in grader Linie aus dem Gebrauche der Maſchinen entſprungen, d. h., um meinem Gedanken die ganze erforderliche Allgemeinheit zu geben, aus der ökonomiſchen Fikzion, vermöge der das Kapital Agent der Produkzion wird. Die Lohnarbeit, ſpäter geboren, als die Theilung der Arbeit und der Tauſch, ſteht im nothwendigen Zuſammenhang mit der Theorie der Koſtenherabſetzung, wie dieſe Herabſetzung auch vor ſich gehe. Dieſe Genealogie iſt zu intereſſant, als daß wir nicht einige Worte über ſie ſagen ſollten.

Die erſte, einfachſte und mächtigſte Maſchine iſt die Werkſtatt.

Die Theilung trennte nur die verſchiedenen Partieen der Arbeit, und überließ Jeden der Spezialität, die ihn am meiſten anſprach: die Werkſtatt gruppirt die Arbeiter nach dem Verhältniß jeder Partie zum Ganzen. Es iſt in der noch ganz elementariſchen Form die Abwägung der Werthe, die doch nach den Oekonomen nicht aufzufinden ſein ſoll. Durch die Werkſtatt aber muß die Produkzion ſteigen und zugleich das Deſizit.

Jemand hat bemerkt, daß, wenn man die Produkzion und ihre verſchiedenen Partieen theilt, und jede durch einen beſondern Arbeiter ausführen läßt, man eine Kraftvermehrung erlangte, deren Ertrag der Arbeitsſumme bei Weitem überlegen wäre, welche dieſelbe Zahl Arbeiter gibt, wenn die Arbeit nicht getheilt iſt.

Den Faden dieſer Idee ergreifend, ſagt er ſich, daß, wenn er eine bleibende Gruppe von Arbeitern bildete, die für den ſpeziell beabſichtigten Gegenſtand auserleſen wären, er eine mehr andauernde, maſſenhaftere und wohlfeilere Produkzion erhalten würde. Es iſt übrigens nicht unerläßlich, daß die Arbeiter in demſelben Lokal vereinigt ſind: das Vorhandenſein der Werkſtatt beſteht nicht weſentlich in dieſer Berührung. Sie entſteht aus der Beziehung und dem Verhältniß der verſchiedenen Arbeiten, und aus dem gemeinſamen Gedanken, der ſie lenkt. Kurz, die Vereinigung am ſelben Orte kann ihre Vortheile darbieten, die niemals hintanzuſetzen ſind: aber nicht ſie macht die Werkſtatt aus.

Der Spekulant macht alſo denen, mit welchen er gern zuſammenarbeiten möchte, folgenden Vorſchlag: Ich garantire euch auf immer die Anbringung eurer Produkte, wenn ihr mich als Käufer oder als Mittelsmann annehmen wollt. Das Anerbieten iſt ſo ſichtbar vortheilhaft, daß der Vorſchlag nur angenommen werden kann. Der Arbeiter findet dabei beſtändige Beſchäftigung, feſten Preis und Sicherheit; der Unternehmer ſeinerſeits hat mehr Leichtigkeit, zu verkaufen, weil er wohlfeiler produzirt und den Preis in ſeiner Gewalt hat; endlich iſt ſein Gewinnſt durch die Maſſe der Geſchäfte beträchtlicher. Das Publikum ſelbſt und die Obrigkeit beglückwünſchen den Unternehmer, den ſozialen Reichthum durch ſeine Kombinazionen geſteigert zu haben, und votiren ihm eine Belohnung.

Aber zuvörderſt, wer Herabſetzung der Koſten ſagt, ſagt Verminderung der Arbeit, freilich nicht in der neuen Werkſtatt, aber wohl für die Arbeiter deſſelben Zweigs, die draußen blieben, wie auch für viele andere, deren Hülfsbeſchäftigungen in der Folge weniger in Anſpruch genommen werden. Jede Bildung einer Werkſtatt entſpricht alſo einer Verabſchiedung von Arbeitern: dieſe Behauptung, ſo widerſprechend ſie auch ſcheine, iſt eben ſo wahr von der Werkſtatt, wie von einer Maſchine.

Die Oekonomen räumen es ein; aber ſie wiederholen hier ihre ewige Predigt, nach einer gewiſſen Zeit werde die Nachfrage nach dem Produkte im Maße der Preisherabſetzung ſteigen, und die Arbeit endlich ihrerſeits mehr als vorher verlangt werden.

Digitized by Google

Ohne Zweifel, **mit der Zeit** wird ſich das Gleichgewicht herſtellen; aber noch einmal, das Gleichgewicht wird kaum in dieſem Punkt hergeſtellt ſein, ſo iſt es ſchon wieder an einem andern geſtört, weil der Erfindungsgeiſt ſo wenig, wie die Arbeit, jemals ruht. Welche Theorie aber könnte dieſe ewigen Hekatomben rechtfertigen? „Wenn man," ſchrieb Sismondi, „die Zahl der Drangſalsmenſchen auf den vierten oder fünften Theil herabgeſetzt hat, ſo wird man nur noch den vierten oder fünften Theil der Prieſter, Aerzte ꝛc. bedürfen. Wenn man ſie gänzlich geſtrichen hat, ſo kann man das menſchliche Geſchlecht ſelbſt entbehren." Und das würde in der That eintreffen, wenn man, um die Leiſtung jeder Maſchine mit den Bedürfniſſen der Konſumzion in Verhältniß zu ſetzen, d. h. um das beſtändig geſtörte Verhältniß der Werthe wiederherzuſtellen, nicht unaufhörlich neue Maſchinen erfinden, neue Abſatzwege eröffnen, folglich die Arbeit vermehren und andere Arme außer Thätigkeit ſetzen müßte, ſo daß die Induſtrie und der Reichthum einerſeits, die Bevölkerung und das Elend andrerſeits, ſo zu ſagen, hinter einander hergehen, und ſich immer einander bedingen.

Ich habe gezeigt, wie der Unternehmer im Beginn der Induſtrie ſeine Geſellen, die ſpäter ſeine Arbeiter wurden, auf dem Fuße der Gleichheit behandelte. Es iſt in der That leicht zu verſtehen, wie dieſe urſprüngliche Gleichheit, durch die vortheilhafte Stellung des Herrn und die Abhängigkeit der Lohnarbeiter, raſch verſchwinden mußte. Vergebens ſichert das Geſetz Jedem das Recht der Unternehmung zu, eben ſo wohl, wie die Erlaubniß, allein zu arbeiten, und ſeine Produkte direkt zu verkaufen. Nach der Hypotheſe iſt dieſes letzte Mittel unausführbar, weil die Werkſtatt zum Zweck hat, die vereinzelte Arbeit aufzuheben. Und was das Recht anbelangt, ſelbſt zu pflügen, wie man ſagt, und ſeinen eigenen Weg zu gehen, ſo iſt es mit der Induſtrie, wie mit dem Ackerbau: die Arbeit verſtehen, iſt nichts, man muß zur rechten Zeit kommen; der Kramladen, wie der Boden, gehört dem erſten, der Beſchlag darauf legt. Wenn ein Etabliſſement Zeit gehabt hat, ſich zu entwickeln, ſeine Grundlagen zu erweitern, ſich mit Kapitalen zu beſrachten, ſeine Kund-

ſchaft zu ſichern, was vermag gegen eine ſo überlegene Macht der Arbeiter mit ſeinen bloßen Armen? So waren auch die Innungen und Zünfte im Mittelalter nicht durch einen Akt der Willkür von Seiten der ſouveränen Macht, noch durch eine zufällige und rohe Uſurpazion entſtanden; die Gewalt der Umſtände hatte ſie lange vorher geſchaffen, ehe die Edikte der Könige ihnen die geſetzliche Beſtätigung ertheilten; und ungeachtet der Reform von 89 ſehen wir ſie ſich unter unſern Augen mit einer hundertmal furchtbareren Energie auf's Neue bilden. Ueberlaßt die Arbeit ihren eigenen Neigungen, und die Knechtung von drei Vierteln des Menſchengeſchlechtes iſt ſicher.

Aber das iſt nicht Alles. Die Maſchine oder die Werkſtatt begradiren zuerſt den Arbeiter dadurch, daß ſie ihm einen Herrn geben, und richten ihn nachher vollends zu Grunde, indem ſie ihn von der Würde eines Handwerkers zu der eines Handlangers herabſetzen.

Ehemals beſtand die Bevölkerung der Saone- und Rhoneufer großentheils aus Schiffern, die alle die Führung der Schiffe mit Pferden oder mit dem Ruder verſtanden. Jetzt, da die Dampfſchleppſchifffahrt faſt überall eingeführt iſt, können die Schiffer meiſtentheils nicht von ihrem Gewerbe leben, und bringen entweder drei Viertel ihres Lebens mit Nichtsthun zu, oder werden Heizer. Wo nicht das Elend, ſo doch die Entwürdigung: dahin bringen die Maſchinen den Arbeiter. Denn es iſt mit einer Maſchine, wie mit einem Feldſtück; außer dem Kapitain ſind Alle, welche ſie beſchäftigt, Diener, Sklaven.

Seit der Errichtung der großen Manufakturen ſind eine Maſſe kleiner Induſtrieen aus dem Haushalte verſchwunden; glaubt man, die Arbeiterinnen mit 50 bis 75 Cent. hätten ſo viel Intelligenz, wie ihre Großmütter?

„Nach dem Bau der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain," erzählt Hr. Dunoyer, „iſt zwiſchen Le Pecq und einer Menge näherer oder entfernterer Lokalitäten eine ſolche Anzahl Omnibus und Wagen aufgekommen, daß dieſe Bahn, aller Erwartung zuwider, den Gebrauch der Pferde in einem beträchtlichen Verhältniß erhöht hat."

Digitized by Google

Aller Erwartung zuwider! Nur ein Oekonom kann ſolche Dinge nicht erwarten. Vermehrt die Maſchinen, ihr ſteigert die mühſame und widerſtrebende Arbeit; dieſer Satz iſt eben ſo gewiß, wie einer ſeit der Sündfluth. Man klage mich, ſo man Luſt hat, der Böswilligkeit gegen die ſchönſte Erfindung unſeres Jahrhunderts an, nichts wird mich hindern, zu ſagen, daß das Hauptreſultat der Eiſenbahnen, nach der Unterdrückung der kleinen Induſtrie, das ſein wird, eine Bevölkerung von degradirten Arbeitern hervorzubringen: Bahnwärter, Kehrer, Auflader, Ablader, Wagenhüter, Wächter, Thürſteher, Wieger, Schmierer, Säuberer, Heizer, Pumpenleute ꝛc. ꝛc. Viertauſend Kilometer Eiſenbahnen werden Frankreich eine Zugabe von 50,000 Sklaven bringen: ohne Zweifel verlangt Hr. Chevalier ſeine profeſſionellen Schulen nicht für dieſe Leute.

Man ſagt vielleicht, da die Maſſe der Transporte in einem weit größeren Verhältniſſe geſtiegen ſei, als die Zahl der Taglöhner, ſo falle der Unterſchied zum Vortheil der Eiſenbahn aus, und im Ganzen ſei Fortſchritt vorhanden. Man kann die Bemerkung ſogar verallgemeinern, und dasſelbe Raiſonnement auf alle Induſtrieen anwenden.

Aber grade dieſe Allgemeinheit der Erſcheinung iſt es, welche die Unterdrückung der Arbeiter deutlich hervorhebt. Die erſte Rolle in der Induſtrie gehört den Maſchinen, die zweite den Menſchen: alles in der Arbeit entfaltete Genie ſchlägt zur Verthierung des Proletariats aus. Welcher Ruhm für unſere Nazion, wenn ſie auf 40 Millionen Einwohner 35 Millionen Drangſalsmenſchen, Papierkratzer und Bediente zählen wird!

Mit der Maſchine und der Werkſtatt hält das göttliche Recht, d. h. das Prinzip der Autorität, ſeinen Einzug in die politiſche Oekonomie. Das Kapital, die Meiſterſchaft, das Privileg, das Monopol, die Kommandite, der Kredit, das Eigenthum ꝛc., das ſind in der ökonomiſchen Sprache die verſchiedenen Namen für jenes Etwas, das man ſonſt Macht, Autorität, Souverainität, geſchriebenes Geſetz, Offenbarung, Religion, kurz, Gott genannt hat, die Urſache und das Prinzip alles unſeres Elends und aller

unſerer Verbrechen, und was uns um ſo mehr entwiſcht, je mehr wir es zu definiren ſuchen.

Iſt es denn unmöglich, daß im gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft die Werkſtatt mit ihrer hierarchiſchen Organiſazion, und die Maſchinen, anſtatt ausſchließlich den Intereſſen der wenigſt zahlreichen, wenigſt arbeitenden und reichſten Klaſſe zu dienen, zum Wohl Aller angewandt werden könnten?

Das wollen wir unterſuchen.

§. 3. Von den Vorſichtsmaßregeln wider den verderblichen Einfluß der Maſchinen.

Verminderung von Handarbeit iſt gleichbedeutend mit Sinken im Preiſe, folglich mit ſteigendem Tauſch; weil, wenn der Konſument weniger bezahlt, er mehr kaufen wird.

Aber Verminderung der Handarbeit iſt auch gleichbedeutend mit Beſchränkung des Marktes; weil, wenn der Produzent weniger verdient, er weniger kaufen wird. Und ſo gehen die Dinge in der That zu. Die Konzentrirung der Kräfte in der Werkſtatt, und die Intervenzion des Kapitals in der Produkzion, unter dem Namen der Maſchinen, erzeugen zugleich die Ueberprodukzion und den Mangel; und Jedermann hat geſehen, wie dieſe beiden Plagen, furchtbarer als Feuer und Peſt, ſich in unſeren Tagen im größten Maßſtabe und mit verzehrender Gewalt entwickelten. Dennoch können wir unmöglich zurückgehen: wir müſſen produziren, immer produziren, wohlfeil produziren; ſonſt ſteht die Exiſtenz der Geſellſchaft auf dem Spiel. Der Arbeiter, der, um der Entmenſchung zu entgehen, mit der ihn das Prinzip der Theilung bedrohte, ſo viel wunderbare Maſchinen erfunden hatte, findet ſich durch ſein eigenes Werk entweder ausgeſtoßen oder unterjocht. Welche Mittel ſchlägt man gegen dieſe Alternative vor?

Herr von Sismondi und alle patriarchaliſch denkenden Männer möchten, daß die Theilung der Arbeit, ſammt Maſchinen und Manufakturen aufgegeben würde, und daß jede Familie zum Syſtem der urſprünglichen Ungetheiltheit zurückkehrte, d. h. zum Jeder zu Hauſe, Jeder für ſich, in der eigenſten Bedeutung des Wortes. — D. h. rückwärts gehen, das iſt unmöglich.

Herr Blanqui kommt wieder mit seinem Plane der Betheiligung der Arbeiters und der Anlegung einer Kommandite zum Besten des Kollektivarbeiters in allen Industriezweigen heran. Ich habe gezeigt, wie dieser Plan das öffentliche Vermögen auf's Spiel setzte, ohne auf merkliche Weise das Loos der Arbeiter zu verbessern, und Herr Blanqui selbst scheint zu dieser Ansicht zurückgekehrt zu sein. Wie soll man in der That diese Betheiligung des Arbeiters bei den Gewinnsten mit den Rechten der Erfinder, der Unternehmer, der Kapitalisten vereinbaren, von denen die Einen starke Vorschüsse, so wie lange und mühsame Anstrengungen in Rechnung zu bringen haben; die Andern unaufhörlich ihr erworbenes Vermögen aussetzen, und einzig das Risiko oft gewagter Unternehmungen tragen; die Dritten keine Herabsetzung ihres Zinsfußes erleiden könnten, ohne gewissermaßen ihre Ersparnisse zu verlieren? Wie will man mit Einem Worte die Gleichheit, die man zwischen Arbeitern und Herren einführen möchte, mit dem vorwiegenden Ansehen vereinigen, das man den Chefs der Etablissements, den Kommanditenführern und Erfindern nicht nehmen kann, und das grade die ausschließliche Aneignung der Gewinnste von ihrer Seite bedingt? Durch ein Gesetz die Betheiligung aller Arbeiter beim Gewinnste dekretiren, hieße die Auflösung der Gesellschaft erklären: alle Oekonomen haben das so sehr gefühlt, daß sie endlich in eine Ermahnung an die Herren verwandelt haben, was sie erst als Plan betrachtet hatten. So lange aber der Lohnarbeiter keinen anderen Profit haben wird, als den ihm der Unternehmer abläßt, kann man für ihn auf eine ewige Dürftigkeit zählen: es steht nicht in der Macht der Arbeitgeber, es anders zu machen.

Uebrigens geht die sonst sehr lobenswerthe Idee, die Arbeiter mit den Unternehmern zu assoziiren, auf folgenden kommunistischen Schluß hinaus, der in seinen Voraussetzungen offenbar falsch ist: Das letzte Wort der Maschinen ist, den Menschen reich und glücklich zu machen, ohne daß er zu arbeiten brauchte. Weil also die natürlichen Kräfte Alles für uns thun müssen, so gehören die Maschinen dem Staat, und das Ziel des Fortschritts ist die Gemeinschaft.

Ich werde an ihrer Stelle die kommuniſtiſche Theorie unterſuchen. Aber ich glaube ſchon jetzt den Anhängern dieſer Utopie den Wink geben zu müſſen, daß die Hoffnung, in der ſie ſich hinſichtlich der Maſchinen wiegen, eine ökonomiſche Täuſchung iſt, etwas wie das Perpetuum mobile, das man immer ſucht und nicht findet, weil man es fordert, wo es nicht gegeben werden kann. Die Maſchinen gehen nicht von ſelbſt: um ihre Bewegung zu erhalten, muß man um ſie her eine ungeheure Thätigkeit organiſiren, ſo daß zuletzt der Menſch ſich immer um ſo mehr Arbeit ſchafft, als er ſich mit mehr Inſtrumenten umgibt, und ſo die Hauptſache bei den Maſchinen, weit weniger die Theilung ihrer Produkte wird, als die Sorge für ihre Unterhaltung, d. h., die unabläſſige Erneuerung der bewegenden Kraft. Die bewegende Kraft iſt aber nicht die Luft, das Waſſer, der Dampf, die Elektrizität, ſondern die Arbeit, d. h. der Abſatz.

Eine Eiſenbahn unterdrückt auf der ganzen Linie, die ſie durchläuft, die Frachtfuhren, die Poſtwägen, die Geſchirrmacher, Sattler, Wagner, Gaſtwirthe: ich nehme dies Faktum im Augenblicke der Anlage des Weges. Setzen wir den Fall, der Staat mache, vermöge einer Maßregel der Erhaltung, oder aus dem Prinzip der Entſchädigung die durch die Eiſenbahn vertriebenen Induſtriellen zu Eigenthümern, oder Mitbetheiligten an der Bahn: die Transportpreiſe ſind annahmsweiſe um 25 Prozent herabgeſetzt (wozu ſonſt die Eiſenbahn?); das Einkommen aller vereinigten Induſtriellen wird gleichmäßig vermindert ſein, oder, was ganz dasſelbe iſt, ein Viertel der Perſonen, die früher vom Frachtweſen lebten, wird trotz der Freigebigkeit des Staates wörtlich ohne Hülfsquellen ſein. Um ihr Defizit zu decken, haben ſie nur eine Hoffnung: die Maſſe der auf der Linie bewerkſtelligten Transporte muß um 25 Prozent zunehmen, oder ſie müſſen in andern induſtriellen Zweigen Beſchäftigung finden; was von vorn herein unmöglich erſcheint, weil nach der Vorausſetzung und thatſächlich die Stellen überall beſetzt ſind, überall das richtige Verhältniß eingehalten iſt, und Angebot und Nachfrage ſich decken.

Dennoch muß, wenn man will, daß die Maſſe der Transporte zunehme, der Arbeit in den andern Induſtriezweigen ein

neuer Sporn gegeben werden. Will man nun annehmen, die ausgestoßenen Arbeiter würden bei dieser Ueberprodukzion verwendet, ihre Vertheilung unter die verschiedenen Arbeitszweige sei eben so leicht auszuführen, als die Theorie es vorschreibt, so verrechnet man sich doch noch sehr. Denn wenn das Personal der Zirkulazion zu dem der Produkzion wie 100: 1000 ist, so muß man, um mit einer um ein Viertel wohlfeileren, mit andern Worten, um ein Viertel stärkeren Zirkulazion dasselbe Einkommen wie früher zu erhalten, die Produkzion ebenfalls um ein Viertel verstärken, d. h. zur Ackerbau-, und Industrie-Miliz nicht 25 hinzufügen, eine Zahl, welche das Verhältniß der Fuhrindustrie bezeichnet, sondern 250. Um aber dahin zu gelangen, muß man Maschinen erfinden, was schlimmer ist, Menschen, so daß die Frage unablässig wieder auf demselben Punkte ankommt. Also Widerspruch auf Widerspruch: nicht nur die Arbeit geht durch die Maschine dem Menschen aus, sondern auch der Mensch geht durch seine numerische Schwäche und die Unzulänglichkeit seiner Konsumzion der Maschine aus: so daß in Erwartung des hergestellten Gleichgewichts, zugleich Mangel an Arbeit und Mangel an Armen, Mangel an Produkten und Mangel an Absatzwegen vorhanden ist. Und was wir von der Eisenbahn behaupten, ist wahr von allen Industrieen: der Mensch und die Maschine verfolgen sich immer, ohne daß der erste zur Ruhe und die zweite zur Sättigung kommen könnte.

Welches also auch die Fortschritte in der Mechanik sein mögen, wenn man Maschinen erfände, die noch hundertmal wunderbarer wären, als die Mule-Jenny, der Strumpfwebstuhl, die Zylinderpresse; wenn man noch hundertmal mächtigere Kräfte entdeckte, als den Dampf, so würde man immer, weit entfernt, die Menschheit zu befreien, ihr Muße zu erwerben und die Hervorbringung aller Dinge umsonst zu erhalten, nur die Arbeit vermehren, die Bevölkerung hervorrufen, die Knechtschaft erschweren, das Leben immer theurer machen, und den Abgrund erweitern, der die befehlende und genießende Klasse von der gehorchenden und duldenden scheidet.

Nehmen wir jetzt an, alle diese Schwierigkeiten seien über-

wunden, nehmen wir an, die durch die Eiſenbahn disponibel gemachten Arbeiter genügen für den Arbeitszuwachs, den die Unterhaltung der Lokomotive bedingt; die Ausgleichung ſoll ohne Schmerz vor ſich gegangen ſein, Niemand dulden; im Gegentheil, der Wohlſtand eines Jeden ſteige um einen Bruchtheil des Gewinnſtes, der durch die Eiſenbahn im Verhältniß zum Fuhrweſen realiſirt wird. Wer ſteht denn im Wege, wird man mich fragen, daß die Dinge nicht mit dieſer Regelmäßigkeit und Genauigkeit vor ſich gehen? Und was gibt es Leichteres für eine einſichtige Regierung, als ſo alle induſtriellen Uebergänge einzuleiten?

Ich habe die Hypotheſe möglichſt weit getrieben, um einerſeits das Ziel zu zeigen, auf welches die Menſchheit losgeht, andererſeits die Schwierigkeiten, die ſie zu überwinden hat, um hinzukommen. Gewiß muß ſich der Fortſchritt nach der providenziellen Ordnung, die ich in Betracht der Maſchinen eben angegeben habe, erfüllen: was aber den Gang der Geſellſchaft verwirrt, und ſie von der Scylla in die Charybdis treibt, iſt grade der Umſtand, daß ſie nicht organiſirt iſt. Wir ſind erſt bis zur zweiten Phaſe ihrer Entwickelung gekommen, und ſchon haben wir auf unſerem Wege zwei Abgründe entdeckt, die unüberſchreitbar erſcheinen, die Theilung der Arbeit und die Maſchinen. Wie ſoll man es machen, daß der Stückarbeiter, wenn er ein intelligenter Menſch iſt, nicht verdumpfe, und wenn er es ſchon iſt, wieder zum Leben der Intelligenz erwache? Wie ſoll man zweitens zwiſchen den Arbeitern jene Solidarität des Intereſſes hervorbringen, ohne die der induſtrielle Fortgang ſo viele Kataſtrophen erlebt, als er Schritte macht, wenn dieſelben Arbeiter durch Arbeit, Lohn, Intelligenz und Freiheit, d. h. durch den Egoismus gründlich getrennt ſind? Wie ſoll man endlich vereinigen, was der vollbrachte Fortſchritt unvereinbar gemacht hat? An die Gemeinſchaft und Bruderſchaft ſich wenden, heißt ſehr voreilig ſein; es gibt nichts Gemeinſames, es kann keine Bruderſchaft exiſtiren zwiſchen Geſchöpfen, wie ſie die Theilung der Arbeit und der Dienſt der Maſchinen gemacht haben. Wir dürfen, wenigſtens für jetzt nicht, nach dieſer Seite hin eine

Lösung ſuchen. Wohlan! wird man ſagen, weil das Uebel noch mehr in den Köpfen, als im Syſtem ſteckt, kommen wir auf den Unterricht zurück, arbeiten wir an der Erziehung des Volkes.

Damit der Unterricht nützlich ſei, damit er nur an den Mann komme, muß der Schüler vor allen Stücken frei ſein, wie man ein Feld vor der Saat mit dem Pfluge zurichtet, und es von Dornen und Quecken reinigt. Sonſt wäre die beſte Erziehungsweiſe, ſogar was Philoſophie und Moral betrifft, die profeſſionelle: wie ſoll man aber, noch einmal, dieſe Erziehung mit der Zerſtückelung und der Anwendung der Maſchinen vereinigen? Wie ſoll der Menſch, der in Folge ſeiner Arbeit Sklave, d. h. ein Möbel, eine Sache geworden iſt, durch dieſelbe Arbeit oder bei Fortſetzung derſelben Beſchäftigung wieder eine Perſon werden? Sieht man nicht, daß dieſe Ideen ſich widerſtreiten, und wenn, was unmöglich iſt, der Proletarier zu einem gewiſſen Grade von Intelligenz kommen könnte, er ſich ihrer zunächſt zum Umſturz der Geſellſchaft, und zur Umgeſtaltung aller bürgerlichen und induſtriellen Verhältniſſe bedienen würde? Was ich hier ſage, iſt keine Uebertreibung. Die arbeitende Klaſſe in Paris und in den großen Städten ſteht mit ihren Ideen weit über dem, was ſie vor 25 Jahren war: man ſage mir, ob dieſe Klaſſe nicht entſchieden, energiſch revoluzionär iſt? Und ſie wird es immer mehr, je mehr ſie ſich die Ideen der Gerechtigkeit und Ordnung aneignet, je beſſer ſie überhaupt den Mechanismus des Eigenthums verſtehen lernt.

Die Sprache, ich bitte um Verzeihung, noch einmal auf die Etymologie zurückzukommen, die Sprache ſcheint mir die moraliſche Lage des Arbeiters, nachdem er von der Induſtrie, ſo zu ſagen, entperſönlicht worden iſt, genau ausgedrückt zu haben. Im Lateiniſchen enthält der Gedanke der Sklaverei zugleich den der Unterordnung des Menſchen unter die Dinge, und als ſpäter das Feudalrecht den Sklaven für an die Scholle gebunden erklärte, überſetzte es nur durch eine Umſchreibung den buchſtäblichen Sinn des Wortes servus*). Die unmittelbare Vernunft,

*) Ungeachtet der empfehlungswertheſten Autoritäten will mir nicht einleuchten, daß serf, lat. servus, von servare, bewahren, erhalten,

das Orakel der Nothwendigkeit ſelbſt, hatte alſo den untergeordneten Arbeiter verurtheilt, ehe die Wiſſenſchaft ſeine Unwürdigkeit dargethan hatte. Was helfen nun noch die Bemühungen der Philanthropie den Weſen, welche die Vorſehung verworfen hat?

Die Arbeit iſt unſere Erziehung zur Freiheit. Die Alten kannten den tiefen Sinn dieſer Wahrheit, als ſie die ſervilen Künſte von den liberalen unterſchieden. Denn, ſo wie die Beſchäftigung, ſo die Ideen; wie die Ideen, ſo die Sitten. Im Sklaven nimmt Alles den Charakter der Erniedrigung an, Gewohnheiten, Geſchmack, Neigungen, Geſinnungen, Vergnügungen: bei ihm iſt eine allgemeine Verkehrung. Sich mit der Erziehung der armen Klaſſen beſchäftigen! Aber das heißt ja, in dieſen entarteten Seelen den wüthendſten Antagonismus hervorrufen; das heißt, ihnen Ideen einflößen, welche ihnen die Arbeit unerträglich machen würden, Neigungen, die mit der Rohheit ihres Standes

---

herkommt, weil der Sklav ein Kriegsgefangener war, den man behufs der Arbeit erhielt. Die Sklaverei, oder wenigſtens der Hausdienſt, iſt gewiß älter, als der Krieg, obgleich er durch ihn bedeutend ausgebildet wurde. Weßhalb hätte man übrigens, wenn das der Urſprung des Wortes, wie der Sache war, nicht anſtatt serv-us, der gramatiſchen Ableitung gemäß serv-atus geſagt? Für mich geht die wahre Etymologie aus dem Gegenſatz von serv-are und serv-ire hervor, deſſen Wurzelwort ser-o, in-ser-o, verbinden, zuſammendrängen iſt, wovon ser-ies, Verbindung, Zuſammenhang; ser-a fr. serrure; ser-tir, einfaſſen ꝛc. Alle dieſe Wörter enthalten den Begriff einer Hauptſache, der ſich etwas als Anhängſel hinzugefügt, als Gegenſtand beſonderen Nutzens. Daher serv-ire, ein Gegenſtand des Nutzens, ein einem anderen untergeordneter Gegenſtand ſein; serv-are, wie wir ſagen serrer, bei Seite thun, einer Sache ihren Nutzen anweiſen; serv-us ein Mann zur Hand ſein, eine Nützlichkeit, ein Möbel, kurz, ein Dienſtnamen. Der Gegenſatz von serv-us iſt dom-inus (dom-us, dom-anium und dom-are); d. h. das Haupt der Haushaltung, der Herr des Hauſes, der, welcher die Menſchen gebraucht, servat, die Thiere, domat, und die Sachen, possidet. Daß in der Folge die Kriegsgefangenen zur Sklaverei aufbehalten wurden, servati ad servitium, oder vielmehr serti ad glebam, begreift ſich vortrefflich; da ihre Beſtimmung einmal bekannt war, haben ſie einfach ihren Namen davon erhalten.

ſich nicht vertragen, Vergnügungen, für welche die Empfänglichkeit in ihnen abgeſtumpft iſt. Wenn ein ſolcher Plan gerathen ſollte, ſo würde man, anſtatt aus dem Arbeiter einen Menſchen zu machen, einen Dämon aus ihm gemacht haben. Man ſtudire doch die Phyſiognomieen, welche die Gefängniſſe und Galeeren bevölkern, und man ſage mir, ob ſie nicht meiſtens Subjekten angehören, welche die Offenbarung des Schönen, der Eleganz, des Reichthums, des Glücks, der Ehre und der Wiſſenſchaft, kurz, alles deſſen, was die Würde des Menſchen ausmacht, zu ſchwach erfunden, und folglich demoraliſirt, getödtet hat.

„Wenigſtens müßte man die Löhne feſtſetzen," ſagen die wenigſt Kühnen, „in allen Induſtriezweigen Tarife anfertigen, die von Herren und Arbeitern angenommen wären."

Hr. Fix iſt es, der dieſe Heilshypotheſe aufſtellt. Und er antwortet ſiegreich:

„Dieſe Tarife ſind in England und anderswo gemacht worden; man weiß, was ſie werth ſind; überall wurden ſie eben ſo ſchnell verletzt, als angenommen, und zwar von Herren, wie von Arbeitern."

Die Urſachen der Verletzung der Tarife ſind leicht zu finden: es ſind die Maſchinen, es ſind die unaufhörlich neuen Prozeſſe und Kombinazionen der Induſtrie. Man kommt in einem beſtimmten Momente über einen Tarif überein; aber plötzlich tritt eine neue Erfindung dazwiſchen, die ihrem Urheber ein Mittel in die Hand gibt, den Preis der Waare herabzuſetzen. Was werden die andern Unternehmer thun? Sie werden aufhören, zu fabriziren, und ihre Arbeiter heimſchicken, oder aber ihnen eine Herabſetzung vorſchlagen. Das iſt das Einzige, was ihnen übrig bleibt, bis ſie ihrerſeits ein Verfahren entdecken, vermittelſt deſſen ſie, ohne die Lohntaxe herabzuſetzen, wohlfeiler als ihre Konkurrenten produziren können, was wieder einer Unterdrückung von Arbeitern gleichkommt.

Hr. Leon Faucher ſcheint ſich zu einem Syſtem der Schadloshaltung hinzuneigen. Er ſagt:

„Wir begreifen, daß der Staat in irgend einem Intereſſe, da er den allgemeinen Wunſch repräſentirt, das Opfer einer In-

duſtrie verlangt." — Er verlangt es eigentlich immer, ſobald er Jedem die Freiheit, zu produziren, gewährt, und dieſe Freiheit gegen jeden Angriff vertheidigt. — „Aber das iſt eine außerordentliche Maßregel, ein immer gefährlicher Verſuch, der mit aller möglichen Schonung gegen die Individuen umgeben ſein muß. Der Staat hat nicht das Recht, einer Klaſſe von Bürgern die Arbeit zu nehmen, die ſie ernährt, ehe er in anderer Weiſe für ihre Subſiſtenz geſorgt, oder ſich verſichert hat, daß ſie in einer neuen Induſtrie ihre Fähigkeiten und ihre Arme verwenden können. Es iſt ein Prinzip in ziviliſirten Ländern, daß die Regierung, ſelbſt nicht zu Zwecken des öffentlichen Nutzens, ſich eines Privateigenthums bemächtigen darf, ohne daß ſie den Eigenthümer durch eine gerechte und vorläufige Schadloshaltung entſchädige. Die Arbeit aber ſcheint uns ein eben ſo legitimes, eben ſo heiliges Eigenthum, als ein Haus, und wir begreifen nicht, daß man ſie ohne irgend eine Art von Entſchädigung expropriire.

„So ſehr wir die Lehren für chimäriſch halten, welche die Regierung als den allgemeinen Arbeitsbeſchaffer in der Geſellſchaft darſtellen, eben ſo gerecht und nothwendig ſcheint es uns, daß jeder Arbeitsausfall, der im Namen des öffentlichen Nutzens eintritt, nur vermittelſt einer Entſchädigung oder eines Ueberganges vorgenommen werde, und daß man weder Individuen, noch Klaſſen der Staatsraiſon opfere. Die Regierung hat in gut eingerichteten Geſellſchaften immer Zeit und Geld zu geben, um dieſe theilweiſen Leiden zu lindern. Und grade, weil die Induſtrie nicht von ihr ausgeht, weil ſie ſich unter dem freien und individuellen Impulſe der Bürger erhebt und entwickelt, iſt die Regierung gehalten, wenn ſie ihren Lauf ſtört, ihr eine Art Entſchädigung oder Genugthuung angedeihen zu laſſen."

Das heißt golden geſprochen: Hr. Leon Faucher verlangt, was er auch ſage, die Organiſazion der Arbeit. Machen, daß jeder Arbeitsausfall nur vermittelſt einer Entſchädigung oder eines Ueberganges vor ſich gehe, und daß Perſonen und Klaſſen niemals der Staatsraiſon, d. h. dem Fortſchritt der Induſtrie und der Freiheit der Unternehmungen, dem oberſten Geſetz des Staates, aufgeopfert werden, heißt

ohne Zweifel, ſich in einer Weiſe, welche die Zukunft zu beſtimmen hätte, zum Arbeitsbeſchaffer in der Geſellſchaft, und zum Wächter der Löhne machen. Und da, wie wir es oft wiederholt haben, der induſtrielle Fortſchritt und folglich das Werk der Entſetzung und Wiedereinſetzung ein fortwährendes in der Geſellſchaft iſt, ſo handelt es ſich nicht darum, einen beſondern Uebergang für jede Neuerung zu finden, ſondern vielmehr um ein allgemeines Prinzip, um ein organiſches Geſetz des Ueberganges, das auf alle möglichen Fälle anwendbar wäre, und ſeine Wirkungen von ſelbſt ausübte. Iſt Hr. Leon Faucher im Stande, dies Geſetz zu formuliren, und die verſchiedenen von uns beſchriebenen Antagonismen zu vereinbaren? Nein, weil er vorzugsweiſe bei der Idee einer Entſchädigung ſtehen bleibt. Die Regierung, ſagt er, hat in gut organiſirten Nazionen immer Zeit und Geld zu geben, um dieſe theilweiſen Leiden zu lindern. Es thut mir leid um die edeln Abſichten des Hrn. Leon Faucher, aber ſie ſcheinen mir durchaus unausführbar.

Die Regierung hat nur ſo viel Zeit und Geld, als ſie den Steuerpflichtigen abnimmt. Mit der Steuer die außer Thätigkeit geſetzten Induſtriellen bezahlen, hieße die neuen Erfindungen mit dem Oſtrazismus treffen, und Kommunismus mit Hülfe der Bajonette treiben, aber nicht die Schwierigkeit löſen. Es iſt unnütz, ſich noch weiter bei der Entſchädigung durch den Staat aufzuhalten. Die Entſchädigung, nach den Anſichten des Hrn. Faucher angewandt, würde entweder auf den induſtriellen Despotismus, auf etwas, wie die Regierung Mehemet-Ali's, herauskommen, oder in eine Armentare, d. h. in eine leere Heuchelei, ausarten. Für's Wohl der Menſchheit iſt es beſſer, nicht entſchädigen, und die Arbeit ſich ſelbſt ihre ewige Verfaſſung ſuchen laſſen.

Es gibt ihrer, die ſagen: Möge die Regierung die ausgeſtoßenen Arbeiter an die Punkte verſetzen, wo noch keine Privatinduſtrie beſteht, wohin die individuellen Unternehmungen nicht reichen. Wir haben Berge wieder zu bepflanzen, fünf oder ſechs Millionen Hektaren Landes urbar zu machen, Kanäle zu graben, kurz, tauſend Dinge von unmittelbarem und allgemeinem Nutzen zu unternehmen.

„Wir bitten die Leſer recht ſehr um Verzeihung," antwortet Hr. Fix, „aber auch da wieder ſind wir genöthigt, das Kapital eintreten zu laſſen. Dieſe Flächen, gewiſſe Kommunalländereien ausgenommen, ſind nicht bebaut, weil bei ihrer Ausbeutung kein Nettoertrag, und wahrſcheinlich nicht einmal die Kulturkoſten herauskommen würden. Dieſe Ländereien gehören Eigenthümern, die entweder das nöthige Kapital zu ihrer Ausbeutung beſitzen, oder nicht beſitzen. Im erſteren Falle würde ſich der Eigenthümer ſehr wahrſcheinlich, wenn er ſie ausbeutete, mit einem geringen Nutzen begnügen, und vielleicht auf das, was man die Landrente nennt, verzichten: aber er hat gefunden, daß, wenn er dieſe Kulturen unternähme, er ſein Anlagekapital verlieren würde, und ſeine übrigen Berechnungen haben ihm gezeigt, daß der Verkauf der Produkte die Kulturkoſten nicht decken dürfte .... Alles wohl erwogen, wird alſo dieſes Land unbebaut bleiben, weil das darauf angelegte Kapital keinen Nutzen bringen und zu Grunde gerichtet würde. Wäre es anders, ſo würden alle dieſe Ländereien ſogleich bebaut werden; die Erſparniſſe, die heute eine andere Richtung nehmen, würden ſich nothwendig in einem gewiſſen Maße auf die Bodenausbeutungen hinlenken; denn die Kapitale haben keine Neigungen, ſie haben Intereſſen, und ſuchen immer die zugleich ſicherſte und einträglichſte Verwendung."

Dieſes ſehr gut begründete Raiſonnement heißt mit andern Worten, daß der Augenblick für Frankreich noch nicht gekommen iſt, ſeine Haiden anzubauen, eben ſo, wie der Augenblick, Eiſenbahnen zu haben, für die Kaffern und Hottentotten noch nicht vorhanden iſt. Denn wie im zweiten Kapitel geſagt wurde, die Geſellſchaft fängt mit den leichteſten, ſicherſten, nothwendigſten und wenigſt koſtſpieligen Unternehmungen an: nur nach und nach kommt ſie dazu, relativ weniger einträgliche Dinge nutzbar zu machen. Seit das Menſchengeſchlecht ſich auf der Erdoberfläche abquält, hat es nichts Anderes gethan, und es hat immer dieſelbe Sorge: ſeine Subſiſtenz zu ſichern, während es zugleich auf Entdeckungen ausgeht. Damit die Urbarmachung, von der man ſpricht, nicht eine verderbliche Spekulazion, eine Urſache des Elends werde, mit andern Worten, damit ſie möglich ſei, muß

man also unsere Kapitale und unsere Maschinen noch vermehren, neue Verfahren entdecken, die Arbeit noch besser theilen. Die Regierung aber auffordern, eine solche Iniziative zu ergreifen, heißt, es machen, wie die Bauern, die, wenn sie ein Gewitter herankommen sehen, anfangen, zu beten, und ihren Heiligen anzurufen. Die Regierungen, man kann es heutzutage nicht genug wiederholen, sind die Repräsentanten der Gottheit, ich hätte fast gesagt, die Vollstrecker der himmlischen Rachegelüste: sie können nichts für uns thun. Kann z. B. die englische Regierung den Unglücklichen Arbeit geben, die sich in die Werkhäuser flüchten? Und wenn sie es könnte, würde sie es wagen? Hilf dir selbst, so wird dir der Himmel helfen! Diese Bezeugung des Volksmißtrauens gegen die Gottheit sagt uns zugleich, was wir von der Regierung erwarten sollen ...., Nichts.

Bei der zweiten Stazion unseres Kalvarienberges angelangt, überlassen wir uns nicht unfruchtbaren Betrachtungen; seien wir statt dessen immer aufmerksamer auf die Lehren des Geschicks. Das Pfand unserer Freiheit ist im Fortschritt unserer Marter gegeben.

Fünftes Kapitel.

Dritte Epoche. — Die Konkurrenz.

Zwischen der hundertköpfigen Hyder der Theilung der Arbeit und dem ungezähmten Drachen der Maschinen, was wird aus der Menschheit? Ein Prophet hat es vor mehr als zweitausend Jahren gesagt: Satan betrachtet sein Opfer, und der Krieg entbrennt. Aspexit gentes, et dissolvit. Um uns vor zwei Ungeheuern zu bewahren, vor der Pest und dem Hunger, sendet uns die Vorsehung die Zwietracht.

Die Konkurrenz repräsentirt jenes Zeitalter der Philosophie, wo ein halbes Verständniß der Antinomieen der Vernunft die Kunst des Sophisten erzeugt hatte, die Merkmale des Wahren und des Falschen sich vermischten, und wo man statt der Doktrinen nur noch trügerische Turniere des Geistes hatte. So wiederholt die industrielle Bewegung getreu die metaphysische: die Geschichte der sozialen Oekonomie ist ganz in den Werken der Philosophen. Studiren wir diese interessante Phase, deren auffallendster Charakterzug der ist, daß sie die, welche glauben, wie die, welche protestiren, des Urtheils beraubt.

§. 1. Nothwendigkeit der Konkurrenz.

Hr. Louis Reybaud, Romanschreiber von Profession, gelegentlich Oekonom, von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften für seine antireformistischen Karrikaturen

patentirt, und mit der Zeit einer der den sozialen Ideen feindseligsten Schriftsteller geworden; Hr. Louis Reybaud ist nichts desto weniger, wie er es auch anstelle, tief getränkt von denselben Ideen: seine Opposizion dagegen ist weder in seinem Herzen, noch in seinem Verstande, sie ist in den Thatsachen.

In der ersten Ausgabe seiner Studien über die zeitgenössischen Reformatoren hatte Hr. Reybaud, ergriffen von dem Schauspiel der sozialen Leiden, wie von dem Muthe jener Schulengründer, die durch einen Ausbruch von Sentimentalität die Welt zu reformiren glaubten, förmlich die Ansicht ausgesprochen, das, was von allen ihren Systemen zuletzt übrig bleibe, sei die **Assoziazion.** Hr. Dunoyer, einer der Richter des Hrn. Reybaud, gab ihm dies Zeugniß, das um so schmeichelhafter für Hrn. Reybaud war, als es in ziemlich ironischem Gewand auftrat.

„Hr. Reybaud, der mit so viel Genauigkeit und Talent in einem von der französischen Akademie gekrönten Werke die Fehler der drei hauptsächlichsten reformistischen Systeme auseinandergesetzt hat, hält gleichwohl fest an dem Systeme, das ihnen gemeinschaftlich zur Grundlage dient, an der Assoziazion. — Die Assoziazion ist in seinen Augen und nach seiner Erklärung das größte Problem der modernen Zeiten. Sie ist berufen, sagt er, das der Vertheilung der Früchte der Arbeit zu lösen. Wenn in der Lösung dieses Problems die Gewalt nichts zu thun vermag, so könnte die Assoziazion Alles. Hr. Reybaud spricht hier wie ein Schriftsteller des Phalanstère ....“

Hr. Reybaud war ein wenig weit gegangen, wie man sehen kann. Mit zu viel Menschenverstand und Redlichkeit begabt, um den Abgrund nicht zu sehen, merkte er bald, daß er sich verrannt hatte, und begann seinen Rückzug. Ich mache ihm kein Verbrechen aus diesem Umschlagen: Hr. Reybaud ist einer der Menschen, die man nicht ohne Ungerechtigkeit für ihre Wandlungen verantwortlich machen kann. Er hatte gesprochen, ehe er nachgedacht hatte; er widerrief: was ist natürlicher! Wenn die Sozialisten sich an Jemanden halten müßten, so wäre es an Hrn.

Dunoyer, der die Abschwörung des Hrn. Reybaud durch dieses sonderbare Kompliment hervorgerufen hatte.

Hr. Dunoyer bemerkte bald, daß seine Worte nicht vor taube Ohren gekommen waren. Er erzählt zur Ehre der guten Grundsätze, daß Hr. Reybaud in einer zweiten Ausgabe seiner Studien über die Reformatoren selbst gemildert habe, was seine Ausdrücke zu Absolutes enthalten mochten. Er hat anstatt „könnte Alles" — „könnte Vieles" gesagt.

Das war eine wichtige Einschränkung, wie Hr. Dunoyer sehr richtig hervorgehoben hat, die aber doch dem Hrn. Reybaud noch erlaubte, zu gleicher Zeit zu schreiben: „Diese Symptome sind ernster Art; man kann sie als die Anzeichen einer noch dunkeln Organisazion betrachten, in welcher die Arbeit ein Gleichgewicht und eine Regelmäßigkeit sucht, die ihr noch fehlen .... Hinter allen diesen Anstrengungen verbirgt sich ein Prinzip, die Assoziazion, die man mit Unrecht in ihren unregelmäßigen Manifestazionen verurtheilen würde."

Endlich hat sich Hr. Reybaud laut zum Anhänger der Konkurrenz erklärt, d. h. er hat das Prinzip der Assoziazion entschieden aufgegeben. Denn wenn man unter Assoziazion nur die Gesellschaftsformen verstehen soll, die das Handelsgesetz bestimmt, und deren Philosophie uns in Kompendienform die HH. Troplong und Delangle gegeben haben, so ist es nicht mehr der Mühe werth, Sozialisten und Oekonomen zu unterscheiden, eine Partei, die die Assoziazion sucht, und eine Partei, die behauptet, sie existire bereits.

Man glaube ja nicht, ich rechne Hrn. Reybaud, weil es ihm begegnet ist, unbesonnener Weise Ja und Nein auf Eine Frage zu antworten, von der er sich noch keine klare Idee gemacht zu haben scheint, zu den sozialistischen Spekulanten, die, nachdem sie eine Mystifikazion in die Welt geworfen haben, sofort den Rückzug beginnen, unter dem Vorwande, die Idee sei öffentliches Gut, und sie hätten sie ziehen lassen müssen. H. Reybaud gehört meiner Meinung nach mehr zu denen, welche sich anführen ließen, wozu so viele brave Leute und Leute mit so viel Geist gerechnet werden müssen. Hr. Reybaud bleibt also in mei-

nen Augen der **vir probus dicendi peritus**, der gewiſſenhafte und gewandte Schriftſteller, der ſich wohl überrumpeln laſſen kann, der aber nie Etwas ſagt, was er nicht einſieht und empfindet. Uebrigens konnte Hr. Reybaud, wenn er einmal auf ökönomiſchem Gebiete ſtand, um ſo weniger einig mit ſich ſelbſt werden, je präziſer ſeine Intelligenz und je richtiger ſein Urtheil iſt. Ich will vor den Augen des Leſers dieſen merkwürdigen Beweis liefern.

Wenn mich Hr. Reybaud hörte, ſo würde ich ihm ſagen: Ergreifen Sie Partei für die Konkurrenz, ſo haben Sie Unrecht; ergreifen Sie Partei gegen die Konkurrenz, ſo haben Sie wieder Unrecht: d. h., Sie haben in beiden Fällen Recht. Wenn Sie hierauf überzeugt ſind, weder in der erſten, noch in der vierten Ausgabe Ihres Buches Unrecht zu haben, und wenn es Ihnen gelingt, Ihre Anſicht auf verſtändliche Weiſe zu formuliren, ſo will ich Sie für einen Oekonomen von eben ſo viel Genie halten, als Turgot und Ad. Smith; aber ich ſage Ihnen voraus, daß Sie alsdann dem letzteren gleichen werden, den Sie ohne Zweifel wenig kennen, Sie werden ein Mann der Gleichheit ſein! Wollen Sie wetten?

Um Hrn. Reybaud beſſer auf dieſe Art von Verſtändigung mit ſich ſelbſt vorzubereiten, zeigen wir ihm zunächſt, daß dieſe Wandelbarkeit im Urtheil, die ihm jeder Andere an meiner Stelle mit beleidigender Härte vorwerfen würde, ein Verrath, nicht des Schriftſtellers, ſondern der Thatſachen iſt, deren Dolmetſcher er geworden.

Im März 1844 veröffentlichte Hr. Reybaud einen Artikel über den Oelſamen, ein Gegenſtand, der ſeine Vaterſtadt Marſeille intereſſirte, und ſprach ſich warm für die freie Konkurrenz und das Seſamöl aus. Nach den vom Verfaſſer eingezogenen Erkundigungen, die authentiſch zu ſein ſcheinen, würde der Seſam 45—46 Prozent Oel geben, während Mohn und Rübſamen nur 25—30 Prozent, und die Olive nur 20—22 Prozent geben. Der Seſam mißfällt daher den Fabrikanten des Nordens, die ſein Verbot forderten und erlangten. Aber die Engländer ſtehen auf der Lauer und ſind bereit, ſich dieſes koſtbaren Handelszweiges

zu bemächtigen. Wenn man den Samen verbietet, ſagt Hr. Reybaud, ſo werden wir das Oel in Miſchungen, als Seife oder in ſonſt einer Art, wieder bekommen: wir haben den Gewinnſt der Fabrikazion verloren. Uebrigens erfordert das Intereſſe unſerer Marine, daß dieſer Handel geſchützt werde; es handelt ſich um nicht weniger, als 40,000 Tonnen Samen, was eine Schiffszurüſtung von 300 Fahrzeugen und 3000 Seeleuten vorausſetzt.

Dieſe Thatſachen ſind überzeugend: 45 Prozent Oel anſtatt 25; beſſere Qualität, als alle in Frankreich; Preisherabſetzung für eine Waare erſten Bedürfniſſes; Oekonomie für die Konſumenten, 300 Schiffe, 3000 Seeleute: das brächte uns die Handelsfreiheit ein. Alſo Vivat die Konkurrenz und der Seſam!

Sodann, um dieſe glänzenden Reſultate noch mehr ſicher zu ſtellen, bemerkt Hr. Reybaud, von Patriotismus und Konſequenz hingeriſſen, und zwar ſehr ſcharfſinnig nach unſerer Meinung, die Regierung müſſe ſich künftighin jedes Traktates der Gegenſeitigkeit in Dingen des Transports enthalten; er verlangt, die franzöſiſche Marine ſolle ſowohl die Einfuhren, als die Ausfuhren des franzöſiſchen Handels beſorgen. „Was man Gegenſeitigkeit nennt," ſagt er, „iſt eine bloße Einbildung, deren Vortheil derjenigen Seite bleibt, welche eine wohlfeilere Schifffahrt unterhält. Da nun aber in Frankreich die Elemente der Schifffahrt, wie Ankauf des Schiffes, Lohn der Bemannung, Koſten der Ausrüſtung und Verproviantirung, außerordentlich hoch und theurer, als bei den andern ſeefahrenden Nazionen zu ſtehen kommen, ſo folgt, daß jeder Gegenſeitigkeitsvertrag für uns einer Abdankungsurkunde gleichkommt, und daß wir, anſtatt einem Akte gegenſeitigen Nutzens zuzuſtimmen, uns wiſſentlich und freiwillig einem Opfer unterwerfen." — Hier hebt Hr. Reybaud die verderblichen Folgen der Gegenſeitigkeit hervor: „Frankreich konſumirt 500,000 Ballen Baumwolle, und die Amerikaner bringen ſie auf unſere Quais; es verbraucht ungeheure Maſſen von Steinkohlen, und die Engländer betreiben ihren Transport; die Schweden und Norweger liefern uns ſelbſt ihr Eiſen und Holz; die Holländer ihre Käſe; die Ruſſen ihren Hanf und ihr Korn; die Genueſen ihren Reis; die Spanier ihr Oel; die Sizilianer ihren Schwefel;

die Griechen und Armenier alle Waaren des Mittel- und ſchwarzen Meeres."

Augenſcheinlich iſt ein ſolcher Zuſtand unerträglich, denn er läuft darauf hinaus, unſere Handelsmarine unnütz zu machen. Begeben wir uns ſchleunigſt auf die Schiffswerfte, von der uns der niedrige Preis der fremden Schifffahrt auszuſchließen trachtet. Schließen wir unſere Häfen den fremden Schiffen, oder legen wir ihnen wenigſtens einen hohen Zoll auf. Alſo, nieder mit der Konkurrenz und den wetteifernden Marinen!

Begreift Hr. Reybaud bald, daß ſeine ökonomiſch-ſozialen Schwankungen viel unſchuldiger ſind, als er geglaubt hätte? Welchen Dank ſchuldet er mir, daß ich ſein vielleicht unruhig gewordenes Gewiſſen beruhigt habe!

Die Gegenſeitigkeit, über die ſich Hr. Reybaud ſo bitter beklagt, iſt nur eine Form der Handelsfreiheit. Macht die Freiheit des Handels ganz und vollſtändig, und unſere Flotte wird von der Meeresfläche vertrieben, wie unſere Oele vom Kontinent. Wir werden alſo unſer Oel theurer bezahlen, wenn wir es durchaus ſelbſt fabriziren wollen, unſere Kolonialwaaren theurer, wenn wir ſie ſelbſt einführen. Um zur größten Wohlfeilheit zu gelangen, müßten wir erſt unſerm Oel und dann unſerer Marine entſagen: wir könnten eben ſo gut gleich unſeren Tüchern, unſerer Leinwand, unſerem Kattun, unſerem Eiſen entſagen; dann, da eine vereinzelte Induſtrie nothwendig noch zu theuer iſt, unſeren Wein' unſer Korn, unſer Viehfutter aufgeben! Wofür man ſich entſcheide, für's Privileg, oder für die Freiheit, man ſtößt auf's Unmögliche, auf's Abgeſchmackte.

Ohne Zweifel gibt es ein Mittel zur Verſtändigung; aber wenn dies nicht der allervollkommenſte Despotismus ſein ſoll, ſo muß ein ſolches Prinzip von einem noch höheren Geſetze, als die Freiheit ſelbſt iſt, abgeleitet werden; dieſes Geſetz aber hat noch Niemand definirt; und das fordere ich von den Oekonomen, wenn ſie wahrhaft die Wiſſenſchaft beſitzen. Denn ich kann den nicht für einen Gelehrten halten, der im beſten Glauben und mit allem Geiſt der Welt innerhalb fünfzehn Zeilen bald die Freiheit, bald das Monopol predigt.

Iſt es nicht augenſcheinlich, unmittelbar augenſcheinlich, daß **die Konkurrenz die Konkurrenz zerſtört?** Gibt es in der Geometrie einen gewiſſeren, mehr peremptoriſchen Lehrſatz, als dieſen? Wie alſo, unter welchen Bedingungen, in welchem Sinne, kann ein Prinzip, das ſich ſelbſt negirt, Eintritt in die Wiſſenſchaft finden? Wie kann es ein organiſches Geſetz der Geſellſchaft werden? Wenn die Konkurrenz nothwendig, wenn ſie, wie die Schule ſagt, ein Poſtulat der Produkzion iſt, weßhalb wird ſie ſo zerſtöreriſch? Und wenn ihre gewiſſeſte Wirkung die iſt, zu ruiniren, wen ſie mit fortreißt, wie wird ſie nützlich? Denn die Nachtheile, die hinter ihr herkommen, eben ſo, wie das Gute, das ſie verſchafft, ſind keine Zufälligkeiten, die vom Menſchen herrühren: beides fließt logiſch aus dem Prinzip her, und beſteht mit demſelben Rechte nebeneinander . . . .

Zuvörderſt iſt die Konkurrenz der Arbeit eben ſo weſentlich, wie die Theilung, weil ſie die Theilung unter anderer Geſtalt iſt, oder vielmehr die Theilung in zweiter Potenz; die Theilung, ſage ich, nicht mehr, wie in der erſten Epoche der ökonomiſchen Entwicklung, adäquat der Kollektivkraft, folglich die Perſönlichkeit des Arbeiters in der Werkſtatt abſorbirend, ſondern die Freiheit hervorbringend, indem ſie aus jeder Unterabtheilung der Arbeit gleichſam eine Souveränität macht, wo der Menſch ſich in ſeiner Kraft und Unabhängigkeit ſetzt. Kurz, die Konkurrenz iſt die Freiheit in der Theilung und in allen getheilten Theilen: ſie beginnt bei den umfaſſendſten Beſchäftigungen, und trachtet, ſich bis in die untern Verrichtungen der Stückarbeit zu realiſiren.

Hier machen die Kommuniſten einen Einwurf. Man muß, ſagen ſie, überall Gebrauch und Mißbrauch unterſcheiden. Es gibt eine nützliche, löbliche, ſittliche Konkurrenz, eine Konkurrenz, die Herz und Gedanken erweitert, eine noble, edle Konkurrenz, es iſt der Wetteifer; und warum ſollte dieſer Wetteifer nicht den Vortheil Aller zum Zwecke haben? Es gibt eine andere, verderbliche, unſittliche, unſoziable Konkurrenz, eine eiferſüchtige Konkurrenz, die haßt und tödtet, der Egoismus.

So der Kommunismus; ſo drückte ſich, faſt vor einem Jahre, das Journal: die Reforme, in ſeinem ſozialen Glaubensbekenntniſſe aus.

Wie sehr es mir auch widerstrebt, gegen Menschen zu opponiren, deren Ansichten im Grunde die meinigen sind, ich kann eine solche Dialektik nicht gutheißen. Die Reforme, indem sie Alles durch eine mehr grammatikalische, als reelle Unterscheidung zu vereinbaren glaubt, hat, ohne daran zu denken, ein Juste-Milieu gebildet, d. h. die allerschlimmste Sorte von Diplomatie. Ihr Beweis ist genau derselbe, wie der des Hr. Rossi in Bezug auf die Theilung der Arbeit: er besteht darin, Konkurrenz und Moral einander entgegenzusetzen, um sie durch einander zu beschränken, wie Hr. Rossi die ökonomischen Schlüsse durch die Moral aufzuhalten und zu beschränken vermeinte, hier etwas abschneidend, dort zustutzend, nach Bedürfniß und Gelegenheit. Ich habe Hrn. Rossi durch die einfache Frage widerlegt: Wie ist es möglich, daß die Wissenschaft mit sich selbst uneinig ist, die Wissenschaft des Reichthums mit der Wissenschaft der Pflicht? So frage ich die Kommunisten: Wie kann ein Prinzip, dessen Entwicklung sichtbar nützlich ist, zugleich verderblich sein?

Man sagt: der Wetteifer ist nicht die Konkurrenz. Zuerst bemerke ich, daß diese angebliche Unterscheidung sich nur auf die verschiedenen Wirkungen des Prinzips bezieht, weßhalb man geglaubt hat, es existiren zwei Prinzipien, die man verwechsle. Der Wetteifer ist nichts, als die Konkurrenz selbst, und weil man sich auf Abstraktionen geworfen hat, so will ich gerne folgen. Es gibt keinen Wetteifer ohne Zweck, so wie es keinen leidenschaftlichen Impuls ohne Gegenstand gibt; und wie der Gegenstand jeder Leidenschaft nothwendig der Leidenschaft selbst analog ist, eine Frau dem Liebenden, die Gewalt dem Ehrsüchtigen, das Gold dem Geizhals, ein Kranz dem Dichter, so ist der Gegenstand des industriellen Wetteifers nothwendig der Nutzen.

Nein, antwortet der Kommunist, der Gegenstand des Wetteifers des Arbeiters muß der allgemeine Nutzen, die Bruderschaft, die Liebe sein.

Aber die Gesellschaft selbst, weil man, anstatt beim Privatmenschen stehen zu bleiben, von dem es sich hier handelt, sich nur mit dem Kollektivmenschen beschäftigen will, die Gesellschaft, sage ich, arbeitet nur mit der Aussicht auf Reichthum; Wohl-

ſein, Glück iſt ihr einziger Gegenſtand. Wie wäre nun, was von der Geſellſchaft wahr iſt, nicht vom Individuum wahr, weil doch am Ende die Geſellſchaft der Menſch iſt, weil die ganze Menſchheit in jedem Menſchen lebt? Wie kann man dem unmittelbaren Zwecke des Wetteifers, der in der Induſtrie das perſönliche Wohl iſt, jenes entfernte und faſt metaphyſiſche Motiv unterſchieben, welches man das allgemeine Wohl nennt, beſonders wenn dieſes nichts ohne jenes iſt, wenn es nur aus ihm hervorgehen kann?

Die Kommuniſten im Allgemeinen machen ſich eine ſonderbare Illuſion: begierig auf die Macht, wollen ſie aus der Zentralmacht und in unſerm Falle aus dem Kollektivreichthum durch eine Art von Wiedererſtattung das Wohlſein des Arbeiters hervorgehen laſſen, der dieſen Reichthum geſchaffen hat, als wenn das Individuum ſpäter exiſtirte, als die Geſellſchaft, und nicht die Geſellſchaft vielmehr ſpäter. Uebrigens iſt dies nicht der einzige Fall, wo wir die Sozialiſten wider ihr Wiſſen von den Tradizionen beherrſcht ſehen, die der von ihnen bekämpften Welt angehören.

Aber was braucht man dabei zu verweilen? So wie der Kommuniſt die Namen der Dinge ändert, **vera rerum vocabula**, geſteht er zugleich ſeine Ohnmacht ein, und ſtellt ſich außer den Streit. Deßhalb ſage ich ihm ſtatt aller Antwort: Wenn du die Konkurrenz leugneſt, ſo gibſt du die Theſe auf; künftig zählſt du nicht mehr in der Diskuſſion. Ein andermal wollen wir unterſuchen, bis zu welchem Punkte ſich der Menſch im Intereſſe Aller opfern muß; für den Augenblick handelt es ſich um die Löſung des Problems der Konkurrenz, d. h. um die Vereinbarung der höchſten Befriedigung des Egoismus mit den ſozialen Nothwendigkeiten; erlaſſ' uns deine Moralitäten.

Die Konkurrenz iſt nothwendig zur Konſtituirung des Werthes, d. h. für's Prinzip ſelbſt der Vertheilung, und folglich, um zur Gleichheit zu gelangen. So lange ein Produkt nur von einem einzigen Fabrikanten geliefert wird, bleibt der wirkliche Werth dieſes Produktes ein Geheimniß, ob ihn nun der Produzent verheimliche, oder ob er aus Sorgloſigkeit und Unfähigkeit den

Herſtellungspreis nicht bis auf ſeine äußerſte Gränze herabſetze. Alſo das Privileg der Produkzion iſt ein wirklicher Verluſt für die Geſellſchaft, und die Oeffentlichkeit der Induſtrie, wie die Konkurrenz der Arbeiter ein Bedürfniß. Alle erdachten und erdenkbaren Utopieen können ſich dieſem Geſetze nicht entziehen.

Ich will gewiß nicht leugnen, daß die Arbeit und der Lohn garantirt werden können und ſollen; ich hoffe ſogar, daß die Epoche dieſer Garantie nicht fern iſt: aber ich behaupte, daß die Garantie des Salairs unmöglich iſt ohne die genaue Kenntniß des Werthes, und daß dieſer Werth nur durch die Konkurrenz, durchaus nicht durch kommuniſtiſche Inſtituzionen, oder durch Volksbeſchluß gefunden werden kann. Denn es gibt hier etwas Mächtigeres, als den Willen des Geſetzgebers und der Bürger: das iſt die abſolute Unmöglichkeit für den Menſchen, ſeine Pflicht zu erfüllen, ſobald er gegen ſich ſelbſt durchaus keine Verantwortlichkeit hat: die Verantwortlichkeit gegen ſich ſelbſt, im Punkte der Arbeit, faßt nothwendig, den Andern gegenüber, den Begriff der Konkurrenz in ſich. Man befehle, daß vom 1. Januar 1847 an die Arbeit und der Lohn Jedem garantirt ſind: ſogleich wird ein immenſes Nachlaſſen der heißen Spannung der Induſtrie folgen; der reelle Werth wird raſch unter den Nominalwerth ſinken; der Metallmünze wird es trotz Bildniß und Stempel gehen, wie den Aſſignaten; der Kaufmann wird mehr verlangen, um weniger zu liefern, und wir ſind noch einen Kreis tiefer in der Hölle des Elendes, von welcher die Konkurrenz erſt die dritte Abtheilung bildet.

Wenn ich mit einigen Sozialiſten annehmen wollte, der Reiz der Arbeit könne eines Tages den Wetteifer in Athem erhalten, ohne den geheimen Gedanken von Nutzen, was könnte uns dieſe Utopie in der Phaſe nützen, die wir eben ſtudiren. Wir ſind erſt in der dritten Epoche ökonomiſcher Entwicklung, beim dritten Menſchenalter der Konſtituzion der Arbeit, d. h. in einer Periode, wo es unmöglich iſt, daß die Arbeit anziehend werde. Denn der Reiz der Arbeit kann nur die Wirkung einer hohen phyſiſchen, moraliſchen und geiſtigen Entwickelung des Arbeiters ſein. Dieſe Entwicklung ſelbſt, dieſe Erziehung der

Menſchheit durch die Induſtrie iſt grade das Ziel, das wir durch die Widerſprüche der ſozialen Oekonomie hindurch verfolgen. Wie könnte nun der Reiz der Arbeit uns als Prinzip und Hebel dienen, während er noch Zweck und Ziel für uns iſt?

Wenn es aber auch unzweifelhaft iſt, daß die Arbeit als höchſte Manifeſtazion des Lebens, der Intelligenz und der Freiheit ihren Reiz in ſich ſelbſt trage, ſo leugne ich doch, daß dieſer Reiz jemals gänzlich vom Motiv des Nutzens getrennt werden, daß er folglich ohne allen Egoismus ſein kann; ich leugne, ſage ich, die Arbeit um der Arbeit willen, ſo wie ich den Stil um des Stils, die Liebe um der Liebe, die Kunſt um der Kunſt willen leugne. Der Stil um des Stils willen hat in unſern Tagen. die Geſchwindliteratur und die ideenloſe Improviſazion hervorgebracht; die Liebe um der Liebe willen führt zur Päderaſtie, Onanie und Hurerei; die Kunſt um der Kunſt willen führt zu chineſiſchem Geſchmack, zur Karrikatur, zum Kultus des Häßlichen. Wenn der Menſch in der Arbeit nur noch das Vergnügen der Beſchäftigung ſucht, ſo hört er bald auf zu arbeiten, er ſpielt. Die Geſchichte iſt voller Thatſachen, die eine ſolche Entartung beweiſen. Die griechiſchen Spiele, iſthmiſche, olympiſche, pythiſche, nemäiſche, Beſchäftigungen einer Geſellſchaft, die Alles durch Sklaven hervorbrachte; das Leben der Spartiaten und der alten Kreter, ihrer Vorbilder; die Gymnaſien, Paläſtren, Hipodrome, der unruhige Markt bei den Athenern; die Beſchäftigungen, die Plato den Kriegern in ſeiner Republik anweiſt, und welche nur den Geſchmack ſeines Jahrhunderts verrathen; endlich unſere ganze Feudalgeſellſchaft, Lanzenbrechen und Turniere: alle dieſe Erfindungen ſo wie viele andere, die ich mit Stillſchweigen übergehe, vom Schachſpiel an, welches bei der Belagerung von Troja von Palamedes erfunden worden ſein ſoll, bis zu den von Gringonneur für Karl VI. illuſtrirten Karten, ſind Beiſpiele davon, was die Arbeit wird, ſo wie man das ernſte Motiv des Nutzens von ihr entfernt. Die Arbeit, die wahre Arbeit, die, welche den Reichthum hervorbringt und die Wiſſenſchaft gibt, bedarf zu ſehr der Regel der Beharrlichkeit, des Opfers, um ſich lange mit der Leidenſchaft, die von Natur flüchtig, unbeſtändig und unor-

deutlich ist, befreunden zu können; sie ist etwas zu Erhabenes, zu Ideales, zu Philosophisches, um ausschließlich Vergnügen und Genuß, das heißt, eine mystische Empfindung zu werden. Die Fähigkeit zu arbeiten, die den Menschen von den Thieren unterscheidet, hat ihre Quelle in den tiefsten Tiefen der Vernunft, wie könnte sie in uns eine einfache Manifestazion des Lebens, ein wollüstiger Akt unserer Empfindungsfähigkeit werden?

Wenn man sich jetzt in die Hypothese einer Umwandlung unserer Natur zurückzieht, für die nichts in der Geschichte spricht, und von der bis heran nichts eine Idee gegeben hat, so ist das nur ein Traum, der selbst denen unverständlich bleibt, die ihn vertheidigen, eine Begriffsverwirrung über den Fortschritt, eine Leugnung der gewissesten Gesetze der ökonomischen Wissenschaft; und statt aller Antwort entferne ich sie aus der Diskussion.

Bleiben wir bei den Thatsachen, weil die Thatsachen allein einen Sinn haben und uns dienen können. Die französische Revoluzion ist eben so sehr um der industriellen Freiheit als um der politischen willen gemacht worden, und obgleich Frankreich im Jahre 1789 nicht alle Konsequenzen des Prinzips bemerkte, dessen Verwirklichung es verlangte, sagen wir es laut, so hat es sich doch weder in seinen Wünschen, noch in seiner Erwartung getäuscht. Wer versuchen würde, es zu leugnen, verlöre in meinen Augen das Recht zur Kritik: ich werde niemals mit einem Gegner streiten, der den freiwilligen Irrthum von fünfundzwanzig Millionen Menschen zum Prinzip erhebt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wollte Frankreich, seiner Privilegien müde, um jeden Preis die drückende Wucht seiner Korporazionen abschütteln, und dem Arbeiter Würde verleihen, indem es ihm die Freiheit gab. Ueberall mußte man die Arbeit emanzipiren, das Genie anspornen, den Industriellen verantwortlich machen, indem man ihm tausend Mitbewerber gegenüberstellte, und die Folgen seiner Trägheit, Unwissenheit und Unredlichkeit ihn allein tragen ließ. Schon vor 1789 war Frankreich reif zum Uebergange, Turgot hatte die Ehre, die erste Ueberfahrt zu veranstalten.

Warum also, wenn die Konkurrenz nicht ein Prinzip sozialer

Oekonomie, ein Beschluß des Geschicks, eine Nothwendigkeit des menschlichen Wesens wäre, warum, dachte man, anstatt Innungen, Meisterschaften und Zünfte abzuschaffen, nicht vielmehr daran, das Alles wieder herzustellen? Warum, anstatt einer Revoluzion, sich nicht mit einer Reform begnügen? Warum diese Negazion, wenn eine Modifikazion hinreichte? Um so mehr, als diese Mittelstraße durchaus im Sinn der konservativen Ideen war, welche die Bourgeoisie theilte. Mögen mir der Kommunismus, die quasi-sozialistische Demokratie, die bei der Konkurrenz, ohne es zu wissen, das Juste-Milieu, die kontrerevoluzionäre Idee repräsentiren, diese Einhelligkeit der Nazion erklären, wenn sie können.

Und dann, die Ereignisse bestätigten die Theorie. Vom Ministerium Turgot an begann ein Zuwachs von Thätigkeit und Wohlstand sich in der Nazion kund zu thun. Der Versuch schien so entscheidend, daß er die Zustimmung aller Gesetzgebungen erhielt: die Freiheit der Industrie und des Handels steht in unsern Konstituzionen in demselben Range, wie die politische Freiheit. Kurz, dieser Freiheit verdankt Frankreich seit 60 Jahren die Fortschritte seines Reichthums .....

Nach dieser Hauptthatsache, die so siegreich die Nothwendigkeit der Konkurrenz beweist, bitte ich um die Erlaubniß, drei bis vier andere anzuführen, die, weniger allgemein, den Einfluß des von mir vertheidigten Prinzips besser hervorheben werden.

Warum ist der Ackerbau bei uns so fürchterlich zurück? Woher kommt es, daß der Schlendrian und die Barbarei noch in einer großen Menge von Lokalitäten über diesem wichtigen nazionalen Arbeitszweige schweben? Unter den zahlreichen Ursachen, die ich anführen könnte, sehe ich in erster Linie den Mangel an Konkurrenz. Die Bauern reißen sich die Fetzen Landes aus der Hand: sie machen sich Konkurrenz beim Notar; auf dem Felde nicht. Sprecht ihnen von Wetteifer, von öffentlichem Wohl: wie sie verdutzt sind! — Der König soll, sagen sie (der König ist bei ihnen gleichbedeutend mit Staat, mit öffentlichem Wohl, Gesellschaft), der König soll sich um seine Sachen bekümmern, wir

werden die unſrigen thun! Das iſt ihre Philoſophie und ihr Patriotismus. Ja, wenn der König ihnen Konkurrenten ſchaffen könnte! Leider iſt das unmöglich. Während in der Induſtrie die Konkurrenz von Freiheit und Eigenthum herrührt, ſind im Ackerbau Freiheit und Eigenthum ein direktes Hinderniß der Konkurrenz. Der Bauer, der nicht nach ſeiner Arbeit und ſeiner Intelligenz, ſondern nach der Qualität des Bodens und Gottes Laune bezahlt wird, denkt beim Landbau nur daran, ſo wenig als möglich Löhne zu zahlen und ſo wenig als möglich Vorſchüſſe zu leiſten. Da er ſeine Waare immer anbringen kann, ſo trachtet er viel mehr nach Herabſetzung ſeiner Koſten, als nach Verbeſſerung des Bodens und der Qualität der Produkte. Er ſäet, die Vorſehung thut das Weitere. Die einzige Art von Konkurrenz, welche die ackerbauende Klaſſe kennt, iſt die der Pachtverträge; und man kann nicht läugnen, daß in Frankreich, z. B. in der Beauce, nützliche Reſultate daraus hervorgegangen ſind. Da aber das Prinzip dieſer Konkurrenz, ſo zu ſagen, nur in zweiter Hand, nicht direkt aus der Freiheit und dem Eigenthum der Landleute entſpringt, ſo verſchwindet dieſe Konkurrenz mit ihrer Urſache, ſo daß vielleicht der Verfall der Ackerbauinduſtrie in mancher Lokalität, oder wenigſtens ein Stillſtand in ihrer Entwickelung, ſchon dadurch allein hervorgebracht werden würde, wenn man die Pächter zu Eigenthümern machte.....

Ein anderer Zweig der Kollektivarbeit, der in den letzten Jahren zu lebhaften Debatten Veranlaſſung gab, ſind die öffentlichen Bauten. „Um den Bau eines Weges zu leiten", ſagt ſehr gut Hr. Dunoyer, „taugte vielleicht ein Pionnier oder ein Poſtillon beſſer, als ein Ingenieur, der ſo eben friſch gebacken aus der Schule der Ponts = et = Chauſſées kommt!" Jedermann hat Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit dieſer Bemerkung einzuſehen.

Ueber einen unſerer ſchönſten Flüſſe, der berühmt durch ſeine Schifffahrt iſt, war eine Brücke zu ſchlagen. Gleich beim Beginn der Arbeiten bemerkten die Schiffer, daß die Bogen viel zu niedrig waren, um die Fahrzeuge während des hohen Waſſers durchzulaſſen; ſie ſtellten es dem Ingenieur vor, der mit der

Leitung der Arbeiten beschäftigt war. Die Brücken, antwortete dieser mit hoher Würde, sind für die gemacht, welche darüber gehen, und nicht für die, welche darunter hergehen. Das ist im Lande sprüchwörtlich geworden. Da es aber unmöglich ist, daß die Dummheit bis zuletzt recht behält, so hat die Regierung die Nothwendigkeit gefühlt, das Werk ihres Beamten zu revidiren, und in diesem Augenblick erhöht man die Bogen der Brücke. Glaubt man, daß wenn die bei der Fahrstraße betheiligten Kaufleute mit dem Unternehmen auf ihre Gefahr und ihr Risiko beauftragt gewesen wären, sie zweimal an's Werk gegangen wären? Man könnte ein Buch über ähnliche Geniestreiche der gelehrten Jugend der Ponts-et-Chaussées schreiben, die, kaum aus der Schule gekommen, unabsetzbar und von der Konkurrenz nicht mehr gestachelt wird.

Man führt als Beweis der industriellen Fähigkeit des Staates, und folglich der Möglichkeit, die Konkurrenz überall abzuschaffen, die Verwaltung des Tabaks an. — Da, sagt man, ist keine Verfälschung, kein Prozeß, kein Bankerott, kein Elend. Die Arbeiter sind hinreichend bezahlt, werden unterrichtet, genießen die Predigt, den Unterricht in der Moral, sind einer Pension gewiß, die aus ihren Ersparnissen gebildet wird, und befinden sich in einer unvergleichlich bessern Lage, als die ungeheure Mehrheit der Arbeiter in der freien Industrie.

Das kann Alles wahr sein; ich weiß es nicht. Ich weiß gar nicht, wie es in der Verwaltung des Tabaks zugeht; ich habe mich weder bei Direktoren, noch bei Arbeitern erkundigt, und ich brauche es nicht. Wie viel kostet der Tabak, den die Verwaltung verkauft? Was ist er werth? Auf die erste Frage kann man antworten: Geht in den ersten besten Laden. Aber man kann mir nichts auf die zweite erwiedern, weil der Vergleichungspunkt fehlt, weil es verboten ist, durch Versuche die Herstellungspreise der Regie zu kontrolliren, und mithin unmöglich, sie als richtig anzunehmen. Folglich kostet der Tabaksbau, der ein Monopol geworden ist, die Gesellschaft nothwendig mehr, als er ihr einträgt; er ist eine Industrie, die, anstatt aus ihrem eigenen Ertrage zu leben, von Unterstützung lebt; die also, weit

entfernt, uns ein Muſter zu bieten, einer der erſten Mißbräuche iſt, welche die Reform zu beſeitigen hat.

Und wenn ich von der in die Erzeugung des Tabaks einzuführenden Reform ſpreche, ſo ziehe ich nicht nur die ungeheure Steuer in Betracht, die den Werth dieſes Produktes verdreifacht und vervierfacht, noch die hierarchiſche Organiſazion der Beamten, die aus den Einen vermöge ihrer Gehalte eben ſo koſtſpielige, als unnütze Ariſtokraten, und aus den Andern hoffnungsloſe Lohnarbeiter macht, die für immer in einer untergeordneten Stellung bleiben. Ich ſpreche auch nicht von dem Privileg der Laden, von all' den Schmarotzern, die ſie ernähren: ich habe beſonders die eigentliche Produkzion, die Beſchäftigung der Arbeiter im Auge. Grade dadurch, daß der Arbeiter der Verwaltung keine Konkurrenz hat, daß er weder bei Gewinnſt, noch bei Verluſt intereſſirt iſt, iſt ſeine Produktivität nothwendig geringer und ſeine Leiſtung zu theuer. Man hat gut ſagen, die Regierung behandele ihre Arbeiter anſtändig, ſie bekümmere ſich um ihr Wohlergehen: wo ſteckt das Wunder? Sieht man nicht, daß die Freiheit die Laſter des Privilegs trägt, und daß, wenn, was unmöglich iſt, alle Induſtrieen wie die des Tabaks eingerichtet wären, die Quelle der Unterſtützungen bald verſiegen, die Nazion ihre Einnahmen und Ausgaben nicht mehr in's Gleichgewicht bringen, und der Staat Bankerott machen würde?

Ausländiſche Produkte. — Ich zitire das Zeugniß eines Gelehrten, der der politiſchen Oekonomie fremd iſt, des Hrn. Liebig. — „Vor Alters führte Frankreich jährlich von Spanien für 20 bis 30 Millionen Franken Soda ein, denn die ſpaniſche Soda war die beſte. Während der ganzen Dauer des Kriegs mit England ſtieg der Preis der Soda, und folglich der der Seife und des Glaſes, beſtändig in die Höhe. Die franzöſiſchen Fabriken mußten alſo bedeutend unter einem ſolchen Zuſtande leiden. Da entdeckte Leblanc das Mittel, Soda aus gemeinem Salze zu gewinnen. Dies Verfahren wurde für Frankreich eine Quelle von Reichthümern; die Fabrikazion der Soda dehnte ſich außerordentlich aus; aber weder Leblanc, noch Napoleon zogen den Nutzen von der Erfindung. Die Reſtaurazion, die den Zorn des

Volks gegen den Urheber der Kontinentalsperre benutzte, weigerte sich, die Schuld des Kaisers abzutragen, auf dessen Versprechungen hin die Entdeckungen Leblanc's gemacht worden waren . . . ."

„Als vor einigen Jahren der König von Neapel den Plan gefaßt hatte, den sizilischen Schwefelhandel zu monopolisiren, erklärte England, das eine ungeheure Masse dieses Schwefels konsumirt, dem König von Neapel den Krieg, wenn das Monopol aufrecht erhalten würde. Während die beiden Regierungen diplomatische Noten wechselten, wurden in England fünfzehn Erfindungspatente auf die Gewinnung von Schwefelsäure aus Gyps, Feuersteinen und andern mineralischen Substanzen genommen, an denen England Ueberfluß hat. Als aber die Angelegenheit mit dem König von Neapel beigelegt war, gab man jenen Entdeckungen keine Folge: nur so viel blieb nach den angestellten Versuchen gewiß, daß die Gewinnung der Schwefelsäure auf dem neuen Wege mit Erfolg gekrönt worden wäre, was vielleicht den Handel, den Sizilien mit seinem Schwefel treibt, vernichtet hätte."

Man nehme den Krieg mit England, man nehme die Monopolphantasie des Königs von Neapel fort, noch lange würde man in Frankreich nicht daran gedacht haben, Soda aus Meersalz zu gewinnen, in England Schwefelsäure aus Gypsbergen und den Feuersteinen darin. Das grade ist die Einwirkung der Konkurrenz auf die Industrie. Der Mensch verläßt seine Faulheit nur, wenn ihn das Bedürfniß treibt; und das sicherste Mittel, das Genie in ihm zu vernichten, ist, ihn von jeder Sorge zu befreien, ihm den Reiz des Gewinnstes und der sozialen Auszeichnung, die ihn begleitet, zu nehmen, indem man um ihn her den Frieden überall, den Frieden immer erschafft, und dem Staate die Verantwortlichkeit für seine Trägheit aufbürdet.

Ja, man muß es dem modernen Quietismus zum Trotz sagen: das Leben des Menschen ist ein fortwährender Krieg, ein Krieg mit dem Bedürfnisse, ein Krieg mit der Natur, ein Krieg mit seines Gleichen, folglich ein Krieg mit sich selbst. Die Theorie einer friedlichen Gleichheit, auf Bruderschaft und Hingebung ge-

gründet, ist nur ein Nachdruck der katholischen Lehre von der Verzichtung auf die Güter und Vergnügungen dieser Welt, das Prinzip der Lumperei, das Loblied des Elends. Der Mensch kann seinen Nächsten so lieben, daß er für ihn stirbt; er liebt ihn nie genug, um für ihn zu arbeiten.

Der Theorie der Hingebung, die wir faktisch und rechtlich widerlegten, fügen die Gegner der Konkurrenz eine andere hinzu, die grade das Gegentheil der erstern ist: denn es ist ein Gesetz des Geistes, wenn er die Wahrheit verkennt, die ihn im Gleichgewicht erhält, so schwankt er zwischen zwei Widersprüchen. Diese neue Theorie des konkurrenzfeindlichen Sozialismus ist die der Ermuthigungen.

Was gibt es Sozialeres, scheinbar Progressiveres, als die Anfeuerung zur Arbeit und zur Industrie? Es gibt keinen Demokraten, der nicht eins der schönsten Attribute der Regierung daraus machte, keinen Utopisten, der sie nicht in erster Linie unter die Mittel zur Organisazion des Glücks zählte. Die Regierung aber ist ihrer Natur nach so unfähig, die Arbeit zu leiten, daß jede von ihr zuerkannte Belohnung ein wahrer Raub an der gemeinschaftlichen Kasse ist. Hr. Reybaud wird uns Gelegenheit zu dieser Beweisführung geben.

„Die Prämien auf Ausführung," bemerkt Hr. Reybaud irgendwo, „kommen den Zöllen auf Einfuhr des Rohstoffes gleich; der Vortheil ist durchaus Null, und dient nur zur Ermuthigung eines großen Schmuggelsystems."

Dies Resultat ist unvermeidlich. Man unterdrücke den Eingangszoll, so leidet die Nazionalindustrie, wie wir es vorhin bei Gelegenheit des Sesam sahen; man halte die Taxe aufrecht und gebe der Ausfuhr keine Prämie, so wird der Nazionalhandel auf den fremden Märkten besiegt werden. Will man, um dieser Ungelegenheit zu steuern, auf die Prämie zurückkommen: so gibt man nur mit der einen Hand zurück, was man mit der andern genommen hat, und ruft den Betrug, das letzte Resultat, **caput mortuum**, aller Ermuthigungen der Industrie hervor. Daraus folgt, daß jede Anfeuerung zur Arbeit, jede der Industrie zuerkannte Belohnung, außer dem natürlichen Preise des Produktes,

eine Gratifikazion, ein vom Konsumenten erhobenes Trinkgeld ist, das in seinem Namen einem Günstling der Regierung gegen Null, gegen Nichts dargeboten wird. Die Industrie ermuthigen, ist also im Grunde gleichbedeutend mit: die Faulheit ermuthigen; es ist eine Art von Taschendiebstahl.

Im Interesse unserer Kriegsmarine hatte die Regierung geglaubt, den Seetransport-Unternehmern eine Prämie für jeden auf ihren Schiffen beschäftigten Mann bewilligen zu müssen. Nun zitire ich den Hrn. Reybaud weiter: „Jedes Schiff, das nach Neuseeland abfährt, schifft 60—70 Mann ein. 12 davon sind Matrosen: die Uebrigen sind Bauern, die man von den Feldarbeiten weggenommen und als Taglöhner für die Zubereitung der Fische geworben; sie bleiben dem Dienste fremd und haben vom Seemann nur Füße und Magen. Dennoch figuriren diese Menschen auf den Seeregistern, und sind eine fortwährende Täuschung. Wenn es sich darum handelt, die Einrichtung der Prämien zu vertheidigen, so zählt man sie mit, sie machen Masse und tragen zum Siege bei."

Das ist eine schmachvolle Betrügerei! wird ohne Zweifel irgend ein naiver Reformator ausrufen. Möglich; analysiren wir die Thatsache, und suchen wir den allgemeinen Gedanken aus ihr herauszuschälen.

Dem-Prinzip nach ist die einzige Ermuthigung zur Arbeit, welche die Wissenschaft zugeben darf, der Gewinnst. Denn wenn die Arbeit in ihrem eigenen Produkt nicht ihre Belohnung finden kann, so muß man sie nicht ermuthigen, im Gegentheil schleunigst fallen lassen; und wenn diese selbe Arbeit einen Reinertrag bringt, so ist es abgeschmackt, diesem Reinertrage noch eine Gratifikazion beizufügen, und so den Werth der Leistung zu hoch anzusetzen. Dies Prinzip wende ich an, und sage: Wenn der Dienst der Handelsmarine nur 10,000 Matrosen verlangt, so darf man sie nicht ersuchen, 15,000 zu unterhalten; der kürzeste Weg für die Regierung ist, 5000 Konskribirte auf Staatsschiffe zu laden, und sie wie Fürsten herumziehen zu lassen. Jede Ermuthigung, die der Handelsmarine geboten wird, ist eine direkte Einladung zum Betruge; was sage ich? ein Lohnanerbieten für eine unmög-

liche Dienſtleiſtung. Vertragen ſich die Arbeit, die Zucht, alle Bedingungen des Seehandels mit dieſer Anhäufung eines unnützen Perſonals? Was ſoll der Rheder Angeſichts einer Regierung thun, die ihm einen Heimfall anbietet, wenn er Leute auf ſein Schiff ladet, deren er nicht bedarf? Wenn der Miniſter das Geld des Schatzes auf die Gaſſe wirft, bin ich ſchuldig, wenn ich es aufhebe? . . . .

Alſo fließt, was gewiß merkwürdig iſt, die Theorie der Ermuthigungen graden Weges aus der Theorie des Opfers her; und um den Menſchen nicht verantwortlich zu machen, ſind die Gegner der Konkurrenz durch den fatalen Widerſpruch in ihren Ideen gezwungen, aus dem Menſchen bald einen Gott, bald ein Thier zu machen. Und dann verwundern ſie ſich, daß die Geſellſchaft ſich auf ihren Aufruf nicht rührt! Arme Kinder! Die Menſchen werden nie weder beſſer, noch ſchlechter ſein, als ihr ſie ſeht, und als ſie immer waren. Sobald ihr Privatvortheil ſie reizt, verlaſſen ſie das allgemeine Beſte, worin ich ſie, wo nicht ehrenwerth, doch zu entſchuldigen finde. Es iſt eure Schuld, wenn ihr bald mehr von ihnen verlangt, als ſie euch zu leiſten haben, bald ihre Begierde mit Belohnungen kitzelt, die ſie nicht verdienen. Der Menſch hat nichts Koſtbareres, als ſich ſelbſt, folglich kein anderes Geſetz, als ſeine Verantwortlichkeit. Die Theorie der Aufopferung, wie die der Belohnungen iſt eine Theorie von Schurken, die Geſellſchaft und Moral umſtürzt; und grade dadurch, daß ihr bald vom Opfer, bald vom Privileg die Erhaltung der Ordnung erwartet, ſchafft ihr in der Geſellſchaft einen neuen Antagonismus. Anſtatt die Harmonie aus der freien Thätigkeit der Perſonen entſtehen zu laſſen, macht ihr das Individuum und den Staat einander fremd; indem ihr die Eintracht befehlt, blaſt ihr die Zwietracht an.

Kurz, außer der Konkurrenz bleibt nur die Alternative: die Ermuthigung, eine Myſtifikazion, oder das Opfer, eine Heuchelei.

Alſo iſt die Konkurrenz, in ihrem Prinzip analyſirt, eine Inſpirazion der Gerechtigkeit; und doch werden wir ſehen, daß die Konkurrenz in ihren Reſultaten ungerecht iſt.

§. 2. Verderbliche Wirkungen der Konkurrenz und Zerstörung der Freiheit durch ſie.

Man muß dem Himmelreich Gewalt anthun, ſagt das Evangelium, und die Gewaltigen allein reißen es an ſich. Dieſe Worte ſind eine Allegorie auf die Geſellſchaft. In der durch die Arbeit geregelten Geſellſchaft ſind Würde, Reichthum und Ehre der Wettbewerbung ausgeſetzt; ſie ſind die Belohnung der Starken, und man kann die Konkurrenz erklären als das Reich der Gewalt. Die alten Oekonomen hatten dieſen Widerſpruch nicht ſofort bemerkt: die modernen haben ihn nothgedrungen anerkennen müſſen.

„Um einen Staat vom unterſten Grade der Barbarei zur höchſten Stufe der Macht zu erheben, ſchrieb A. Smith, bedarf es nur dreier Dinge: Frieden, mäßige Auflagen und eine leidliche Verwaltung der Juſtiz. Alles Uebrige kommt von ſelbſt im natürlichen Laufe der Dinge.“

Worüber der letzte Ueberſetzer Smith's, Hr. Blanqui, folgende düſtere Gloſſe macht: „Wir haben den natürlichen Lauf der Dinge traurige Wirkungen hervorbringen, und die Anarchie in der Produkzion, den Krieg um die Märkte und die Seeräuberei in der Konkurrenz erzeugen ſehen. Die Theilung der Arbeit und die Vervollkommnung der Maſchinen, die für die große Arbeiterfamilie des Menſchengeſchlechts einige Muße zu Gunſten ihrer Würde hätte ſchaffen ſollen, haben auf mehreren Punkten nur Verthierung und Elend geſchaffen.... Als A. Smith ſchrieb, war die Freiheit mit ihren Verlegenheiten und Mißbräuchen noch nicht da; der Profeſſor von Glasgow ſah nur ihre Annehmlichkeiten voraus .... Smith würde wie Hr. von Sismondi geſchrieben haben, wenn er Zeuge des traurigen Zuſtandes von Irland und der Fabrikdiſtrikte von England in der gegenwärtigen Zeit geweſen wäre ....“

Auf, ihr literariſchen Staatsmänner, ihr Tagespubliziſten, Gläubige und Halbgläubige, ihr Alle, die ihr euch die Miſſion zuertheilt habt, die Menſchen zu belehren, hört ihr dieſe Worte, die man aus dem Jeremias überſetzt glauben ſollte? Werdet ihr uns endlich ſagen, wohin ihr die Ziviliſazion führen wollt?

Welchen Rath bietet ihr der Gesellschaft, dem beängstigten Vaterlande?

Aber zu wem spreche ich? Minister, Journalisten, Küster und Pedanten! Bekümmern sich solche Leute um Probleme sozialer Oekonomie? Haben sie von Konkurrenz sprechen hören?

Ein Lyoner, eine im Handelskriege abgehärtete Seele, reiste in Toskana. Er bemerkt, daß in diesem Lande jährlich 5—600,000 Strohhüte fabrizirt werden, die zusammen einen Werth von 4—5 Millionen ausmachen. Diese Industrie ist fast der einzige Broderwerb des niederen Volkes. „Warum," sagt er sich, „sind ein so leichter Anbau und eine so einfache Industrie nicht in die Provence und in's Languedoc verpflanzt worden, deren Klima dasselbe wie in Toskana ist?" — Aber, bemerkt ein Oekonom dazu, wenn man den Bauern in Toskana ihre Industrie nimmt, wie sollen sie dann leben?

Die Fabrikazion der schwarzseidenen Tücher war für Florenz eine Spezialität geworden, deren Geheimniß es sorgfältig bewahrte. „Ein geschickter Fabrikant von Lyon," bemerkt mit Befriedigung der Touriſt, „ließ sich in Florenz nieder, und entdeckte endlich die eigenthümlichen Vorrichtungen der Färberei und Weberei. Wahrscheinlich wird diese Entdeckung die florentinische Ausfuhr vermindern." (Reise in Italien von Hrn. **Fulchiron.**)

Ehemals war die Zucht des Seidenwurms den toskanischen Bauern überlassen, die theilweise davon lebten. „Die Ackerbaugesellschaften sind gekommen; sie haben gezeigt, wie der Seidenwurm im Schlafzimmer des Bauern weder hinreichend frische Luft, noch gleichmäßige Temperatur, noch eine so sorgfältige Pflege fände, als wenn die Arbeiter, welche sie ziehen, daraus ihr einziges Geschäft machten. Danach haben reiche, einsichtige, edelmüthige Bürger unter dem Beifall des Publikums Seidenhäuser (**bigattières**, von **bigatti**, der Seidenwurm) gebaut." — (Hr. **von Sismondi.**)

Und nun, fragt ihr, werden die Seidenwurmzüchter, diese Fabrikanten schwarzer Tücher und Hüte, ihre Arbeit verlieren? — Natürlich; man wird ihnen sogar beweisen, daß sie ein In-

tereſſe dabei haben, weil ſie nachher dieſelben Produkte wohlfeiler kaufen, als ſie ſie fabriziren. Das iſt die Konkurrenz.

Die Konkurrenz mit ihrem Mordinſtinkt nimmt einer ganzen Klaſſe von Arbeitern das Brod weg, und ſieht darin nur eine Verbeſſerung, eine Oekonomie; — ſie ſtiehlt feiger Weiſe ein Geheimniß, und gratulirt ſich dazu, wie zu einer Entdeckung; ſie verſchiebt die natürlichen Zonen der Produkzion zum Schaden eines ganzen Volkes, und behauptet, nichts Anderes gethan zu haben, als die Vortheile ihres Klima's benutzen. Die Konkurrenz untergräbt alle Begriffe von Billigkeit und Gerechtigkeit; ſie vermehrt die wirklichen Koſten der Produkzion, indem ſie ohne Noth die angelegten Kapitale vermehrt, provozirt um die Reihe die Theuerkeit der Produkte und ihre Entwerthung, verdirbt das öffentliche Gewiſſen, indem ſie das Spiel an die Stelle des Rechtes ſetzt, und erhält überall Mißtrauen und Schrecken.

Aber! ohne dieſen abſcheulichen Charakter würde die Konkurrenz ihre glücklichſten Wirkungen einbüßen; ohne die Willkür im Tauſch und die Angſt auf dem Markte würde die Arbeit nicht beſtändig Fabrik wider Fabrik erheben, und die Produkzion ohne ihre beſtändige Anſpannung keines ihrer Wunder entfalten. Nachdem die Konkurrenz das Uebel aus der Nützlichkeit ihres Prinzips ſelbſt hervorgehen ließ, weiß ſie von Neuem das Gute aus dem Uebel zu entwickeln; die Zerſtörung erzeugt die Nützlichkeit, das Gleichgewicht entſteht aus der Bewegung, und man kann von der Konkurrenz ſagen, was Simſon von dem Löwen, den er erſchlagen hatte: **De comedente cibus exiit, et de forti dulcedo.** Gibt es in allen Sphären des menſchlichen Wiſſens etwas Erſtaunlicheres, als die politiſche Oekonomie?

Hüten wir uns jedoch vor einer ironiſchen Wendung, die nur eine ungerechte Beleidigung von uns wäre. Es iſt der ökonomiſchen Wiſſenſchaft eigen, ihre Gewißheit in ihren Widerſprüchen zu finden, und alles Unrecht der Oekonomen beſteht darin, dies nicht begriffen zu haben. Nichts Armſeligeres, als ihre Kritik, nichts Traurigeres, als ihre Gedankenverwirrung, ſobald ſie an dieſe Frage der Konkurrenz kommen: man meint, Zeugen vor ſich zu ſehen, die von der Folter gezwungen würden,

zu beichten, was ihr Gewiſſen verſchweigen möchte. Der Leſer wird mir Dank wiſſen, wenn ich ihm die Beweisgründe des laisser passer vor Augen führe, und ihn, ſo zu ſagen, einer Zuſammenkunft von Oekonomen beiwohnen laſſe.

Hr. Dunoyer eröffnet die Diskuſſion.

Hr. Dunoyer iſt von allen Oekonomen derjenige, welcher die poſitive Seite der Konkurrenz mit der größten Energie geltend gemacht, und folglich, wie man erwarten konnte, auch derjenige, der die negative Seite am ſchlechteſten begriffen hat. Hr. Dunoyer, mit dem ſich in dem, was er Prinzipien nennt, gar nicht auskommen läßt, iſt weit entfernt, zu glauben, daß in der Oekonomie Ja und Nein zugleich und im ſelben Grade wahr ſein könnte; ſagen wir es ſogar zu ſeinem Lobe, eine ſolche Auffaſſung widerſtrebt ihm um ſo mehr, je freimüthiger und loyaler er in ſeinen Doktrinen iſt. Was gäbe ich nicht darum, könnte ich dieſer reinen, aber ſo hartnäckigen Seele die Wahrheit einflößen, die für mich ſo gewiß iſt, wie das Daſein der Sonne, daß alle Kategorieen der politiſchen Oekonomie Widerſprüche ſind!

Anſtatt ſich vergebens daran abzumühen, Praxis und Theorie zu vereinigen, anſtatt ſich mit der lächerlichen Ausflucht zu begnügen, daß Alles hienieden ſeine Vorzüge und Nachtheile hat, würde Hr. Dunoyer die ſynthetiſche Idee ſuchen, in welcher alle Antinomieen ſich auflöſen, und aus einem paradoxen Konſervativen, der er heute iſt, würde er mit uns ein unerbittlicher und konſequenter Revoluzionär werden.

„Wenn die Konkurrenz ein falſches Prinzip iſt," ſagt Hr. Dunoyer, „ſo folgt daraus, daß ſeit zweitauſend Jahren die Menſchheit auf einer falſchen Fährte iſt."

Nein, das folgt nicht, wie Sie ſagen; und Ihre vorurtheilsvolle Bemerkung widerlegt ſich durch die Theorie des Fortſchritts ſelbſt. Die Menſchheit ſetzt ihre Prinzipien um die Reihe, und oft in langen Zwiſchenräumen: niemals gibt ſie ſie ihrem Inhalt nach auf, obgleich ſie ſie nacheinander in ihrer Formel oder in ihrem Ausdruck zerſtört. Dieſe Zerſtörung heißt Negazion, weil die allgemeine Vernunft immer vorwärts geht, und unabläſſig die ſelbſtgenügſame Abgeſchloſſenheit ihren früheren Ideen leugnet.

So ist die Konkurrenz eine der Epochen der Feststellung des Werthes, eines der Elemente der sozialen Synthese, und man kann zugleich von ihr sagen, daß sie unzerstörbar in ihrem Prinzip ist, und dennoch in ihrer gegenwärtigen Form abgeschafft und verneint werden muß. Wenn also hier Jemand in Opposizion mit der Geschichte ist, so sind Sie es.

„Ich habe über die Anklagen, deren Gegenstand die Konkurrenz geworden ist, mehrere Bemerkungen zu machen. Die erste ist, daß diese Ordnung, sei sie gut oder böse, verderblich oder fruchtbar, noch nicht wirklich vorhanden ist; daß sie überall nur ausnahmsweise und in unvollständigster Art eingeführt ist."

Diese erste Bemerkung hat keinen Sinn. Die Konkurrenz tödtet die Konkurrenz, haben wir anfangs gesagt; dieser Satz kann als Erklärung gelten. Wie wäre denn die Konkurrenz jemals vollständig? — Wenn man übrigens zugäbe, daß die Konkurrenz noch nicht in ihrer Vollendung besteht, so würde das einfach beweisen, daß die Konkurrenz nicht mit aller Macht der Zerstörung auftritt, die in ihr ist; aber das würde nichts an ihrer widerspruchsvollen Natur ändern. Was haben wir nöthig, noch dreißig Jahrhunderte zu warten, um zu erfahren, daß, je mehr sich die Konkurrenz entwickelt, desto mehr sie darauf aus ist, die Zahl der Konkurrenten zu vermindern?

„Die zweite ist, daß das von ihr entworfene Gemälde untreu ist, und daß man der Ausdehnung des allgemeinen Wohlstandes mit Inbegriff der arbeitenden Klassen nicht genug Rechnung trägt."

Wenn einige Sozialisten die nützliche Seite der Konkurrenz verkennen, so thun Sie Ihrerseits keine Erwähnung ihrer verderblichen Wirkung. Wenn das Zeugniß Ihrer Gegner das Ihrige vervollständigt, so tritt die Konkurrenz in ihr wahres Licht, und aus einer doppelten Lüge geht für uns die Wahrheit hervor. — Was die erste Natur des Uebels anlangt, so werden wir sofort sehen, woran wir uns zu halten haben.

„Die dritte ist, daß das von den arbeitenden Klassen empfundene Uebel nicht auf seine wahrhaften Ursachen bezogen wird."

Wenn es noch andere Ursachen des Elends außer der Kon-

kurrenz gibt, hindert das, daß ſie ihr Theil dazu beiträgt? Würde alle Jahre nur ein Induſtrieller durch die Konkurrenz ruinirt, ſo würde, wenn es anerkannt wäre, daß dieſer Ruin die nothwendige Folge des Prinzips iſt, die Konkurrenz als Prinzip verworfen werden müſſen.

„Die vierte iſt, daß die vorzüglichſten Gegenmittel nichts weniger, als dienlich wären“....

Das iſt möglich; aber ich ſchließe daraus, daß die Unzulänglichkeit der vorgeſchlagenen Mittel Ihnen eine neue Pflicht auflegt, nämlich grade die, die dienlichſten Mittel zu ſuchen, um dem Uebel der Konkurrenz zuvorzukommen.

„Die fünfte endlich iſt, daß die wahren Mittel, inſofern es möglich iſt, durch die Geſetzgebung Mittel wider das Uebel zu finden, grade in der Ordnung zu ſuchen wären, der man ihre Hervorbringung zeiht, in einer immer mehr reellen Ordnung der Freiheit und Konkurrenz.“

Wohlan! Es ſei ſo. Das Mittel wider die Konkurrenz iſt nach Ihrer Meinung, die Konkurrenz allgemein zu machen. Damit aber die Konkurrenz allgemein ſei, muß man Allen die Mittel zum Konkurriren verſchaffen; man muß die Herrſchaft des Kapitals über die Arbeit zerſtören oder modifiziren, die Verhältniſſe zwiſchen Herr und Arbeiter ändern, mit einem Wort, die Antinomie der Theilung und die der Maſchinen löſen; man muß **die Arbeit organiſiren:** können Sie dieſe Löſung geben?

Hr. Dunoyer entwickelt hierauf mit einem Muthe, der einer beſſeren Sache würdig wäre, ſeine Utopie der allgemeinen Konkurrenz: ein Labyrinth, wo der Verfaſſer bei jedem Schritt ſtrauchelt und ſich widerſpricht.

„Die Konkurrenz, ſagt Hr. Dunoyer, trifft eine Menge Hinderniſſe an.“

Sie trifft deren in der That ſo viele und ſo mächtige an, daß ſie ſelbſt zuletzt darob unmöglich wird. Denn es ſiege einmal Einer über Hinderniſſe, die der Verfaſſung der Geſellſchaft innewohnen, und folglich von der Konkurrenz ſelbſt unzertrennlich ſind?

„Es gibt außer den öffentlichen Aemtern eine gewiſſe Zahl von Profeſſionen, deren Ausübung ſich die Regierung mehr oder

weniger ausschließlich vorbehalten zu müssen geglaubt hat, eine noch zahlreichere Masse, deren Monopol die Gesetzgebung einer beschränkten Zahl von Personen zuertheilt hat. Die der Konkurrenz überlassenen sind Förmlichkeiten und Einschränkungen, Beinträchtigungen ohne Zahl unterworfen, die vielen Leuten den Zutritt zu ihnen verwehren, so daß folglich die Konkurrenz weit davon entfernt ist, unbeschränkt zu sein. Kurz, es gibt fast keine, die nicht mannigfaltigen, sonder Zweifel, nothwendigen Auflagen unterworfen wäre .... ꝛc."

Was bedeutet das Alles? Herr Dunoyer will doch gewiß keine Gesellschaft ohne Regierung, Verwaltung, Polizei, Steuern, Universitäten, kurz ohne Alles, was eine Gesellschaft ausmacht. Weil also die Gesellschaft Ausnahmen von der Konkurrenz nöthig macht, so ist die Hypothese einer allgemeinen Konkurrenz chimärisch, und wir stehen wieder unter dem Regime des Bon Plaisir, was wir schon durch die Definizion von der Konkurrenz im Voraus wußten. Ist diese Beweisführung des Hrn. Dunoyer irgend von Gewicht?

Ehedem fingen die Meister der Wissenschaft damit an, jede vorgefaßte Idee zu verwerfen, und befleißigten sich, die Thatsachen, ohne sie jemals zu ändern oder zu verheimlichen, auf allgemeine Gesetze zurückzuführen. Die Forschungen von Ad. Smith sind für ihre Zeit ein Wunder von Scharfsinn und Einsicht. Quesnay's ökonomische Tafel, so unverständlich sie auch scheint, zeugt von tiefem Vorgefühl der allgemeinen Synthese. Die Einleitung zum großen Traktat von J. B. Say handelt ausschließlich von den wissenschaftlichen Merkmalen der politischen Oekonomie, und man sieht in jeder Zeile, wie sehr der Verfasser das Bedürfniß absoluter Begriffe empfand. Die Oekonomen des vergangenen Jahrhunderts haben die Wissenschaft sicherlich nicht konstituirt: aber sie suchten diese Konstituzion mit Eifer und Redlichkeit.

Wie weit sind wir heute von solch' noblen Gedanken entfernt! Man sucht keine Wissenschaft mehr; man vertheidigt dynastische- und Kasteninteressen. Man setzt sich um so eigensinniger im Schlendrian fest, je ohnmächtiger man ist; man be-

ruft ſich auf die geachtetſten Namen, um anormalen Erſcheinungen einen Charakter von Gültigkeit zu verleihen, den ſie nicht haben: man behandelt die klagbar auftretenden Thatſachen wie Ketzerei; man verleumdet die Tendenzen des Jahrhunderts; und nichts erzürnt einen Oekonomen ſo ſehr, als wenn man die Anmaßung hat, vernünftig mit ihm reden zu wollen.

„Was der gegenwärtigen Zeit eigenthümlich iſt," ruft im Tone lebhaften Mißvergnügens Hr. Dunoyer aus, „iſt die Bewegung in allen Volksklaſſen; ihre Unruhe, die Unmöglichkeit für ſie, bei etwas ſtehen zu bleiben, und jemals zufrieden zu ſein; die hölliſche Bearbeituug der wenigſt glücklichen unter ihnen, um ſie immer unzufriedener zu machen, je mehr ſich die Geſellſchaft beſtrebt, ſie in Wahrheit weniger beklagenswerth zu ſtellen."

Nicht übel! weil die Sozialiſten die politiſche Oekonomie ſtacheln, ſind es eingefleiſchte Teufel! Gibt es in der That etwas Gottloſeres, als, dem Proletarier beizubringen, daß er in ſeiner Arbeit und ſeinem Lohne verletzt wird, und daß es in der Geſellſchaft, in welcher er lebt, kein Mittel wider ſein Elend gibt?

Hr. Reybaud widerholt und betont noch ſtärker die Klage ſeines Meiſters, des Hrn. Dunoyer: man glaubt, die zwei Seraphim des Jeſaias zu hören, wie ſie einen Sanktus auf die Konkurrenz ſingen. Im Juni 1844, als er ſeine vierte Auflage der zeitgenöſſiſchen Reformatoren veröffentlichte, ſchrieb Hr. Reybaud in der Bitterkeit ſeiner Seele: „Man verdankt den Sozialiſten die Organiſazion der Arbeit, das Recht zur Arbeit; ſie ſind die Beförderer des Aufſichtsſyſtems.... Die geſetzgebenden Kammern auf beiden Seiten des Kanals erfahren nach und nach ihren Einfluß.... So gewinnt die Utopie Raum...." Und Hr. Reybaud begibt ſich daran, den geheimen Einfluß des Sozialismus auf die beſten Geiſter zu bedauern, auf die unmerkliche Anſteckung — man ſehe die Bosheit! — zu ſchmähen, von der ſich ſogar Diejenigen ergreifen laſſen, welche Lanzen mit dem Sozialismus gebrochen haben. Dann kündigt er als letzten Akt ſeiner hohen Juſtiz gegen die Verbrecher die nahe Erſcheinung eines Werkes: Geſetze der Arbeit, an, worin er beweiſen wird, (wenn in ſeinen Ideen keine neue Aenderung vor-

geht), daß die Geſetze der Arbeit nichts gemein haben, weder mit dem Recht zur Arbeit, noch mit der Organiſazion der Arbeit, und daß die beſte Reform iſt, gehen zu laſſen. „Auch iſt, fügt Hr. Reybaud hinzu, die Tendenz der politiſchen Oekonomie keine theoretiſche mehr, ſondern eine praktiſche. Die abſtrakten Theile der Wiſſenſchaft ſcheinen fortan fixirt zu ſein. Der Streit über Definizionen iſt gänzlich, oder doch beinahe erſchöpft. Die Arbeiten der großen Oekonomen über Werth, Kapital, Angebot, Nachfrage, Lohn, Auflagen, Maſchinen, Pacht, Zuwachs der Bevölkerung, Ueberprodukzion, Abſatzwege, Banken, Monopole ꝛc. ſcheinen die Gränze dogmatiſcher Forſchungen beſtimmt zu haben, und bilden ein Ganzes von Lehren, über das hinaus wenig zu hoffen iſt.“

Leichtigkeit der Sprache, Ohnmacht des Gedankens; das wäre Montesquieu's Antheil über dieſen ſonderbaren Panegyrikus der Gründer der ſozialen Oekonomie geweſen. **Die Wiſſenſchaft iſt fertig.** Hr. Reybaud ſchwört's; und was er mit ſo großer Selbſtgewißheit verkündigt, wiederholt man in der Akademie, auf den Kathedern, im Staatsrath, in den Kammern, läßt es in den Journalen drucken, gibt es dem Könige in ſeinen Neujahrsreden in den Mund, und vor Gericht erhalten die Reklamanten darnach ihr Urtheil.

Die Wiſſenſchaft iſt fertig! Wie ſeid ihr doch ſo thöricht, Sozialiſten, den Tag bei heller Sonne zu ſuchen, und mit der Laterne in der Hand gegen ihren Strahlenglanz zu proteſtiren!

Aber, meine Herren, mit aufrichtigem Bedauern und tiefem Mißtrauen gegen mich ſelbſt, ſehe ich mich genöthigt, Sie um einige Aufklärungen zu bitten. Wenn ſie unſeren Uebeln nicht abhelfen können, ſo geben ſie uns wenigſtens gute Worte, machen ſie uns die Sache augenſcheinlich, lehren ſie uns die Reſignazion!

„Es iſt klar, ſagt Hr. Dunoyer, daß der Reichthum in unſern Tagen unendlich beſſer vertheilt iſt, als er es jemals war.“ — „Das Gleichgewicht zwiſchen Freuden und Mühſalen, fährt ſogleich Hr. Reybaud fort, ſtellt ſich immer mehr hienieden her.“

Was? Wie sagt ihr? Besser vertheilter Reichthum, hergestelltes Gleichgewicht! Erklärt euch, wir bitten, über diese bessere Vertheilung! Kommt die Gleichheit, oder geht die Ungleichheit fort? Knüpft sich die Solidarität enger, oder nimmt die Konkurrenz ab? Ich lasse euch nicht, bis ihr mir geantwortet habt, **non missura cutem** .... Denn, welches auch die Ursache des wiederhergestellten Gleichgewichts und der besseren Vertheilung sei, von denen ihr redet, ich ergreife sie mit Begier und werde sie bis zu ihren letzten Consequenzen verfolgen. Vor 1830, ich nehme dies Datum aufs Gradewohl, war der Reichthum schlechter vertheilt: wie so? Heute ist er es nach eurer Meinung besser: warum? Ihr seht, wohin ich will; wenn die Vertheilung noch nicht ganz gerecht, das Gleichgewicht noch nicht durchaus richtig ist, so frage ich einerseits, welches Hinderniß stört das Gleichgewicht; auf der anderen Seite, kraft welches Prinzips geht die Menschheit unaufhörlich vom Schlechteren zum weniger Schlechten, und vom Guten zum Besseren fort? Denn dies geheime Prinzip der Verbesserung kann doch weder die Konkurrenz, noch die Maschinen, noch die Theilung der Arbeit, noch Angebot und Nachfrage sein: alle diese Prinzipien sind nur Hebel, die einer nach dem andern den Werth in Schwankung bringen, wie es die Akademie der moralischen Wissenschaften sehr gut begriffen hat. Welches ist nun das oberste Gesetz des Wohlstandes? Was ist die Regel, das Maß, das Kriterium des Fortschrittes, dessen Verletzung die fortwährende Ursache des Elends ist. Sprecht, und perorirt nicht fürder.

Der Reichthum ist besser vertheilt, sagt ihr. Laßt eure Beweise sehen.

Herr Dunoyer:

„Nach offiziellen Dokumenten haben wir kaum weniger als elf Millionen Grundsteuerquoten. Man schätzt die Zahl der Eigenthümer, welche diese Quoten bezahlen, auf sechs Millionen; so daß vier Personen auf die Familie gerechnet, nicht weniger, als vierundzwanzig Millionen Einwohner auf vierunddreißig am Grundeigenthum Theil hätten."

Also nach der günstigsten Angabe wären in Frankreich zehn

Millionen Proletarier, faſt ein Drittel der Bevölkerung. Nun, was ſagen Sie dazu? Fügen Sie zu dieſen zehn Millionen die Hälfte der vierundzwanzig andern, für die das Eigenthum, mit Hypothek belaſtet, zerſtückelt, verarmt, kläglich, nicht ſo viel werth iſt, als ein Handwerk; und Sie werden noch nicht einmal die ganze Summe der Perſonen haben, die ihrer Exiſtenz nicht ſicher ſind.

„Die Zahl der 24 Millionen Eigenthümer nimmt merklich zu."

Ich meinestheils behaupte, daß ſie merklich abnimmt. Wer iſt der wahre Eigenthümer nach Ihrer Meinung, der Nominalinhaber, der beſteuert, geſchätzt, gepfändet wird, der die Hypothek gibt, oder der Gläubiger, der das Einkommen empfängt? Die jüdiſchen und Basler Geldleiher ſind heute die wahren Eigenthümer des Elſaſſes; und, was die vortreffliche Urtheilskraft dieſer Leiher beweiſt, ſie denken gar nicht daran zu kaufen, ſie thun lieber ihre Kapitalien aus.

„Zu den Grundbeſitzern muß man ungefähr 1,500,000 Patentirte hinzufügen; vier Perſonen auf die Famlie, macht 6 Millionen Perſonen, die als Chefs bei induſtriellen Unternehmungen betheiligt ſind."

Aber zunächſt ſind ein großer Theil dieſer Patentirten Grundbeſitzer, und Sie zählen ſie zweimal. Ferner kann man verſichern, daß auf die Geſammtheit der patentirten Induſtriellen und Kaufleute höchſtens ein Viertel Profit macht, ein anderes Viertel ſich eben erhält und die Uebrigen beſtändig nicht zu Stande kommen. Nehmen wir alſo höchſtens die Hälfte der 6 Millionen ſogenannter Unternehmer, und fügen ſie zu den 12 Millionen ſehr problematiſcher wirklicher Eigenthümer hinzu, ſo kommen wir auf eine Summe von 15 Millionen Franzoſen, die durch Erziehung, Induſtrie, Kapital, Kredit und Eigenthum im Stande ſind, ſich Konkurrenz zu machen. Für den Reſt der Nazion, für 19 Millionen Seelen, iſt die Konkurrenz, wie das Huhn im Topfe Heinrich's IV., ein Gericht, das ſie für die Klaſſe, die es bezahlen kann, hervorbringen, woran ſie aber ſelbſt nicht rühren.

Neue Schwierigkeit. Dieſe 19 Millionen Menſchen, denen die Konkurrenz unzugänglich bleibt, ſind die Lohndiener der Kon-

kurrenten. So fochten ehemals die Leibeigenen für die Herren, aber ohne ſelbſt das Banner tragen, noch ein Heer ausrüſten zu dürfen. Wenn aber die Konkurrenz nicht durch ſich ſelbſt die Sache Aller werden kann, wie ſollten nicht die, für welche ſie nur Gefahren hat, Garantieen von Seiten der Barone fordern, denen ſie dienen? Und wenn dieſe Garantieen ihnen nicht verweigert werden können, ſind ſie dann etwas Anderes, als Hinderniſſe der Konkurrenz, ſo wie der Gottesfrieden, von den Biſchöffen erfunden, ein Hinderniß für die Feudalkriege war? Vermöge der Verfaſſung der Geſellſchaft, ſagte ich vorhin, iſt die Konkurrenz eine Ausnahme, ein Privileg; jetzt frage ich, wie bei der Gleichheit der Rechte, dies Privileg noch möglich iſt?

Und glauben Sie, wenn ich für die Konſumenten und Lohnarbeiter Garantieen wider die Konkurrenz fordere, das ſei ein ſozialiſtiſcher Traum? Hören Sie zwei Ihrer berühmteſten Kollegen, die Sie nicht anklagen werden, ein hölliſches Werk zu vollbringen.

Hr. Roſſi, I. Bd., 16. Vorleſung, erkennt dem Staate das Recht zu, die Arbeit zu regeln, wenn die Gefahr zu groß, und die Garantieen unzureichend ſind, d. h. immer. Denn der Geſetzgeber muß die öffentliche Ordnung durch Prinzipien und Geſetze begründen; er wartet nicht, bis unvorhergeſehene Thatſachen eintreten, um dieſe dann mit willkürlicher Hand zurückzudrängen. — Anderswo, II. Bd., S. 73—77, bezeichnet derſelbe Profeſſor als Folgen einer übertriebenen Konkurrenz die ſofortige Bildung einer Finanz- und Bodenariſtokratie, die bevorſtehende Auflöſung des kleinen Eigenthums, und er thut den Lärmſchuß. Hr. Blanqui ſeinerſeits erklärt, die Organiſazion der Arbeit ſei in der ökonomiſchen Wiſſenſchaft an der Tagesordnung (ſeitdem hat er widerrufen); er provozirt die Betheiligung der Arbeiter bei den Gewinnſten, ſpricht vom Begriffe des Kollektivarbeiters, und donnert unaufhörlich gegen die Monopole, die Prohibizion und die Tyrannei des Kapitals. Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Hr. Roſſi, als Kriminaliſt, tritt gegen die Räubereien der Konkurrenz auf; Hr. Blanqui, als Inſtrukzionsrichter, denunzirt die Schuldigen: es iſt das Gegenſtück des ſoeben von den HH. Reybaud und Dunoyer geſungenen Duetts. Wenn

die Einen Hosiannah rufen, antworten die Andern, wie die Väter der Konzile: Anathema.

Aber, wird man sagen, die HH. Blanqui und Rossi wollen nur die Mißbräuche der Konkurrenz treffen; sie hüten sich, das Prinzip zu verwerfen, und bei Allem dem sind sie völlig einverstanden mit den HH. Reybaud und Dunoyer.

Ich proteſtire gegen dieſe Unterſcheidung im Intereſſe des Rufs der beiden Profeſſoren.

Thatſächlich hat der Mißbrauch ſich überall eingeſchlichen, und die Ausnahme iſt die Regel geworden. Als Hr. Troplong mit allen Oekonomen die Handelsfreiheit vertheidigte, und anerkannte, die Koalizion der Meſſagerieen ſei eine der Thatſachen, gegen welche der Geſetzgeber durchaus hülflos ſei, obgleich ſie die geſundeſten Begriffe ſozialer Oekonomie Lügen zu ſtrafen ſchienen, hatte er noch den Troſt, daß ein ſolches Faktum lediglich eine Ausnahme bilde, und daß man glauben dürfe, es werde nicht allgemein werden. Dies Faktum aber iſt ein allgemeines geworden: der ſchlendrianigſte Juriſt braucht nur die Naſe zum Fenſter hinaus zu ſtecken, um zu gewahren, wie heute ſchlechterdings Alles durch die Konkurrenz monopoliſirt iſt, die Frachten (zu Lande, zu Waſſer und per Eiſenbahn), Korn und Mehl, Weine und Branntweine, Holz, Steinkohlen, Oel, Eiſen, Tücher, Salz, chemiſche Produkte ꝛc. Es iſt traurig für die Jurisprudenz, die Zwillingsſchweſter der Oekonomie, in weniger als fünf Jahren ihre erſten Prophezeiungen Lügen geſtraft zu ſehen; aber es iſt noch trauriger für eine große Nazion, von ſo armen Geiſtern geführt zu werden, und die wenigen Ideen, von denen ſie zehren muß, im Geſtrüpp ihrer Schriften aufzuleſen.

Theoretiſch haben wir bewieſen, daß die Konkurrenz nach ihrer nützlichen Seite allgemein, und auf ihre höchſte Macht getrieben werden; daß ſie aber nach ihrer negativen Seite überall bis zur letzten Spur erſtickt werden muß. Vermögen die Oekonomen dieſe Säuberung vorzunehmen? Haben ſie ihre Folgen vorausgeſehen, ihre Schwierigkeiten berechnet? Wenn das, ſo würde ich ihnen folgenden Fall zur Schlichtung vorſchlagen.

Ein Koalizions- oder vielmehr Aſſoziazionsvertrag, denn die

Gerichte wären sehr in Verlegenheit, beide zu definiren, hat so eben alle Steinkohlenbergwerke des Loirebeckens in eine einzige Kompagnie vereinigt. Auf die Beschwerde der Munizipalitäten von Lyon und St. Etienne hat der Minister eine Kommission ernannt, die den Charakter und die Absichten dieser schrecklichen Gesellschaft untersuchen soll. Wohlan! ich frage, was vermag hier die Dazwischenkunft der Regierung mit Hülfe des Zivilgesetzes und der politischen Oekonomie?

Man schreit: Koalizion! Kann man aber die Grubeneigenthümer hindern, sich zu assoziiren, ihre allgemeinen und Produkzionskosten herabzusetzen, und durch eine besser organisirte Arbeit mehr Vortheil aus ihren Gruben zu ziehen? Wird man ihnen befehlen, ihren alten Krieg wieder zu beginnen, und sich durch die Erhöhung der Kosten, durch Verschleuderung, Ueberprodukzion, Unordnung, fallende Preise zu Grunde zu richten? Alles das ist abgeschmackt.

Wird man sie hindern, ihre Preise zu erhöhen, so daß sie die Zinsen für ihre Kapitale wieder erlangen? Dann vertheidige man sie auch gegen die Forderung der Lohnerhöhung seitens der Arbeiter; man ändere das Gesetz über die Gesellschaften in Kommandite; man untersage den Akzienhandel; und wenn alle diese Maßregeln ergriffen worden sind, da die Eigenthümer des Beckens nicht ohne Ungerechtigkeit gezwungen werden können, die während einer andern Ordnung der Dinge angelegten Kapitale zu verlieren, so entschädige man sie.

Soll man ihnen einen Tarif vorschreiben? Das wäre ein gesetzliches Maximum. Dann muß sich der Staat an Ort und Stelle der Unternehmer setzen, ihre Kapital-, Zins- und Verwaltungsrechnung machen; die Löhne der Grubenarbeiter, die Gehalte der Ingenieure und Direktoren, den Preis des zur Kohlengewinnung verwandten Holzes, die Unkosten des Materials regeln, und endlich die normale und berechtigte Höhe des Gewinnstes bestimmen. Alles das kann nicht durch ministerielle Ordonnanz geschehen: es bedarf eines Gesetzes. Wird der Gesetzgeber bei einer besondern Industrie wagen, das öffentliche Recht der Franzosen zu ändern, und die Regierung an die Stelle des

Eigenthums zu ſetzen? Alsdann eins von beiden: entweder fällt der Kohlenhandel in die Hände des Staates, oder der Staat findet Mittel, in der extraktiven Induſtrie Freiheit und Ordnung zu vereinigen, und in dieſem Falle verlangen die Sozialiſten, daß das, was auf einem Punkt ausgeführt worden, überall nachgeahmt werde.

Die Koalizion der Loiregruben hat die ſoziale Frage ſo ſcharf geſtellt, daß man nicht mehr vor ihr herkommen kann. Entweder die Konkurrenz, d. h. das Monopol und was daran hängt; oder Ausbeutung durch den Staat, d. h. Theurung der Arbeit und fortlaufende Verarmung; oder endlich eine Löſung im Sinne der Gleichheit, mit andern Worten, Organiſazion der Arbeit, und folglich Negazion der politiſchen Oekonomie und Aufhören des Eigenthums.

Aber die Oekonomen gehen nicht mit dieſer raſchen Logik zu Werke: ſie markten gern mit der Nothwendigkeit. Hr. Dupin (Sitzung der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften vom 10. Juni 1843) drückt die Anſicht aus, „daß, wenn die Konkurrenz im Innern nützlich ſein kann, ſie zwiſchen Völkern verhindert werden muß.“

Verhindern oder gehen laſſen, das iſt die ewige Alternative der Oekonomen: ihr Genie reicht nicht weiter. Vergebens ruft man ihnen zu, daß es ſich gar nicht darum handelt, Etwas zu verhindern oder Alles zu geſtatten, daß das, was man von ihnen verlangt, was die Geſellſchaft erwartet, eine Vereinbarung iſt: dieſe Doppelidee dringt nicht in ihr Hirn.

„Man muß,“ erwiedert dem Hrn. Dupin Hr. Dunoyer, „die Theorie von der Praxis unterſcheiden.“

Herr Gott! Jeder weiß, daß Hr. Dunoyer, der unbeugſam bei Prinzipienfragen in ſeinen Werken iſt, ſehr gut mit ſich über die Praxis im Staatsrathe reden läßt. Aber geruhe er denn doch einmal, ſich ſelbſt die Frage zu ſtellen: Warum bin ich unaufhörlich gezwungen, Praxis und Theorie zu unterſcheiden? warum vertragen ſie ſich nicht?

Hr. Blanqui, als verſöhnlicher und friedfertiger Menſch, unterſtützt den gelehrten Hrn. Dunoyer, d. h. die Theorie. Doch

meint er mit Hrn. Dupin, d. h. mit der Praxis, daß die Konkurrenz nicht frei von Vorwürfen sei. So sehr fürchtet sich Hr. Blanqui, zu verleumden und das Feuer zu schüren.

Herr Passy, mit seiner gewöhnlichen Logik, bemerkt, es werde immer unredliche Leute geben, die ꝛc. — „Klagt die menschliche Natur an", ruft er aus, „aber nicht die Konkurrenz."

Vom ersten Wort an entfernt sich die Logik des Hrn. Passy von der Frage. Was man der Konkurrenz vorwirft, sind die Nachtheile, die aus ihrer Natur entspringen, und nicht die Betrügereien, zu denen sie die Gelegenheit oder den Vorwand gibt. Ein Fabrikant findet Mittel, einen Arbeiter, der ihn täglich 3 Franken kostet, durch eine Frau zu ersetzen, der er nur 1 Fr. gibt. Das ist der einzige Ausweg für ihn, das Fallen der Preise zu ertragen und seine Fabrik im Gang zu halten. Bald wird er den Arbeiterinnen Kinder beigesellen. Hierauf wird er, durch die Nothwendigkeit des Krieges gezwungen, nach und nach die Löhne herabsetzen und die Arbeitsstunden vermehren. Wo ist der Schuldige? Dies Argument kann hundert verschiedene Wendungen nehmen, und auf alle Industrieen angewendet werden, ohne daß man die menschliche Natur irgend anklagen könnte.

Hr. Passy muß es selbst zugeben, indem er hinzufügt: „Was die Zwangsarbeit der Kinder betrifft, so liegt die Schuld an den Aeltern." — Das ist richtig. Und die Schuld der Aeltern, an wem liegt die?

„In Irland," fährt der Redner fort, „gibt es keine Konkurrenz, und doch ist das Elend auf's Aeußerste gediehen."

In diesem Punkt ist die gewöhnliche Logik des Hrn. Passy von einem außerordentlichen Gedächtnißfehler in die Brüche geführt worden. In Irland herrscht vollständiges, allgemeines Monopol des Bodens, und unbegränzte wüthende Konkurrenz in den Pachten. Konkurrenz-Monopol sind die beiden Kugeln, die das unglückliche Irland an jedem Beine schleppt.

Wenn die Oekonomen müde sind, die menschliche Natur, die Geldgier der Aeltern, die Wühlereien der Radikalen anzuklagen, so erquicken sie sich an dem Gemälde der Glückseligkeit des Proletariats. Aber auch da können sie sich weder unter einander,

noch mit ſich ſelbſt verſtändigen; und nichts ſtellt beſſer die Anarchie der Konkurrenz dar, als die Unordnung in ihren Gedanken.

„Heutzutage ſchmückt ſich die Frau des Handwerkers mit eleganten Kleidern, welche die großen Damen des vorigen Jahrhunderts nicht verachtet haben würden.“ (Hr. **Chevalier**, 4. Vorleſung.) Und derſelbe Hr. Chevalier ſchätzt nach ſeiner eigenen Rechnung das tägliche Einkommen auf den Kopf 65 Cent. von der Geſammtheit des Nazionaleinkommens. Einige Oekonomen ſetzen dieſe Summe ſogar auf 55 Cent. herab. Da man aber von dieſer Summe etwas nehmen muß, um die größeren Vermögen zu bilden, ſo kann man nach der Berechnung des Hrn. de Morogues annehmen, das Einkommen der Hälfte der Franzoſen überſteige nicht 25 Cent.

„Aber,“ beginnt Hr. Chevalier wieder mit myſtiſcher Erhabenheit, „beſteht das Glück nicht in der Harmonie der Wünſche und Genüſſe? im Gleichgewicht des Bedürfniſſes und der Befriedigung? Beſteht es nicht in einem gewiſſen Zuſtande der Seele, deſſen Bedingungen zu ändern nicht Sache der politiſchen Oekonomie, und die hervorzurufen, nicht ihre Aufgabe iſt? Das iſt Beruf der Religion und Philoſophie.“ „Oekonom“, würde Horaz zu Hrn. Chevalier ſagen, wenn er heute lebte, „bekümmere dich nur um mein Einkommen, und überlaſſ' mir die Sorge für meine Seele“. **Det vitam, det opes, aequum mi animum ipse parabo.**

Hr. Dunoyer hat wieder das Wort:

„Man könnte mit Leichtigkeit in vielen Städten an Feſttagen die arbeitende Klaſſe mit der bürgerlichen Klaſſe verwechſeln (weßhalb gibt es zwei Klaſſen?), ſo fein hat ſich die erſtere gekleidet. Ein nicht geringerer Fortſchritt in der Nahrung. Die Speiſen ſind reichlicher vorhanden, nahrhafter und mannigfaltiger. Das Brod iſt überall beſſer geworden. Fleiſch, Suppe, Weißbrod ſind in vielen Fabrikſtädten unendlich mehr in Gebrauch gekommen, als früher. Endlich iſt die mittlere Lebensdauer von 35 auf 40 geſtiegen.“

Weiterhin liefert Hr. Dunoyer eine Darſtellung der engliſchen Vermögen nach Marſhall. Es ergibt ſich aus dieſer Dar-

ſtellung, daß in England 2 Millionen 500,000 Familien nur ein Einkommen von 1200 Fr. haben. In England aber entſprechen 1200 Fr. 730 Fr. bei uns, die, unter vier Perſonen getheilt, jeder einzelnen 182 Fr. 50 Cent., täglich 50 Cent. geben. Das kommt ungefähr auf die 65 Cent. heraus, die Hr. Chevalier jedem Franzoſen zukommen läßt; der Unterſchied zu Gunſten des Letztern kommt daher, daß der Reichthum bei uns nicht ſo entwickelt, und alſo das Elend gleichfalls geringer iſt. Wem ſoll man glauben, den üppigen Beſchreibungen der Oekonomen, oder ihren Berechnungen?

„Der Pauperismus iſt in England zu einer Höhe geſtiegen, geſteht Hr. Blanqui, daß die engliſche Regierung in den ſcheußlichen Arbeitshäuſern einen Zufluchtsort hat ſuchen müſſen ....“ In der That ſind dieſe ſogenannten Arbeitshäuſer, wo die Arbeit in lächerlichen und unfruchtbaren Beſchäftigungen beſteht, was man auch geſagt hat, nur Marterhäuſer. Denn es gibt für ein vernünftiges Weſen keine größere Qual, als eine Mühle ohne Korn und ohne Mehl zu drehen, zu dem einzigen Zwecke, nicht ohne Beſchäftigung zu ſein, ohne deßhalb dem Müſſiggange zu entgehen?

„Dieſe Organiſazion“ (die Organiſazion der Konkurrenz), fährt Hr. Blanqui fort, „treibt alle Gewinnſte der Arbeit dem Kapitale zu .... In Rheims, Mühlhauſen, Saint-Quentin, wie in Mancheſter, Leeds, Spitafield, iſt die Exiſtenz der Arbeiter am meiſten bedroht ....“ Folgt eine erſchreckliche Beſchreibung des Elendes der Arbeiter. Männer, Weiber, Kinder, Mädchen, ziehen ausgehungert, abgemagert, mit Lumpen bedeckt, blaß und wild an dir vorbei. Die Beſchreibung ſchließt mit folgendem Zuge: „Die Arbeiter der mechaniſchen Induſtrie können zur Rekrutirung der Armee keine Soldaten mehr liefern.“ Es ſcheint, als ob bei Dieſen das Weißbrod und die Suppe des Hrn. Dunoyer nicht anſchlügen.

Hr. Villermé betrachtet die Liederlichkeit der jungen Arbeiterinnen als **unvermeidlich.** Das Konkubinat iſt bei ihnen Regel; ſie werden gänzlich unterhalten von Herren, Kommis, Studenten. Obgleich im Allgemeinen die Ehe mehr Reiz für das

Volk, als für die Bourgeoisie hat, fürchtet sich doch eine Masse von Proletariern, die Anhänger von Malthus sind, ohne es zu wissen, vor der Familie, und schwimmt mit dem Strome. Wie also die Arbeiter Kanonenfutter sind, so sind die Arbeiterinnen Futter für die Prostitüzion: das erklärt den eleganten Sonntagsanzug. Weßhalb sollten am Ende diese Jungfern mehr zur Tugend verpflichtet sein, als ihre Herrinnen?

Hr. Buret, den die Akademie gekrönt: „Ich behaupte, daß die arbeitende Klasse mit Leib und Seele dem Bon Plaisir der Industrie überliefert ist." — Derselbe anderswo: „Die geringsten Bemühungen der Spekulazion können den Preis des Brodes um 5 Cent. und drüber auf das Pfund ändern, was 620 Millionen 500,000 Fr. für 34 Millionen Menschen ausmacht." Man bemerke beiläufig, daß der mit Recht sehr beklagte Buret das Vorhandensein der Aufkäufer als ein Volksvorurtheil betrachtete. Ei, Sophist! Aufkäufer oder Spekulant, was liegt am Namen, wenn du die Sache zugibst?

Man könnte Bände mit solchen Anführungen füllen. Aber der Zweck dieser Schrift ist nicht, die Widersprüche der Oekonomen aufzuzählen, und einen nutzlosen Krieg wider Personen zu führen. Unser Zweck ist höher und würdiger: das System der ökonomischen Widersprüche zu entfalten, was etwas ganz Anderes ist. Wir schließen also hiermit diese traurige Uebersicht, und werfen noch einen Blick auf die verschiedenen Mittel, die gegen die Nachtheile der Konkurrenz vorgeschlagen worden sind.

§. 3. Von den Mitteln wider die Konkurrenz.

Kann die Konkurrenz in der Arbeit abgeschafft werden?

Man könnte eben so gut fragen, ob die Persönlichkeit, die Freiheit, die Verantwortlichkeit des Menschen unterdrückt werden kann. Die Konkurrenz ist in der That der Ausdruck der Kollektivthätigkeit, so wie der Lohn, seiner höchsten Auffassung nach, der Ausdruck des Verdienstes oder der Verschuldung, kurz, der Verantwortlichkeit des Arbeiters ist. Vergebens reklamirt man und empört sich gegen diese beiden wesentlichen Formen der Fre-

heit und der Zucht in der Arbeit. Ohne eine Theorie des Lohns keine Vertheilung, keine Gerechtigkeit; ohne eine Organisazion der Konkurrenz keine soziale Garantie, folglich keine Solidarität.

Die Sozialisten haben zwei wesentlich verschiedene Dinge verwechselt, als sie die Einheit des Haushalts der industriellen Konkurrenz entgegenhielten, und sich fragten, ob nicht die Gesellschaft grade wie eine große Familie konstituirt sein könnte, in der alle Glieder durch Blutsbande verbunden wären, anstatt eine Art von Verschwörung zu bilden, wo Jeder durch das Gesetz seiner persönlichen Interessen gefesselt würde. Die Familie ist nicht, um mich so auszudrücken, der Typus, die organische Molécule der Gesellschaft. In der Familie, wie Hr. de Bonald sehr richtig bemerkt hatte, gibt es nur ein einziges moralisches Wesen, einen einzigen Geist, eine einzige Seele, fast hätte ich mit der Bibel gesagt, ein einziges Fleisch. Die Familie ist der Typus und die Wiege der Monarchie und des Patriziats: in ihr herrscht und erhält sich die Idee der Autorität und Souveränität, die im Staate immer mehr schwindet. Nach dem Muster der Familie hatten sich alle alten und feudalen Gesellschaften organisirt, und grade gegen diese alte patriarchalische Verfassung protestirt und empört sich die moderne Demokratie.

Die konstitutive Einheit der Gesellschaft ist die Werkstatt.

Die Werkstatt aber bedingt nothwendig ein gemeinsames Interesse und Privatinteressen; eine Kollektiv-Person und Individuen. Daher ein System von Beziehungen, die in der Familie unbekannt sind, und unter denen die Entgegensetzung des Kollektivwillens, den der Herr darstellt, und der Einzelwillen, welche die Lohnarbeiter darstellen, den ersten Rang einnimmt. Darnach kommen die Beziehungen von Werkstatt zu Werkstatt, von Kapital zu Kapital, mit andern Worten, die Konkurrenz und die Assoziazion. Denn die Konkurrenz und die Assoziazion stützen sich auf einander; sie bestehen nicht ohne einander; weit entfernt, sich auszuschließen, gehen sie nicht einmal auseinander. Wer Konkurrenz sagt, setzt schon ein gemeinsames Ziel voraus; die Konkurrenz ist also nicht der Egoismus, und der beklagenswertheste Irrthum des Sozialismus ist, sie als den Umsturz der Gesellschaft betrachtet zu haben.

Es kann also hier nicht davon die Rede sein, die Konkurrenz zu zerstören, was eben so unmöglich ist, als die Freiheit zerstören; es geht darum, ihr Gleichgewicht, ich möchte sagen, ihre Polizei zu finden. Denn jede Kraft, jede Spontaneität, einzelne, wie kollektive, muß ihre Bestimmung erhalten: es ist in diesem Betracht mit der Konkurrenz, wie mit der Intelligenz und Freiheit. Wie soll sich also die Konkurrenz harmonisch in der Gesellschaft bestimmen?

Wir haben die Antwort des Hrn. Dunoyer, Namens der Oekonomie gehört: Die Konkurrenz muß sich durch sich selbst bestimmen, mit andern Worten, nach Hrn. Dunoyer und allen Oekonomen, ist das Mittel wider die Nachtheile der Konkurrenz wieder die Konkurrenz; und weil die politische Oekonomie die Theorie des Eigenthums, des absoluten Rechtes, zu gebrauchen und zu mißbrauchen ist,so ist klar, daß die Oekonomie nichts Anders zu antworten hat. Das ist aber grade, als wenn man behauptete, die Erziehung zur Freiheit geschehe durch die Freiheit, die des Geistes durch den Geist, die Bestimmung des Werthes durch den Werth: lauter offenbar tautologische und abgeschmackte Sätze.

Und in der That, um bei unserem Gegenstande zu bleiben, springt es in die Augen, daß die Konkurrenz, für sich selbst ausgeübt, und ohne einen andern Zweck, als um eine unbestimmte und zwieträchtige Unabhängigkeit zu bewahren, auf Nichts hinauslaufen muß, und daß ihre Schwankungen ewig sind. In der Konkurrenz sind es die Kapitale, die Maschinen, die Verfahrungsweisen, das Talent und die Erfahrung, d. h. noch einmal Kapitale, die im Streite sind; der Sieg ist den stärksten Bataillonen sicher. Wenn also die Konkurrenz nur zum Vortheil von Privatinteressen ausgeübt wird, und wenn ihre sozialen Wirkungen weder von der Wissenschaft bestimmt sind, noch vom Staate ein Vorbehalt gemacht worden ist, so wird sich in der Konkurrenz, wie in der Demokratie ein fortwährender Uebergang vom Bürgerkriege zur Oligarchie, von hier zum Despotismus, sodann Auflösung und Rückkehr zum Bürgerkriege, ohne Ende und Ruhe einstellen. Deßhalb kann die Konkurrenz, sich selbst überlassen, niemals zu ihrer Konstituzion kommen: eben so gut wie der Werth,

bedarf ſie eines höheren Prinzips, das ſie ſozialiſire und beſtimme. Dieſe Thatſachen ſtehen jetzt feſt genug, um ſie als Eigenthum der Kritik betrachten zu können, auf das wir nicht wieder zurückzukommen brauchen. Die politiſche Oekonomie iſt, was die Polizei der Konkurrenz anbelangt, da ſie kein anderes Mittel hat und haben kann, als dieſelbe Konkurrenz, als ohnmächtig erwieſen.

Es bleibt alſo die Frage, wie der Sozialismus die Löſung verſtanden hat. Ein einziges Beiſpiel wird den Maßſtab für ſeine Mittel geben, und uns erlauben, allgemeine Schlüſſe über ihn zu ziehen.

Herr Louis Blanc iſt vielleicht von allen modernen Sozialiſten derjenige, welcher durch ſein bedeutendes Talent die meiſte Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſeine Schriften gelenkt hat. Nachdem er in ſeiner Organiſazion der Arbeit das Problem der Aſſoziazion auf einen einzigen Punkt, auf die Konkurrenz, reduzirt hat, ſpricht er ſich ohne Zaudern für deren Abſchaffung aus. Man kann danach beurtheilen, wie ſehr dieſer in der Regel ſo beſonnene Schriftſteller ſich über den Werth der politiſchen Oekonomie und die Bedeutung des Sozialismus getäuſcht hat. Einerſeits verwirft Hr. Blanc, der, ich weiß nicht woher, alle ſeine Ideen fertig erhält, ſeinem Jahrhundert Alles und der Geſchichte nichts zukommen läßt, in ihrem Inhalte und ihrer Form durchaus die politiſche Oekonomie, und beraubt ſich ſo grade der Materialien zur Organiſazion; andererſeits ſchreibt er Tendenzen, die allen früheren Epochen entlehnt ſind, und die er für neu hält, eine Realität zu, die ſie nicht haben, und verkennt die Natur des Sozialismus, die ausſchließlich kritiſch iſt. Hr. Blanc hat uns alſo das Schauſpiel einer lebhaften und ſich raſch an Unmöglichkeiten vergreifenden Einbildungskraft gegeben; er hat an die Divinazionsgabe des Genies geglaubt; aber er hat einſehen müſſen, daß die Wiſſenſchaft ſich nicht improviſiren läßt, und daß, heiße man Adolph Boyer, Louis Blanc oder J. J. Rouſſeau, ſobald nichts in der Erfahrung iſt, auch nichts im Verſtande ſein kann.

Hr. Blanc beginnt mit der Erklärung: „Wir können diejenigen nicht begreifen, die eine, ich weiß nicht wie geheimniß-

volle, Verkuppelung zweier entgegengesetzter Prinzipien ersonnen haben. Die Assoziazion auf die Konkurrenz pfropfen, ist ein armseliger Gedanke: es heißt, Eunuchen durch Zwitter ersetzen."

Diese vier Zeilen sollte Hr. Blanc für immer bedauern; sie beweisen, daß er zur Zeit seiner vierten Auflage eben so wenig in der Logik, wie in der politischen Oekonomie Fortschritte gemacht hatte, und daß er von beiden, wie der Blinde von der Farbe redete. Das Zwitterwesen in der Politik besteht grade in der Ausschließung, weil die Ausschließung immer unter einer andern Form und in demselben Grade die ausgeschlossene Idee zurückführt: und Hr. Blanc würde seltsamlich erstaunen, wenn man ihm an dem fortwährenden Gemisch der entgegengesetztesten Prinzipien in seinem Buche der Autorität und des Rechtes, des Eigenthums und des Kommunismus, der Aristokratie und der Gleichheit, der Arbeit und des Kapitals, der Belohnung und der Aufopferung, der Freiheit und der Diktatur, der freien Forschung und des religiösen Glaubens, bewiese, daß der wahre Hermaphrodit, der Publizist mit doppeltem Geschlecht, Er selbst ist. Hr. Blanc, der auf der Gränze zwischen Demokratie und Sozialismus steht, eine Stufe tiefer, als die Republik, zwei Stufen unter Hrn. Barrot, drei unter Hrn. Thiers, ist selbst noch, was er auch sage und thue, ein Abkömmling in vierter Generazion von Hrn. Guizot, ein Doktrinär.

„Sicherlich," ruft Hr. Blanc aus, „gehören wir nicht zu denen, die Anathema über das Prinzip der Autorität rufen. Wir haben tausendmal Gelegenheit gehabt, dies Prinzip gegen eben so gefährliche als thörichte Angriffe zu vertheidigen. Wir wissen, daß, wenn in einer Gesellschaft die organisirte Gewalt nirgends ist, der Despotismus überall ist . . . ."

Also besteht nach Hrn. Blanc das Mittel wider die Konkurrenz, oder vielmehr das Mittel, sie abzuschaffen, in der Dazwischenkunft der Gewalt, darin, daß man den Staat an die Stelle der persönlichen Freiheit setzt: es ist das umgekehrte System der Oekonomen.

Ich würde bedauern, wenn Hr. Blanc, dessen soziale Tendenzen bekannt sind, mich anklagen sollte, ich führte einen unpe-

litiſchen Krieg wider ihn, indem ich ihn widerlege. Ich laſſe den edeln Abſichten des Hrn. Blanc Gerechtigkeit widerfahren, und leſe ſeine Bücher gern, und ich weiß ihm beſonders Dank für den Dienſt, den er geleiſtet hat, indem er in ſeiner Geſchichte der zehn Jahre die unheilbare Armſeligkeit ſeiner Partei bloslegte. Aber Niemand kann ſich gutwillig als angeführt oder als Dummkopf hinſtellen; was aber hat, jede Perſönlichkeit bei Seite geſetzt, der Sozialismus, dieſer allgemeine Proteſt, mit dem Durcheinander von alten Vorurtheilen gemein, das die Republik des Hrn. Blanc ausmacht? Hr. Blanc appellirt fortwährend an die Autorität, und der Sozialismus erklärt ſich laut für anarchiſch; Hr. Blanc ſetzt die Regierung über die Geſellſchaft, und der Sozialismus will die Regierung unter die Geſellſchaft ſtellen; Hr. Blanc läßt das ſoziale Leben von oben herunter ſteigen, und der Sozialismus behauptet, es von unten herauf entſpringen und keimen zu laſſen; Hr. Blanc läuft hinter der Politik her, und der Sozialismus ſucht die Wiſſenſchaft. Keine Heuchelei mehr, ſage ich zu Hrn. Blanc: Sie wollen weder Katholizismus, noch Monarchie, noch Adel; aber Sie brauchen einen Gott, eine Religion, eine Diktatur, eine Zenſur, eine Hierarchie, Rang und Unterſchiede. Und ich leugne Ihren Gott, Ihre Autorität, Ihre Souveränität, Ihren Rechtszuſtand, und alle Ihre Repräſentativ-Myſtifikazionen; ich will weder das Weihrauchfaß Robespierre's, noch Marat's Gerte *), und ehe ich Ihre mannweibliche Demokratie ertrage, unterſtütze ich den Status quo. Seit ſechszehn Jahren widerſtrebt Ihre Partei dem Fortſchritt, und hemmt die öffentliche Meinung; ſeit ſechszehn Jahren zeigt ſie ihren despotiſchen Urſprung, indem ſie auf dem äußerſten Saume des linken Zentrums Queue an der Thüre der Regierung macht: ſie muß

*) Robespierre präſidirte bekanntlich bei der feierlichen Wiedereinſetzung des höchſten Weſens, am 20. Juni 1794. — Marat aber wollte, daß man einen Diktator ernenne, der eine Kugel am Fuß ſchleppte, eine Gerte in der Hand führte, von vier Soldaten geleitet würde, und nichts Anderes zu thun hätte, als alle die mit ſeiner Gerte zu berühren, die den Tod, als Ariſtokraten, verdienten.

abdanken, oder ſich verjüngen. Unverſöhnliche Theoretiker der Autorität, was ſchlagt ihr denn vor, das die von euch bekriegte Regierung nicht auf erträglichere Weiſe verwirklichen könnte, als ihr?

Das **Syſtem** des Hrn. Blanc iſt in folgenden drei Punkten enthalten:

1. Der Regierung eine große Gewalt der Inizitative ſchaffen, d. h. auf franzöſiſch, die Willkür allmächtig machen, um eine Utopie zu verwirklichen.
2. Auf Staatskoſten öffentliche Werkſtätten errichten und in Kommandite geben.
3. Die Privatinduſtrie durch die Konkurrenz der nazionalen Induſtrie aufheben.

Und das iſt Alles.

Hat Hr. Blanc das Problem des Werthes vorgenommen, das in ſich allein alle andern enthält? Er ahnt nicht einmal etwas davon? — Hat er eine Theorie der Vertheilung gegeben? Nein. — Hat er die Antinomie der Theilung der Arbeit, die ewige Urſache der Unwiſſenheit, Unmoralität und des Elends für den Arbeiter, gelöſt? Nein. — Hat er den Widerſpruch der Maſchinen und der Lohnarbeit beſeitigt, und die Rechte der Aſſoziazion mit denen der Freiheit verſöhnt? Grade das Gegentheil. Hr. Blanc beſtätigt dieſen Widerſpruch. Unter dem deſpotiſchen Schutze des Staates nimmt er im Prinzip die Ungleichheit des Rangs und des Lohnes an, indem er zur Entſchädigung das Wahlrecht hinzufügt. Sind nicht Arbeiter, die ihr Reglement votiren und ihre Chefs ernennen, frei? Es könnte ſich leicht ereignen, daß dieſe abſtimmenden Arbeiter unter ſich weder Befehl, noch Lohnunterſchied mehr dulden wollten: da nun keine Vorſorge getroffen iſt, die induſtriellen Fähigkeiten bei politiſcher Gleichheit zufrieden zu ſtellen, ſo würde alsdann die Auflöſung in die Werkſtatt dringen, und dafern nicht die Polizei einſchritte, Jeder zu ſeinen eigenen Geſchäften zurückkehren. Dieſe Befürchtungen ſcheinen dem Hrn. Blanc weder ernſtlich, noch gegründet: er erwartet die Probe mit Ruhe, feſt überzeugt, die Geſellſchaft werde ſich nicht die Mühe geben, ihn Lügen zu ſtrafen.

Und die so verworrenen, so zusammengesetzten Fragen der Steuer, des Kredits, des internazionalen Handels, des Eigenthums, der Erbschaft: hat sie Hr. Blanc ergründet? Und das Problem der Bevölkerung, hat er es gelöst? Nein, nein, nein, tausendmal nein! Wenn Hr. Blanc eine Schwierigkeit nicht durchhaut, so beseitigt er sie. In Betreff der Bevölkerung sagt er: „Da nur das Elend viele Kinder erzeugt, und da die soziale Werkstatt das Elend aufhebt, so brauchen wir uns nicht darum zu bekümmern."

Vergebens ruft ihm Hr. von Sismondi im Bunde mit der gesammten Erfahrung zu: „Wir haben kein Zutrauen zu denen, welche übertragene Vollmachten ausüben. Wir glauben, daß jede Korporazion ihre Angelegenheiten schlechter besorgen wird, als diejenigen, welche von einem persönlichen Interesse beseelt sind; daß von Seiten der Direktoren Nachlässigkeit, Prunksucht, Verschleuderung, Günstlingschaft, Furcht, sich zu kompromittiren, kurz, alle Fehler eintreten werden, die man bei der Verwaltung des öffentlichen Vermögens im Gegensatz zum Privatbesitz bemerkt. Wir glauben ferner, daß man in einer Versammlung von Akzionären nur Unachtsamkeit, Laune, Nachlässigkeit antreffen wird, und daß ein Handelsunternehmen beständig in Gefahr schwebt und bald zu Grunde gerichtet wäre, wenn es von einer berathenden Versammlung abhinge." Hr. Blanc hört nichts, er betäubt sich am Klange seiner Phrasen; das Privatinteresse ersetzt er durch Hingebung an's Allgemeine; an die Stelle der Konkurrenz setzt er den Wetteifer und die Belohnungen. Nachdem er als Prinzip die industrielle Hierarchie, die nothwendige Folge seines Glaubens an Gott, an die Autorität und an's Genie gesetzt hat, gibt er sich mystischen Mächten hin, den Götzen seines Herzens und seiner Einbildung.

Also Hr. Blanc beginnt mit einem Staatsstreich, oder vielmehr, nach seinem Originalausdruck, mit einer Anwendung der Gewalt der Iniziative, die er der Regierung verleiht; er legt eine außerordentliche Kontribuzion auf die Reichen, um den Proletarier in Kommandite zu geben. Die Logik des Hrn. Blanc ist ganz einfach; es ist die der Republik. Die Regierung kann,

was das Volk will, und was das Volk will, iſt wahr. Wunderbare Art, die Geſellſchaft zu reformiren, ihre unmittelbarſten Tendenzen zu unterdrücken, ihre am meiſten beglaubigten Manifeſtazionen zu leugnen, und, anſtatt das Glück durch die regelmäßige Entwicklung der Tradizionen zu verallgemeinern, die Arbeit und das Einkommen der Art wechſeln zu laſſen! Aber, wozu dieſe Vermummungen? Wozu ſo viele Umwege? War es nicht weit einfacher, ſofort das agrariſche Geſetz anzunehmen? Konnte die Regierung, vermöge ihrer Gewalt der Iniziative, nicht von vorn herein erklären, alle Kapitale und Arbeitsinſtrumente ſeien Eigenthum des Staates, vorbehaltlich der Entſchädigung, die den Inhabern beim Uebergange zuerkannt würde? Vermittelſt dieſer entſcheidenden, aber loyalen und ehrlichen Maßregel war das ökonomiſche Feld rein gekehrt; es hätte die Utopie nichts mehr gekoſtet, und Hr. Blanc konnte alsdann, ohne irgend ein Hinderniß und bequem zur Organiſazion der Geſellſchaft übergehen.

Aber, was ſage ich? Organiſiren! Das ganze organiſche Werk des Hrn. Blanc beſteht in dem großen Akt der Expropriazion oder Subſtituzion, wie man will: wenn die Induſtrie verſchoben und republikaniſirt, wenn das große Monopol konſtituirt iſt, ſo zweifelt Hr. Blanc nicht, die Produkzion werde nach Wunſch gehen: er begreift nicht, wie man gegen das, was er ſein Syſtem nennt, eine einzige Schwierigkeit erhebe. Und wahrhaftig, was ſoll man gegen eine ſo radikal nichtige, ſo unfaßbare Idee, wie die des Hrn. Blanc, einwerfen? Der merkwürdigſte Theil ſeines Buches iſt die ausgewählte Sammlung von Einwürfen, die von einigen Ungläubigen gemacht worden waren, und denen er, das verſteht ſich von ſelbſt, ſiegreich antwortet. Dieſe Kritiker hatten nicht bemerkt, daß ſie bei der Diskuſſion des Syſtems des Hrn. Blanc über die Ausdehnung, Schwere und Geſtalt eines mathematiſchen Punktes argumentirten. Nun hat es ſich zugetragen, daß der von Hrn. Blanc gepflogene Streit ihn mehr gelehrt hat, als ſein eigenes Nachdenken gethan hatte; und man gewahrt, daß, wenn die Einwürfe fortgedauert hätten, er zuletzt entdeckt hätte, was er erfunden zu haben glaubte, die Organiſazion der Arbeit.

Aber iſt denn endlich der Zweck, ſo beſchränkt er auch ſei, den Hr. Blanc verfolgte, nämlich die Abſchaffung der Konkurrenz und die Garantie des Erfolgs einer vom Staate geſchirmten und verwalteten Geſellſchaft, iſt dieſer Zweck erreicht worden? — Ich werde bei dieſer Gelegenheit die Betrachtungen eines talentvollen Oekonomen anführen, des Hrn. Joſeph Garnier, deſſen Worten ich mir erlaube, einige Erklärungen hinzuzufügen.

„Die Regierung würde nach Hrn. Blanc moraliſche Arbeiter wählen, und ihnen gute Löhne zahlen.“ Alſo Hr. Blanc bedarf beſonders gemachter Menſchen: er ſchmeichelt ſich nicht, auf alle Arten von Charakteren einzuwirken. Was die Löhne anbelangt, ſo verſpricht Hr. Blanc gute; das iſt leichter, als ihr Maß zu beſtimmen.

„Hr. Blanc nimmt per Hypotheſe an, dieſe Werkſtätten würden einen Reinertrag geben, und außerdem noch der Privatinduſtrie eine ſo gute Konkurrenz machen, daß dieſe ſich in Nazionalwerkſtätten verwandeln müßten.“

Wie kann das zugehen, wenn die Herſtellungspreiſe der Nazionalwerkſtätten höher ſind, als die der freien Werkſtätten? Ich habe im erſten Kapitel dargethan, daß 300 Arbeiter einer Spinnerei dem Unternehmer alle zuſammen keinen regelmäßigen Reinertrag von 20,000 Fr. eintragen, und daß dieſe 20,000 Fr., unter die 300 Arbeiter vertheilt, ihr Einkommen nur um 18 Cent. täglich erhöhen würden. Das aber gilt von allen Induſtrieen. Wie wird die Nazionalwerkſtatt, die ihren Arbeitern gute Löhne ſchuldet, das Defizit ausfüllen? — Durch den Wetteifer, ſagt Hr. Blanc.

Hr. Blanc zitirt mit großer Wohlgefälligkeit das Haus Leclaire, eine Geſellſchaft von Tapezieren, die ſehr gute Geſchäfte machen, und die er als einen lebendigen Beweis für ſein Syſtem betrachtet. Hr. Blanc hätte dieſem Beiſpiel eine Maſſe ähnlicher Geſellſchaften hinzufügen können, die eben ſo viel, d. h. nichts mehr, wie das Haus Leclaire beweiſen. Das Haus Leclaire iſt ein Kollektivmonopol, unterhalten von der großen Geſellſchaft, die es umgibt. Nun fragt es ſich, ob die ganze Geſellſchaft ein Monopol werden kann, im Sinne des Hrn. Blanc und nach

dem Muſter des Hauſes Leclaire, was ich poſitiv leugne. Was aber die Frage, welche uns beſchäftigt, näher berührt, und worauf Hr. Blanc nicht geachtet hat, iſt, daß aus den Vertheilungsrechnungen, welche ihm das Haus Leclaire übergeben hat, hervorgeht, daß die Löhne dieſes Hauſes weit höher, als die allgemeine Durchſchnittszahl ſtehen, und alſo bei einer Reorganiſazion der Geſellſchaft vor allen Stücken dem Hauſe Leclaire entweder unter ſeinen Arbeitern oder draußen Konkurrenz gemacht werden müßte.

„Die Löhne würden von der Regierung geordnet werden. Die Mitglieder der ſozialen Werkſtatt würden ſie nach Belieben verwenden, und der unbeſtreitbare Vorzug des Lebens in Gemeinſchaft würde ſehr bald aus der Aſſoziazion der Arbeiten die freiwillige Aſſoziazion der Vergnügungen entſtehen laſſen.“

Iſt Hr. Blanc Kommuniſt, ja oder nein? Er ſpreche ſich einmal aus, anſtatt immer zu laviren; und wenn ihn der Kommunismus nicht verſtändlicher macht, ſo weiß man wenigſtens, was er will.

„Wenn man das Supplement lieſt, in welchem Hr. Blanc die Einwürfe zu bekämpfen für gut befindet, welche ihm mehrere Journale gemacht hatten, ſo ſieht man noch beſſer, was in ſeiner Auffaſſung Unvollſtändiges iſt, in dieſer Tochter von wenigſtens drei Vätern, des Saint-Simonismus, Fourierismus, Kommunismus, zu denen die Politik, und ein wenig, aber ſehr wenig, politiſche Oekonomie hinzukommt.

„Nach dieſen Erklärungen wäre der Staat nur Regulator, Geſetzgeber, Protektor der Induſtrie, und nicht Fabrikant, noch allgemeiner Produzent. Da er aber ausſchließlich die Nazionalwerkſtätten ſchützt, um die Privatinduſtrie zu zerſtören, ſo kommt er nothgedrungen zum Monopol zurück, und verfällt wider ſeinen Willen in die ſaint-ſimoniſtiſche Theorie, wenigſtens was die Produkzion betrifft.“

Hr. Blanc kann es nicht leugnen: ſein Syſtem iſt gegen die Privatinduſtrie gerichtet, und ſeine Regierung ſtrebt vermöge ihrer Macht der Iniziative dahin, jede individuelle Iniziative zu vernichten, die freie Arbeit zu ächten. Die Verkuppelung der

Gegenſätze iſt Hrn. Blanc verhaßt; auch ſehen wir, daß er der Aſſoziazion zuerſt die Konkurrenz, und dann noch die Freiheit opfert. Ich erwarte ihn bei der Abſchaffung der Familie.

„Demnach würde die Hierarchie aus dem Wahlprinzip entſpringen, wie im Fourierismus, wie in der konſtituzionellen Politik. Werden aber dieſe Nazionalwerkſtätten, die vom Geſetz geordnet ſind, etwas Anderes als Korporazionen ſein? Was iſt das Band der Korporazionen? Das Geſetz. Wer macht das Geſetz? Die Regierung. Sie nehmen an, es werde gut ſein? Wohlan! Die Erfahrung hat gezeigt, daß ſie ſich niemals darauf verſtanden hat, die unzähligen Zufälligkeiten der Induſtrie zu regeln. Sie ſagen uns, ſie werde den Tarif der Gewinnſte, den Tarif der Löhne feſtſetzen; Sie hoffen, ſie werde es ſo machen, daß Arbeiter und Kapitale ſich in die ſoziale Werkſtatt zurückziehen. Aber Sie ſagen uns nicht, wie das Gleichgewicht ſich zwiſchen dieſen Werkſtätten herſtellen ſoll, die zum Leben in Gemeinſchaft, zum Phalanſtére hinſtreben; Sie ſagen uns nicht, wie dieſe Werkſtätten die innere und äußere Konkurrenz vermeiden ſollen; wie ſie für das Uebermaß der Bevölkerung in Bezug auf's Kapital ſorgen; wie die induſtriellen ſozialen Werkſtätten von den ackerbauenden ſich unterſcheiden werden, und noch viele andere Sachen. Ich weiß wohl, daß Sie antworten werden: Durch die ſpezifiſche Kraft des Geſetzes! Und wenn Ihre Regierung, Ihr Staat es nicht verſtehen? Sehen Sie nicht, daß Sie an einem Abgrunde ſchweben, und daß Sie genöthigt ſind, ſich an etwas dem lebendigen Geſetze Analogen feſtzuhalten? Man ſieht es wohl, wenn man Sie lieſt: Ihr Hauptaugenmerk iſt, eine Regierung zu erfinden, die auf Ihr Syſtem angewandt werden könnte; aber ich erkläre, daß, nachdem ich Sie aufmerkſam geleſen, ich nicht glaube, daß Sie ſelbſt einen klaren und beſtimmten Begriff von dem haben, was Ihnen noththut. Was Ihnen abgeht, ſo wie uns Allen, iſt der wahrhafte Begriff der Freiheit und Gleichheit, den Sie nicht mißkennen möchten, und den Sie genöthigt ſind, zu opfern, welche Vorſichtsmaßregeln Sie auch ergreifen.

„Da Sie die Natur und die Funkzionen der Regierung nicht kennen, ſo haben Sie nicht gewagt, ſich bei einer einzigen

Erklärung aufzuhalten; Sie haben nicht das geringste Beispiel gegeben.

„Nehmen wir an, die Werkstätten seien in Thätigkeit, um zu produziren, so werden es Handelswerkstätten sein, welche die Produkte auch in Zirkulazion setzen, welche den Tausch bewerkstelligen. Und wer wird den Preis bestimmen? wieder das Gesetz? In Wahrheit, ich sage es Ihnen, Sie bedürfen einer neuen Erscheinung auf dem Berge Sinai, sonst werden Sie niemals fertig, Sie, Ihr Staatsrath, Ihre Repräsentantenkammer, oder Ihr Areopag von Senatoren."

Diese Bemerkungen sind von einer unerschütterlichen Richtigkeit. Hr. Blanc, mit seiner Organisazion durch den Staat, ist genöthigt, immer damit zu schließen, womit er hätte anfangen sollen, und was ihm die Mühe gespart hätte, sein Buch zu schreiben, mit dem Studium der ökonomischen Wissenschaft. Wie sein Kritiker sehr gut sagt: „Hr. Blanc hat das große Unrecht gehabt, politische Strategie mit Fragen zu treiben, die sich zu diesem Gebrauch gar nicht eignen"; er hat versucht, die Regierung herauszufordern, und es ist ihm nur gelungen, noch besser die Unverträglichkeit des Sozialismus mit der haranguirenden und parlamentarischen Demokratie darzuthun. Sein Pamphlet, ganz schillernd von beredten Seiten, macht ihm als Literaten Ehre; was den philosophischen Werth des Buches betrifft, so wäre er ganz derselbe, wenn der Verfasser nur auf jede Seite mit großen Buchstaben das einzige Wort geschrieben hätte: **Ich protestire.**

Resumiren wir:

Die Konkurrenz, als ökonomisch Gesetztes, als Phase, ist, in ihrem Ursprunge betrachtet, das nothwendige Resultat der Dazwischenkunft der Maschinen, der Verfassung der Werkstatt und der Theorie der Herabsetzung der allgemeinen Kosten; in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und Tendenz aufgefaßt, ist sie der Modus, nach dem sich die Kollektivthätigkeit manifestirt und ausübt, der Ausdruck der sozialen Spontaneität, das Sinnbild der Demokratie und Gleichheit, das mächtigste Werkzeug zur Konstituirung des Werthes, die Stütze der Assoziazion. — Als Trieb-

feder der individuellen Kräfte ist sie das Pfand ihrer Freiheit, das erste Moment ihrer Harmonie, die Form der Verantwortlichkeit, die sie alle vereinigt und solidarisch macht.

Aber die Konkurrenz, sich selbst überlassen, und ohne die Leitung eines höheren und übergreifenden Prinzips, ist nur eine unbestimmte Bewegung, ein zielloses Schwanken der industriellen Macht, die ewig zwischen zwei gleich verderblichen Extremen hin und her geworfen wird; diese Extreme sind, einerseits die Korporazionen und das Patronat, die wir aus der Werkstatt entstehen sahen, andererseits das Monopol, von dem im folgenden Kapitel die Rede sein wird.

Der Sozialismus, der mit Recht gegen diese anarchische Konkurrenz protestirt, hat noch nichts Genügendes zu ihrer Bändigung vorgeschlagen; und zum Beweise dessen sieht man überall in den Utopieen, die das Tageslicht erblickt haben, die Bestimmung oder Sozialisirung des Werthes der Willkür überlassen, und alle Reformen bald auf hierarchische Korporazion, bald auf ein Staatsmonopol, bald auf den despotischen Kommunismus hinauslaufen.

Sechstes Kapitel.

Vierte Epoche. — Das Monopol.

Monopol, ausschließlicher Handel, Ausbeutung oder Nutznießung einer Sache.

Das Monopol ist der natürliche Gegensatz der Konkurrenz. Diese einfache Bemerkung reicht hin, wie wir schon erwähnten, um die Utopieen zu Falle zu bringen, deren Gedanke ist, die Konkurrenz abzuschaffen, als wenn sie zum Gegensatz die Assoziazion und Bruderschaft hätte. Die Konkurrenz ist die Lebenskraft, welche das Kollektivwesen beseelt: sie zerstören, wenn es möglich wäre, hieße, die Gesellschaft tödten.

So wie aber die Konkurrenz nöthig ist, enthält sie den Begriff des Monopols, weil das Monopol gleichsam der feste Platz jeder konkurrirenden Persönlichkeit ist. Auch haben die Oekonomen bewiesen, und Hr. Rossi hat es förmlich zugegeben, daß das Monopol die Form des sozialen Besitzes ist, außer welcher keine Arbeit, kein Produkt, kein Tausch, kein Reichthum. Jeder Grundbesitz ist ein Monopol; jede industrielle Utopie geht darauf aus, sich als Monopol zu konstituiren, und dasselbe gilt von den andern Funkzionen, die in diesen beiden Kategorieen nicht einbegriffen sind.

Das Monopol an sich selbst enthält also nicht nothwendig die Idee der Ungerechtigkeit; im Gegentheil, es ist etwas in ihm, das eben so wohl der Gesellschaft als des Menschen ist, und es so legitimirt: das ist die positive Seite des Prinzips, welches wir untersuchen wollen.

Aber das Monopol, eben so wie die Konkurrenz, wird antisozial und verderblich: wie das? — Durch den Mißbrauch, antworten die Oekonomen. Und die Mißbräuche des Monopols zu bestimmen und zu verhindern, ist die Aufgabe der Magistrate; es zu denunziren, darin setzt die neue ökonomische Schule ihren Ruhm.

Wir werden darthun, daß die sogenannten Mißbräuche des Monopols nur die Wirkungen der Entwicklung des legalen Monopols im negativen Sinne sind, daß sie nicht von ihrem Prinzip getrennt werden können, ohne daß das Prinzip zu Grunde gerichtet würde; daß sie folglich dem Gesetze unzugänglich sind, und daß jede Hemmung in diesem Betracht willkürlich und ungerecht ist, so daß das Monopol, ein konstitutives Prinzip der Gesellschaft und Bedingung des Reichthums, zugleich und eben so sehr Prinzip des Raubes und des Pauperismus ist; daß, je mehr man es Gutes hervorbringen läßt, desto mehr Uebles man empfängt; daß ohne es der Fortschritt stille steht, und mit ihm die Arbeit unbeweglich wird und die Ziviliſazion erlischt.

§. 1. Nothwendigkeit des Monopols.

Also das Monopol ist der nothwendige Ausgang der Konkurrenz, die es beständig durch eine Negazion ihrer selbst erzeugt: diese Abstammung des Monopols ist schon seine Rechtfertigung. Denn weil die Konkurrenz der Gesellschaft angehört, wie die Bewegung den lebenden Wesen, so ist das Monopol, das hinter ihr herkommt, das ihr Zweck und Ziel ist, und ohne welches die Konkurrenz nicht angenommen worden wäre, so lange berechtigt, wie die Konkurrenz, so lange, als die mechanischen Prozesse und die industriellen Kombinazionen, so lange endlich, als die Theilung der Arbeit und die Konstituzion der Werthe Nothwendigkeiten und Gesetze sein werden.

Also ist das Monopol schon allein durch seine logische Ableitung gerechtfertigt. Doch würde diese Rechtfertigung als geringfügig erscheinen, und endlich nur die Konkurrenz noch energischer verurtheilen, wenn sich das Monopol nicht seinerseits selbst und als Prinzip setzen könnte.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir gesehen, daß die Theilung der Arbeit die Besonderung des Arbeiters, namentlich als Intelligenz, ist; daß die Schöpfung der Maschinen und die Organisazion der Werkstatt seine Freiheit ausdrücken, und daß durch die Konkurrenz der Mensch oder die intelligente Freiheit in Thätigkeit tritt. Das Monopol nun ist der Ausdruck der siegreichen Freiheit, der Kampfpreis, die Verherrlichung des Genie's, der stärkste Stachel zu allen seit Anfang der Welt zurückgelegten Fortschritten, so daß, wie wir vorhin sagten, die Gesellschaft, die mit ihm nicht bestehen kann, ohne es nicht entstanden wäre.

Woher kommt denn dem Monopol diese sonderbare Eigenschaft, von der die Etymologie des Wortes und die gemeine Ansicht der Sache so weit entfernt sind, uns eine Idee zu geben?

Das Monopol ist im Grunde nur die Selbstherrschaft des Menschen über sich: es ist das diktatorische Recht, von der Natur jedem Produzenten ertheilt, seine Fähigkeiten zu verwenden, wie es ihm gefällt, seinen Gedanken nach der Richtung hin ergehen zu lassen, die er vorzieht, in der Spezialität, die er zu wählen beliebt, mit aller Macht seiner Mittel zu spekuliren, uneingeschränkt die Arbeitsmittel, die er sich erschaffen, und die Kapitale, die Früchte seiner Ersparniß, zu dem Unternehmen, dessen Risiko ihm zu tragen gefällig ist, zu verwenden, und unter der ausdrücklichen Bedingung, allein die Frucht der Entdeckung und die Gewinnste des Wagnisses zu genießen.

Dieses Recht gehört so wesentlich zur Freiheit, daß, wer es leugnet, den Menschen an Leib, Seele und in der Ausübung seiner Fähigkeiten verstümmelt, und daß die Gesellschaft, die nur durch die freie Entfaltung der Individuen vorwärts kommt, sobald ihr die Kundschafter fehlen, auf ihrem Marsche stille steht.

Es ist Zeit, durch das Zeugniß der Thatsachen allen diesen Ideen einen Körper zu geben.

Ich kenne eine Gemeinde, in der von unvordenklicher Zeit her keine Wege, weder zur Bearbeitung des Bodens, noch für die Verbindungen nach Außen bestanden. Während drei Vierteln des Jahres war jede Einfuhr oder Ausfuhr der Waaren gesperrt; ein Wall von Schmutz und Sumpf schützte den geheiligten Flecken

zugleich gegen jeden Einfall von Außen und gegen jeden Streifzug der Bewohner. Sechs Pferde bei schönem Wetter reichten kaum hin zu einer Last, die eine Mähre im Schritt auf einer guten Straße zieht. Der Bürgermeister des Ortes beschloß, trotz des Gemeinderaths, einen Weg über sein Territorium zu bauen. Lange ward er geschmäht, verwünscht, verflucht. Bis auf ihn hatte man den Weg entbehrt, was brauchte er das Geld der Gemeinde auszugeben, und die Bauern in Dienstleistungen, Fuhren und Frohnden ihre Zeit verlieren zu lassen? Nur um seinen Stolz zu befriedigen, wollte der Hr. Bürgermeister, auf Kosten der armen Pächter, seinen Freunden in der Stadt, die ihn besuchten, eine so schöne Straße bauen! . . . . Trotz Allem dem wurde der Weg gemacht, und die Bauern jubelten! Welcher Unterschied, sagten sie: früher spannten wir acht Pferde vor, um dreißig Säcke auf den Markt zu fahren, und blieben drei Tage aus; jetzt fahren wir Morgens mit zwei Pferden weg, und kommen Abends zurück. Aber in allen diesen Gesprächen ist keine Rede mehr vom Bürgermeister. Seitdem ihm der Ausgang Recht gegeben hat, spricht man nicht mehr von ihm; ich habe sogar erfahren, daß die Meisten es ihm nachtragen.

Dieser Bürgermeister hatte sich als Aristides benommen. Nehmen wir an, er habe, des abgeschmackten Geträtsches müde, von vorn herein seinen Verwalteten vorgeschlagen, den Weg auf seine Kosten zu bauen, wenn man ihm während 50 Jahren einen Zoll bezahlen wolle; übrigens aber Jedem zu gestatten, wie früher querfeldein zu gehen: in wiefern wäre diese Uebereinkunft eine Spitzbüberei gewesen?

Das ist die Geschichte der Gesellschaft und der Monopolisten.

Nicht Jeder ist im Stande, seinen Mitbürgern eine Straße oder eine Maschine zu schenken: gewöhnlich ist es der Erfinder, der, nachdem er Gesundheit und Vermögen geopfert hat, Belohnung erwartet. So verweigert doch, und verspottet sie noch dabei, den Arkwright, Watt und Jacquard, das Privilegium ihrer Entdeckung; sie werden sich einschließen und arbeiten, und vielleicht nehmen sie ihr Geheimniß mit in's Grab. Verweigert

dem Koloniſten den Beſitz des Bodens, den er urbar macht, und Niemand wird urbar machen.

Aber, ſagt man, iſt das das wahrhafte Recht, das ſoziale Recht, das Bruderrecht? Was ſich entſchuldigen läßt, wenn man die urſprüngliche Gemeinſchaft verläßt, die eine Folge der Nothwendigkeit war, iſt nur ein proviſoriſcher Zuſtand, der vor einem beſſeren Verſtändniß der Pflichten und Rechte des Menſchen und der Geſellſchaft weichen muß.

Mich ſchreckt keine Hypotheſe zurück: ſehen wir zu, ergründen wir. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn nach dem Eingeſtändniß der Gegner die Dinge während der erſten Periode der Ziviliſazion nicht anders gehen konnten. Es bleibt die Frage übrig, ob die Einrichtungen dieſer erſten Periode in der That nur proviſoriſch ſind, wie man geſagt hat, oder aber das Reſultat in der Geſellſchaft immanenter und ewiger Geſetze. Die Theſe, die ich in dieſem Augenblick behaupte, iſt um ſo ſchwieriger, als ſie in direkter Oppoſizion mit der allgemeinen Tendenz ſteht, und als ich ſie gleich darauf durch ihren Widerſpruch wieder umwerfen muß.

Ich bitte, mir alſo zu ſagen, wie es möglich iſt, an die Prinzipien der Geſellſchaftlichkeit, Bruderliebe und Solidarität zu appelliren, wenn die Geſellſchaft ſelbſt jede ſolidariſche und und brüderliche Uebereinkunft von der Hand weiſt? Im Anfange jeder Induſtrie, beim erſten Morgenſchein einer Entdeckung, iſt der erfindende Menſch vereinzelt; die Geſellſchaft läßt ihn im Stich und bleibt zurück. Beſſer geſagt, dieſer Menſch wird in Bezug auf die von ihm gefaßte Idee, deren Verwirklichung er verfolgt, die ganze Geſellſchaft ſelbſt. Er hat keine Aſſoziirten, keine Mitarbeiter, keine Bürgen mehr; Jedermann flieht ihn; auf ihm allein ruht die Verantwortlichkeit, ihm allein gebühren alſo die Vortheile der Spekulazion.

Man beharrt: das ſei Blindheit von Seiten der Geſellſchaft, Aufgebung ihrer heiligſten Rechte und Intereſſen, des Wohles der nachfolgenden Generazionen; und der Spekulirende, klüger oder glücklicher, könne nicht ohne Unredlichkeit ein Monopol ausbeuten, das ihm die allgemeine Unwiſſenheit überliefere.

Ich behaupte, dies Benehmen ist von Seiten der Gesellschaft für den Augenblick noch ein Akt hoher Weisheit, und was die Zukunft betrifft, so werde ich zeigen, wie sie nichts dabei verliert. Ich habe im zweiten Kapitel durch die Lösung der Antinomie des Werthes gezeigt, daß der Vortheil jeder nützlichen Entdeckung unvergleichlich geringer für den Erfinder, wie er es auch anfange, als für die Gesellschaft ist; ich habe den Beweis in diesem Punkte bis zur mathematischen Genauigkeit getrieben. Später werde ich noch zeigen, daß die Gesellschaft, noch außer dem Gewinnst, der ihr durch jede Entdeckung zugesichert wird, von den zeitweisen, oder auf immer eingeräumten Privilegien neuen Tribut verschiedener Art erhebt, der reichlich das Uebermaß gewisser Privatvermögen ausgleicht, und dessen Wirkung das Gleichgewicht rasch wieder herstellt. Aber greifen wir nicht vor.

Ich bemerke also, daß sich das soziale Leben in doppelter Weise beurkundet, in Erhaltung und Entwicklung.

Die Entwicklung geschieht durch die Macht der persönlichen Energieen; die Masse ist ihrer Natur nach unfruchtbar, passiv und gegen jede Neuerung widerspenstig. Sie ist, wenn der Vergleich erlaubt ist, die an sich selbst unfruchtbare Gebärmutter, in der die von der Privatthätigkeit erzeugten Keime sich absetzen, die in der zwitterartigen Gesellschaft wahrhaft die Rolle des männlichen Organs versieht.

Aber die Gesellschaft erhält sich nur in so fern, als sie sich der Solidarität mit den Privatspekulazionen entzieht, und durchaus jede Neuerung dem Risiko der Einzelnen überläßt. Man könnte auf wenigen Seiten die Liste der nützlichen Erfindungen verzeichnen. Die gut ausgeführten Unternehmungen lassen sich zählen: keine Zahl wäre groß genug für die Masse falscher Ideen und unkluger Versuche, die täglich im menschlichen Gehirne ausgebrütet werden. Es gibt keinen Erfinder, keinen Arbeiter, der auf eine gesunde und richtige Idee nicht tausende von Chimären erzeugt hätte; es gibt keine Intelligenz, die auf einen Funken Verstand nicht Wolken von Rauch auswürfe. Wenn es möglich wäre, alle Produkte der menschlichen Vernunft in zwei Theile

zu theilen, auf die eine Seite die nützlichen Arbeiter, auf die andere alle irrthümliche Vergeudung von Kraft, Geist, Kapitalen und Zeit zu stellen, so würde man mit Schrecken sehen, daß die letztere Rechnung sich zur ersteren vielleicht wie eine Milliarde zu Hundert verhält. Was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn sie diese Passiva bezahlen, und alle diese Bankerotte decken müßte! Was würde auch aus der Verantwortlichkeit und Würde des Arbeiters werden, wenn er, von der sozialen Garantie gedeckt, ohne eigenes Risiko sich allen Launen einer verrückten Einbildungskraft überlassen, und in jedem Augenblick die Existenz der Menschheit auf's Spiel setzen könnte!

Aus Allem dem schließe ich, daß es bis an's Ende gehen wird, wie es von Anfang an gegangen ist, und daß, wenn wir in diesem Punkte wie in jedem andern auf Versöhnung ausgehen müssen, es abgeschmackt wäre, etwas von dem, was existirt, abschaffen zu wollen. Denn da die Welt der Ideen unendlich wie die Natur ist, und die Menschen heute so gut, wie jemals, der Spekulazion, d. h. dem Irrthum, unterworfen sind, so ist für die Individuen beständig Anreiz zum Spekuliren vorhanden, für die Gesellschaft aber Grund, zu mißtrauen und auf ihrer Hut zu sein; folglich bleibt immer Veranlassung zum Monopol.

Was schlägt man vor, um sich aus diesem Dilemma zu ziehen? Die Einlösung? Zuerst ist die Einlösung unmöglich: da alle Werthe monopolisirt werden, woher sollte die Gesellschaft Geld nehmen, um die Monopolisten zu entschädigen? Welches wäre ihre Hypothek? Zweitens wäre die Einlösung vollkommen unnütz: wenn alle Monopole eingelöst wären, so bliebe immer übrig, die Industrie zu organisiren; wo ist das System? Worüber ist die öffentliche Meinung im Klaren? Welche Probleme sind gelöst? Wenn die Organisazion sich hierarchisch gestaltet, so kehren wir zur Welt des Monopols zurück; ist sie demokratisch, so stehen wir wieder bei unserm Ausgangspunkte; die eingelösten Industriezweige verfallen der Oeffentlichkeit, d. h. der Konkurrenz, und werden nach und nach wieder Monopole; ist endlich die Organisazion kommunistisch, so sind wir nur von einer Unmöglichkeit in die andere gerathen; denn wie wir seiner Zeit beweisen wollen,

iſt die Gemeinſchaft, eben ſo wie Konkurrenz und Monopol, antinomiſch, unmöglich.

Soll man ſich, um das ſoziale Vermögen nicht einer unbegränzten, folglich verderblichen, Solidarität preiszugeben, begnügen, dem Erfindungs- und Unternehmungsgeiſte Regeln aufzulegen? Wird man eine Zenſur für die Männer von Genie und für die Narren einführen? Das hieße annehmen, die Geſellſchaft kenne im Voraus, was grade zu entdecken iſt. Die Pläne der Unternehmer im Voraus einer Prüfung unterwerfen, heißt **a priori** jede Bewegung unterſagen. Denn, noch einmal, in Bezug auf ſeinen Zweck repräſentirt jeder Induſtrielle in ſeiner Perſon für einen Augenblick die Geſellſchaft ſelbſt, ſieht beſſer und weiter, als alle andern Menſchen zuſammen, und das ſehr oft, ohne daß er ſich nur erklären oder verſtanden werden könnte. Als Kopernikus, Kepler und Galilei, die Vorgänger von Newton, zu der chriſtlichen Geſellſchaft, die damals von der Kirche repräſentirt wurde, ſagten: Die Bibel iſt im Irrthum; die Erde dreht ſich, die Sonne ſteht ſtill, hatten ſie Recht gegen die Geſellſchaft, die ſie nach dem Zeugniß der Sinne und der Ueberlieferungen Lügen ſtrafte. Konnte nun die Geſellſchaft die Verantwortlichkeit für das kopernikaniſche Syſtem übernehmen? Sie konnte es ſo wenig, daß dieſes Syſtem vielmehr offen ihrem Glauben widerſprach, und daß Galilei, einer der verantwortlichen Erfinder, weil Vernunft und Offenbarung noch nicht in Einklang gebracht waren, auf der Folter Zeugniß für die neue Idee ablegte. Wir ſind toleranter, glaub' ich; aber grade dieſe Toleranz beweist, daß wir zwar dem Genie mehr Freiheit laſſen, aber nicht minder vorſichtig, als unſere Vorältern ſein wollen. Die Erfindungspatente regnen, aber ohne Garantie der Regierung. Die Eigenthumsrechte ſind unter den Schutz der Bürger geſtellt; aber weder das Kataſter, noch die Charte garantiren den Werth: die Arbeit muß den Werth ſchaffen. Und was die wiſſenſchaftlichen und andere Sendungen betrifft, die ſich die Regierung bisweilen beeifert, geldloſen Forſchern anzuvertrauen, ſo ſind ſie nur ein Raub und ein Verderb mehr.

Thatſächlich kann die Geſellſchaft Niemanden das zur Erpro-

bung einer Idee nöthige Kapital garantiren; rechtlich kann sie das Ergebniß eines Unternehmens, auf das sie nicht subskribirt hat, nicht in Anspruch nehmen: also ist das Monopol unzerstörbar. Uebrigens würde die Solidarität nichts helfen; denn da Jeder für seine Launen die Solidarität Aller beanspruchen kann, und mit demselben Rechte die Bevollmächtigung der Regierung erhalten müßte, so würde man bald bei einer allgemeinen Willkür, d. h. kurz und gut, beim Status quo anlangen.

Einige Sozialisten hatten den sehr unglücklichen Schluß, ich sage es mit vollem Bewußtsein, aus Allgemeinheiten des Evangeliums gezogen, und glaubten, mit diesen schönen Worten die Schwierigkeit zu erledigen: — Die Ungleichheit der Fähigkeiten ist der Beweis für die Ungleichheit der Pflichten; — du hast mehr von der Natur bekommen, gib also deinen Brüdern mehr, — und ähnliche klingende und rührende Phrasen mehr, die nie ihren Effekt auf leere Köpfe verfehlen, die aber nichts desto weniger von der alleräußersten Unschuld sind. Die praktische Formel, die man aus diesen wundervollen Sprichwörtern zieht, ist, jeder Arbeiter sei seine ganze Zeit der Gesellschaft schuldig, und die Gesellschaft müsse ihm dagegen im Verhältniß ihrer Mittel Alles gewähren, was er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hat.

Mögen meine kommunistischen Freunde es mir verzeihen! Ich würde weniger verbissen gegen ihre Ideen sein, wäre ich nicht unerschütterlich überzeugt in meiner Vernunft und in meinem Herzen, daß der Kommunismus, der Republikanismus, und alle sozialen, politischen und religiösen Utopieen, welche die Fakten und die Kritik verachten, das größte Hinderniß sind, das gegenwärtig der Fortschritt zu besiegen hat. Warum will man niemals einsehen, daß die Bruderschaft nur durch die Gerechtigkeit eingeführt werden kann, daß die Gerechtigkeit allein die Bedingung, das Mittel und das Gesetz der Freiheit und Bruderschaft, Gegenstand unseres Studiums sein muß, deren Bestimmung und Formel wir unablässig bis in die geringsten Details hinein zu verfolgen haben? Warum vergessen Schriftsteller, die mit der ökonomischen Sprache vertraut sind, daß Ueberlegenheit an Talent gleichbedeutend mit Ueberlegenheit an Bedürfnissen ist, und daß

die Gesellschaft, weit entfernt, von mächtigen Persönlichkeiten etwas mehr zu verlangen, als von gemeinen, beständig darüber zu wachen hat, daß jene nicht mehr empfangen, als sie erstatten, während die Masse schon mit so vieler Mühe erstattet, was sie empfängt? Man drehe sich, wie man will, man muß immer auf's Kassabuch zurückkommen, auf das Konto von Einnahme und Ausgabe, den einzigen Schutz wider die großen Konsumenten, wie gegen die kleinen Produzenten. Der Arbeiter hat immer Vorschuß auf seine Produkzion; er will immer Kredit haben, Schulden kontrahiren und Bankerott machen; er muß beständig an den Satz Say's erinnert werden: die Produkte werden nur gegen Produkte gekauft.

Annehmen, der Arbeiter von großer Fähigkeit werde sich zu Gunsten der Kleinen mit der Hälfte seines Lohnes begnügen, umsonst Dienste thun, und, wie das Volk sagt, **pro patria** d. h. für die Abstrakzion, welche die Gesellschaft, der Souverän, oder meine Brüder benannt wird, arbeiten, hieße die Gesellschaft auf ein Gefühl gründen, das, ich sage nicht, dem Menschen unzugänglich, wohl aber, wenn es systematisch zum Prinzip erhoben wird, nur eine falsche Tugend, eine gefährliche Heuchelei ist. Die Barmherzigkeit ist uns anbefohlen als Wiedergutmachung der Mängel, die zufällig unseres Gleichen betroffen haben, und ich begreife, wie von diesem Gesichtspunkt aus die Barmherzigkeit organisirt werden kann; ich begreife, daß, wenn sie von der Solidarität ausgeht, sie einfach wiederum Gerechtigkeit wird. Aber die Barmherzigkeit als Mittel zur Gleichheit, als Gesetz des Gleichgewichts genommen, wäre die Auflösung der Gesellschaft. Die Gleichheit entsteht unter den Menschen durch das strenge und unbeugsame Gesetz der Arbeit, durch die Verhältnißmäßigkeit der Werthe, durch Ehrlichkeit im Tausch und die Gleichgültigkeit der Lebensberufe, kurz, durch die mathematische Lösung aller Antagonismen.

Deßhalb ist die Barmherzigkeit, die erste Tugend des Christen, die begründete Hoffnung des Sozialisten, das Ziel aller Bemühungen des Oekonomen, ein sozialer Fehler, sobald man ein Konstituzionsprinzip und ein Gesetz aus ihr macht; deßhalb konnten

gewisse Oekonomen sagen, die gesetzliche Wohlthätigkeit habe der Gesellschaft mehr Uebel zugefügt, als die Usurpazion des Eigenthums. Der Mensch, so wie die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, steht in fortwährender Abrechnung mit sich selbst; Alles, was er verzehrt, muß er produziren. Das ist die allgemeine Regel, der sich Niemand entziehen kann, ohne **ipso facto** mit Schmach geschlagen, oder des Betrugs verdächtig zu sein. Eine sonderbare Idee, wahrlich, unter dem Vorwande der Bruderschaft die relative Untergeordnetheit der Mehrzahl der Menschen zu dekretiren! Nach dieser saubern Erklärung muß man nur ihre Konsequenzen ziehen; und bald wird, Dank der Bruderschaft, die Aristokratie wieder da sein.

Verdoppelt den normalen Lohn eines Arbeiters, ihr ladet ihn zur Faulheit ein, ihr erniedrigt seine Würde, und entsittlicht sein Bewußtsein; — nehmt ihm den rechtmäßigen Lohn für seine Anstrengung, ihr ruft seinen Zorn hervor, oder treibt seinen Stolz auf's Aeußerste. In beiden Fällen stört ihr seine Brudergefühle. Dagegen setzt als Bedingung des Genusses die Arbeit, die einzige von der Natur vorgesehene Weise der Assoziazion, bei der die Menschen gut und glücklich werden: so kommt ihr auf das ökonomische Gesetz der Vertheilung, Produkte werden nur gegen Produkte gekauft, zurück. Der Kommunismus, ich habe mich oft darüber beklagt, ist grade die Negazion der Gesellschaft in ihrer Grundlage, welches die steigende Gleichgültigkeit der Lebensberufe und Fähigkeiten ist. Die Kommunisten, zu denen der ganze Sozialismus sich hinneigt, glauben nicht an die Gleichheit von Natur- und Erziehungswegen; sie ergänzen sie durch souveräne Dekrete, die, wie sie sich auch anstellen mögen, unausführbar sind. Anstatt die Gerechtigkeit im Verhältniß der Thatsachen aufzusuchen, nehmen sie sie in ihrer Empfindungsfähigkeit, nennen Gerechtigkeit Alles, was ihnen Nächstenliebe zu sein scheint, und verwechseln unaufhörlich Gegenstände der Vernunft mit Gegenständen der Empfindung.

Was haben denn beständig in Fragen der Oekonomie Bruderschaft, Barmherzigkeit, Aufopferung und Gott zu schaffen? Finden es die Utopisten am Ende leichter, über diese hochtrabenden Wörter

zu predigen, als ernſtlich die ſozialen Manifeſtazionen zu ſtudiren? Bruderſchaft! Brüder, ſo viel ihr wollt; wenn ich nur der große Bruder bin, und du der kleine; wenn nur die Geſellſchaft, unſere gemeinſchaftliche Mutter, meine Erſtgeburt und meine Dienſte honorirt, und meinen Antheil verdoppelt. Ihr wollt nach dem Maße eurer Mittel für meine Bedürfniſſe ſorgen. Ich verlange im Gegentheil, daß es nach dem Maße meiner Arbeit geſchehe; wo nicht, ſo höre ich auf, zu arbeiten.

Barmherzigkeit! Ich leugne die Barmherzigkeit, das iſt Myſtizismus. Vergebens ſprecht ihr mir von Bruderſchaft und Liebe: ich bin überzeugt, daß ihr mich nicht beſonders liebt, und ich fühle ſehr gut, daß ich euch gar nicht liebe. Eure Freundſchaft iſt nur erheuchelt, und wenn Ihr mich liebt, ſo geſchieht's aus Intereſſe. Ich verlange Alles, was mir zukommt, nichts, was wir nicht zukommt: warum ſchlagt ihr das ab?

Aufopferung! Ich leugne die Aufopferung, das iſt Myſtizismus. Sprecht mir von Soll und Haben, in meinen Augen dem einzigen Kriterium der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, des Guten und des Uebels in der Geſellſchaft. Jedem nach ſeinem Wirken zuerſt; und wenn ich bei Gelegenheit dazu komme, dich zu unterſtützen, ſo will ich es aus freien Stücken thun; aber gezwungen will ich nicht ſein. Mich zur Aufopferung zwingen, heißt, mich ermorden!

Gott! Ich kenne keinen Gott, das iſt wieder Myſtizismus. Fangt damit an, dies Wort aus euern Reden zu ſtreichen, wenn ihr wollt, daß ich euch zuhöre: denn dreitauſend Jahre Erfahrung haben mich gelehrt, wer mir von Gott ſpricht, will entweder an meine Freiheit oder an meinen Beutel. Wie viel biſt du mir ſchuldig? Wie viel bin ich dir ſchuldig? Das iſt meine Religion und mein Gott.

Das Monopol exiſtirt von Natur- und Menſchenwegen: es hat ſeine Quelle zugleich in der Tiefe unſeres Bewußtſeins und in der äußeren Thatſache unſerer Individualiſirung. Eben ſo, wie in unſerm Körper und unſerer Intelligenz Alles Beſonderheit und Eigenthümlichkeit iſt, eben ſo tritt unſere Arbeit mit einem eigenthümlichen und ſpezifiſchen Charakter hervor, der ihren Werth

und ihre Qualität ausmacht. Und da die Arbeit ohne Stoff oder Arbeitsgegenstand sich nicht produziren kann, und die Person nothwendig die Sache bedingt, so entsteht zwischen Subjekt und Objekt eben so unfehlbar ein Monopol, wie die Gegenwart sich zwischen Vergangenheit und Zukunft stellt. Die Bienen, Ameisen und andere in Gesellschaft lebende Thiere scheinen, einzeln genommen, nur Automaten zu sein; Seele und Instinkt sind bei ihnen fast ausschließlich kollektiv. Deßhalb kann zwischen diesen Thieren kein Privileg und Monopol stattfinden; deßhalb bedürfen sie weder Rath, noch rathschlagen sie selbst bei ihren überlegtesten Verrichtungen. Da aber die Menschheit in ihrer Mehrheit vereinzelt ist, so wird der Mensch nothwendig Monopolist, weil, wenn er das nicht ist, er nichts ist; und das soziale Problem besteht in der Frage, nicht, wie man alle Monopole abschaffen, sondern wie man sie vereinbaren soll.

Die bedeutendsten und unmittelbarsten Folgen des Monopols sind:

1. In der politischen Ordnung die Eintheilung der Menschheit in Familien, Tribus, Staaten, Nazionen, Stände: das ist die elementarische Eintheilung der Menschheit in Gruppen und Untergruppen von Arbeitern, die sich nach Stämmen, Sprachen, Sitten und Klimaten unterscheiden. Durch das Monopol hat die menschliche Gattung Besitz von der Erdkugel genommen, wie sie durch die Assoziazion ihre souveräne Herrin werden wird.

Das politische und bürgerliche Recht, wie es alle Gesetzgeber ohne Ausnahme verstanden, und wie es die Juristen formulirt haben, entsprungen aus dieser patriotischen und nazionalen Organisazion, bildet in der Reihe der sozialen Widersprüche eine erste und weite Verzweigung, deren Studium allein viermal so viel Zeit erfordern würde, als wir der Frage der industriellen Oekonomie, wie sie die Akademie gestellt hat, widmen können.

2. In der ökonomischen Ordnung trägt das Monopol zum Wachsthum des Wohlstandes bei, zunächst, indem es den allgemeinen Reichthum durch die Vervollkommnung der Mittel erhöht, dann, indem es **kapitalisirt**, d. h. indem es die Eroberungen der Arbeit, die durch Theilung, Maschinen und Konkurrenz er-

langt wurden, zuſammenhält. Aus dieſer Wirkung des Monopols iſt die ökonomiſche Fikzion entſprungen, vermöge welcher der Kapitaliſt als Produzent und das Kapital als Mittel der Produkzion betrachtet wird; ſodann, als Folge dieſer Fikzion, die Theorie des Netto- und Bruttoertrags.

In dieſem Betracht haben wir einige Bemerkungen zu machen. Führen wir zuvor J. B. Say an.

„Der produzirte Werth iſt der Bruttoertrag; wenn man von dieſem Werthe die Produkzionskoſten abgezogen hat, bleibt der Nettoertrag übrig."

„Wenn man eine Nazion in Maſſe betrachtet, ſo hat ſie keinen Reinertrag; denn da die Produkte nur die Produkzionskoſten werth ſind, ſo ſtreicht man, wenn man dieſe Koſten abzieht, den ganzen Werth der Produkte. Die Nazionalprodukzion, die jährliche Produkzion, müſſen alſo immer als Bruttoprodukzion verſtanden werden.

„Das jährliche Einkommen iſt das Bruttoeinkommen."

„Von Nettoprodukt kann nur die Rede ſein, wenn es ſich von den Intereſſen eines Produzenten im Gegenſatz zu denen anderer Produzenten handelt. Ein Unternehmer macht ſeinem Profit am produzirten Werthe, nachdem der konſumirte Werth abgezogen worden. Was aber für ihn konſumirter Werth iſt, wie der Ankauf einer produktiven Dienſtleiſtung, iſt für den Urheber dieſer Dienſtleiſtung ein Theil des Einkommens." (Traktat der politiſchen Oekonomie, analytiſche Tabelle.)

Dieſe Definizionen ſind ſonder Makel. Unglücklicherweiſe fühlte J. B. Say ihre ganze Bedeutung nicht, und konnte nicht vorausſehen, daß eines Tages ſein unmittelbarer Nachfolger am Collège de France ſie angreifen würde. Hr. Roſſi hat den Satz J. B. Say's, daß für eine Nazion das Nettoprodukt gleich dem Bruttoprodukt ſei, durch die Bemerkung zu widerlegen geglaubt, daß die Nazionen eben ſo wenig, als die Unternehmer etwas ohne Auslagen produziren, und daß, wenn die Formel J. B. Say's wahr wäre, daraus folgte, das Axiom ex nihilo nihil fit, es nicht mehr ſei.

Das aber grade trifft ein. Die Menschheit, wie Gott, produzirt Alles aus Nichts, de nihilo hilum, wie sie selbst ein Produkt des Nichts ist, wie ihr Gedanke mit dem Nichts beginnt; und Hr. Rossi würde einen solchen Mißgriff nicht begangen haben, wenn er nicht mit den Physiokraten die Produkte des industriellen Reichs mit denen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs zusammengeworfen hätte. Die politische Oekonomie fängt mit der Arbeit an; sie entwickelt sich durch die Arbeit, und Alles, was nicht aus der Arbeit stammt, fällt in die Kategorie des abstrakten Nutzens, d. h. in die Kategorie der Dinge, die dem Willen des Menschen zwar unterworfen, aber durch die Arbeit noch nicht tauschbar geworden sind, und bleibt so der Oekonomie schlechterdings fremd. Das Monopol selbst, obwol durch einen reinen Akt des Kollektivwillens eingeführt, ändert nichts an diesen Begriffen, weil nach der Geschichte, nach dem geschriebenen Gesetz und nach der ökonomischen Theorie, das Monopol nur nach der Arbeit, entweder wirklich, oder doch annahmsweise auftritt.

Die Lehre Say's ist also in Sicherheit. Was den Unternehmer anbelangt, dessen Spezialität immer andere Industrielle als Mitarbeiter voraussetzt, so ist sein Gewinnst das, was vom produzirten Werthe übrig bleibt, wenn die konsumirten Werthe abgezogen sind, unter denen der Lohn des Unternehmers, mit andern Worten, sein Gehalt, mitbegriffen ist. In Bezug auf die Gesellschaft, die alle möglichen Spezialitäten in sich schließt, ist das Nettoprodukt und das Bruttoprodukt identisch.

Aber es gibt einen Punkt, für den ich vergebens eine Erklärung in Say und den übrigen Oekonomen gesucht habe, nämlich, wie es sich mit dem Beweise von der Wirklichkeit und der Berechtigung des Nettoproduktes verhält. Denn offenbar brauchte man, um das Nettoprodukt aufzuheben, nur den Lohn der Arbeiter und den Tarif der konsumirten Werthe zu erhöhen, den Verkaufspreis aber stehen zu lassen: so daß gar kein Unterschied mehr zwischen dem Nettoprodukt und einem Abzuge an den Löhnen, oder, was dasselbe ist, einer Steuer auf den Konsumenten vorhanden zu sein scheint, und das Nettoprodukt ganz aussieht, wie eine gewaltsame Erpressung, ohne den geringsten Anschein von Recht.

Dieſe Schwierigkeit iſt in unſerer Theorie von der Verhältnißmäßigkeit der Werthe im Voraus gehoben worden.

Nach dieſer Theorie muß Jeder, der eine Maſchine, eine Idee oder ein Kapital verwendet, als ein Mann betrachtet werden, der die Summe einer gewiſſen Gattung von Produkten mit denſelben Koſten vermehrt, der folglich den ſozialen Reichthum erhöht, indem er Zeit ſpart. Das Prinzip der Berechtigung des Nettoproduktes liegt alſo in den vorher gebräuchlichen Verfahrungsarten: wenn die neue Kombinazion gut ausfällt, ſo entſteht ein Mehr von Werthen, folglich ein Gewinnſt: dieſer iſt das Nettoprodukt; wenn das Unternehmen auf falſcher Grundlage ruht, ſo wird ſich ein Defizit im Bruttoprodukt und auf die Dauer Fallite und Bankerott einſtellen. Selbſt in dem Falle, und das iſt der häufigſte, wo keine Neuerung von Seiten des Unternehmers vorhanden iſt, bleibt die Regel des Nettoproduktes, da der Erfolg einer Induſtrie von der Ausführuug abhängt, anwendbar. Da nun aber nach der Natur des Monopols jedes Unternehmen dem Riſiko des Unternehmers überlaſſen bleiben muß, ſo folgt, daß das Nettoprodukt ihm vermöge des begründetſten Anſpruchs, den es unter Menſchen gibt, vermöge der Arbeit und der Intelligenz, zukommt.

Es iſt unnütz, daran zu erinnern, daß das Nettoprodukt oft übertrieben iſt, entweder durch betrüglicher Weiſe erhaltene Lohnabzüge, oder in irgend einer andern Weiſe. Das ſind Mißbräuche, an denen das Prinzip unſchuldig iſt, die von der menſchlichen Habgier herrühren, und außerhalb der Theorie bleiben. Uebrigens habe ich bei Behandlung der Konſtituzion des Werthes gezeigt, zweites Kap. §. 2: 1) wie das Nettoprodukt niemals den Unterſchied überſteigen kann, der ſich aus der Ungleichheit der Produkzionsmittel ergibt; 2) wie der Gewinnſt, der für die Geſellſchaft aus jeder neuen Erfindung entſpringt, unvergleichlich größer iſt, als der des Unternehmers. Ich will nicht auf dieſe künftig erledigten Fragen zurückkommen; ich bemerke blos, daß das Nettoprodukt vermöge des induſtriellen Fortſchritts für den Induſtriellen immer mehr abnimmt, während andererſeits der allgemeine Wohlſtand zunimmt, grade wie die konzentriſchen

Schichten, die den Stamm eines Baumes ausmachen, dünner werden, je dicker der Baum wird, und je weiter sie sich vom Mittelpunkt entfernen.

Neben dem Nettoprodukt, der natürlichen Belohnung des Arbeiters, habe ich die Kapitalisirung der Werthe als eine der glücklichsten Wirkungen des Monopoles bezeichnet; aus ihr entsteht eine andere Art von Gewinnst, nämlich der Zins oder die Miethe der Kapitale. — Was die Rente betrifft, obwol sie oft mit dem Zins zusammenfällt, und obwol sie in gewöhnlicher Sprachweise, eben so wie Gewinnst und Zins, in die gemeinsame Bezeichnung **Einkommen** aufgeht, so ist sie doch etwas Anderes, als der Zins; sie fließt nicht aus dem Monopol, sondern aus dem Eigenthum her; sie hängt mit einer besondern Theorie zusammen, und wir werden an ihrem Orte von ihr sprechen.

Was ist denn nun jene Erscheinung, die alle Völker kennen, und die doch noch so schlecht erklärt ist, der sogenannte Zins oder Leihpreis, der zu der Fikzion der Produktivität des Kapitals Veranlassung gibt?

Jedermann weiß, daß ein Unternehmer, der seine Produkzionskosten berechnet, sie gewöhnlich in drei Kategorieen theilt: 1) die konsumirten Werthe und die bezahlten Dienste; 2) seinen persönlichen Gehalt; 3) die Tilgung und Verzinsung seiner Kapitale. Aus dieser dritten Kategorie von Kosten ist die Unterscheidung zwischen Unternehmer und Kapitalist entstanden, obgleich diese beiden Titel immer nur dieselbe Eigenschaft, das Monopol, bezeichnen.

Also ist eine industrielle Unternehmung, die nur den Kapitalzins gibt, und kein Nettoprodukt, eine unbedeutende Unternehmung, die nur zur Umwandlung der Werthe dient, ohne etwas dem Reichthume hinzuzufügen; kurz eine Unternehmung, die keinen weiteren Grund zur Existenz hat, und erster Tage aufgegeben wird. Woher kommt es nun, daß der Kapitalzins nicht als ein hinreichender Ersatz des Nettoproduktes betrachtet wird, warum ist er nicht selbst das Nettoprodukt?

Auch hier wieder bleibt die Philosophie der Oekonomen stecken.

Um die Zinsnahme zu vertheidigen, haben sie behauptet, das Kapital sei produktiv, und haben einen bildlichen Ausdruck in eine handgreifliche Wirklichkeit verwandelt. Die eigenthumsfeindlichen Sozialisten haben solche Sophismen ohne Mühe gestürzt, und das Ende dieser Polemik war eine derartige Ungunst für die Theorie des Kapitales, daß heutzutage in der Anschauung des Volkes Kapitalist und Müssiggänger identisch sind. Ich will hier gewiß nicht widerrufen, was ich selbst nach so vielen Andern behauptet habe, noch eine Klasse von Bürgern wieder zu Ehren bringen, die ihre Pflichten so seltsam mißkennt; aber das Interesse der Wissenschaft und des Proletariats selbst nöthigen mich, meine früheren Behauptungen zu vervollständigen, und die wahren Prinzipien sicher zu stellen.

1. Jede Produkzion wird zum Zwecke einer Konsumzion, d. h. eines Genusses bewerkstelligt. In der Gesellschaft bezeichnen die korrelativen Wörter Produkzion und Konsumzion, eben so wie Netto- und Bruttoprodukt, etwas durchaus Identisches. Wenn also der Arbeiter, nachdem er ein Nettoprodukt realisirt hat, anstatt sich dessen zur Erhöhung seines Wohlbefindens zu bedienen, sich auf seinen Lohn beschränkte, und immer den Ueberschuß, der ihm zukommt, auf eine neue Produkzion verwendete, wie so viele Leute thun, die nur verdienen, um zu kaufen, so würde die Produkzion unendlich zunehmen, während das Wohlbefinden, und, vom gesellschaftlichen Standpunkte gesprochen, die Bevölkerung, im Status quo verbliebe. Der Zins des Kapitales aber, das in einer industriellen Unternehmung angelegt ist, und nach und nach durch Anhäufung des Nettoproduktes entstand, dieser Zins ist gleichsam eine Verständigung zwischen der Nothwendigkeit, einerseits die Produkzion, und andererseits den Wohlstand zu vermehren; es ist eine Art und Weise, das Nettoprodukt zugleich wiederzuproduziren und zu konsumiren. Deßhalb bezahlen gewisse industrielle Kompagnieen ihren Akzionären eine Dividende, ehe noch die Unternehmung etwas hat eintragen können. Das Leben ist kurz, der Erfolg naht in abgemessenen Schritten; auf der einen Seite befiehlt die Arbeit, auf der andern Seite will der Mensch genießen. Um allen diesen Anforderungen zu genügen, wird das Netto-

produkt der Produkzion wiedergegeben; unterdessen aber (inter-ea, inter-esse), d. h. bis das neue Produkt vorhanden ist, soll der Kapitalist genießen.

Wie also die Höhe des Nettoproduktes den Fortschritt des Reichthums bezeichnet, so bezeichnet der Kapitalzins, ohne den das Nettoprodukt unnütz, und nicht einmal vorhanden sein würde, den Fortschritt des Wohlstandes. Welches auch die Regierungsform sei, die unter den Menschen Platz greife, ob sie unter dem Monopol oder in Gemeinschaft leben, ob jeder Arbeiter sein laufendes Konto für Kredit und Debet habe, oder ob die Gemeinschaft ihm Arbeit und Vergnügen zuertheile, das Gesetz, welches wir so eben gewonnen haben, wird sich immer erfüllen. Unsere Zinsrechnungen thun nichts Anderes, als Zeugniß für es ablegen.

2. Die durch das Nettoprodukt geschaffenen Werthe werden zur Ersparniß, und kapitalisiren sich dort unter der ganz vorzüglich austauschbaren Form, die am wenigsten der Entwerthung unterworfen und am freiesten ist, mit Einem Worte, unter der Form des Geldes, des einzig konstituirten Werthes. Wenn nun dieses Kapital, anstatt frei zu bleiben, *angelegt wird*, d. h. die Form von Maschinen, Gebäuden ꝛc. annimmt, so ist es zwar auch noch tauschfähig, aber viel mehr als früher den Schwankungen von Angebot und Nachfrage ausgesetzt. Wenn es einmal angelegt ist, so kann es sich nur schwer *befreien*, und was einzig dem Eigenthümer übrig bleibt, ist die Ausbeutung. Die Ausbeutung allein ist fähig, dem angelegten Kapital seinen Nominalwerth zu erhalten; es ist möglich, daß sie ihn erhöhe, möglich, daß sie ihn verringere. Ein so umgewandeltes Kapital ist wie in ein überseeisches Unternehmen gesteckt: der Zins ist die Assekuranzprämie des Kapitals. Und diese Prämie wird größer oder geringer sein, je nachdem die Kapitale selten oder häufig sind.

Später werden wir noch die Assekuranzprämie vom Kapitalzins unterscheiden, und neue Thatsachen werden aus dieser begrifflichen Trennung hervorgehen: so ist die Geschichte der Menschheit nur eine beständige Unterscheidung der Verstandesbegriffe.

3. Der Kapitalzins läßt nicht nur den Arbeiter sein Werk

genießen und ſichert ihm ſeine Erſparniß; ſondern, und das iſt die merkwürdigſte Wirkung dieſes Zinſes, obgleich er den Produzenten belohnt, nöthigt er ihn doch zugleich, unaufhörlich zu arbeiten, und nie ſtille zu ſtehen.

Wenn ein Unternehmer ſein eigener Kapitaliſt iſt, ſo kann es ſich zutragen, daß er keinen weiteren Gewinnſt will, als den Zins ſeiner Fonds ziehen: aber dann iſt es gewiß, daß ſeine Induſtrie nicht mehr fortſchreitet, folglich leidet. Das bemerkt man, ſobald der Kapitaliſt ein anderer iſt, als der Unternehmer: da alsdann nach Abzug des Zinſes der Gewinnſt für den Fabrikanten abſolut Null iſt, ſo wird ſeine Induſtrie für ihn zur beſtändigen Gefahr, die er ſich ſo bald als möglich vom Halſe ſchaffen muß. Denn wie der Wohlſtand ſich für die Geſellſchaft in unendlicher Progreſſion entwickeln muß, ſo iſt es auch Geſetz für den Produzenten, daß er beſtändig einen Ueberſchuß realiſire; ſonſt iſt ſeine Exiſtenz unſicher, einſylbig, ermüdend. Der dem Kapitaliſten vom Produzenten geſchuldete Zins iſt alſo gleichſam die Peitſche des Pflanzers, die über dem Kopfe des eingeſchlummerten Sklaven ſchwirrt; es iſt die Stimme des Fortſchritts, die ruft: Marſch, marſch! Arbeite, arbeite! Die Beſtimmung des Menſchen treibt ihn zum Glück: deßhalb verbietet ſie ihm die Ruhe.

4. Endlich iſt der Geldzins die Bedingung der Zirkulazion der Kapitale und die Haupttriebfeder der induſtriellen Solidarität. Das iſt von allen Oekonomen eingeſehen worden; und wir werden es beſonders verhandeln, wenn wir uns mit dem Kredit beſchäftigen.

Ich habe bewieſen, und ich glaube, beſſer, als bisher geſchehen war:

daß das Monopol nöthig iſt, weil es der Gegner der Konkurrenz iſt;

daß es weſentlich zur Geſellſchaft gehört, weil ſie ohne dasſelbe niemals aus den Urwäldern herausgekommen wäre, und ohne dasſelbe ſchleunig rückwärts gehen würde;

endlich, daß es die Krone des Produzenten iſt, wenn es, entweder durch das Nettoprodukt, oder durch den Zins der Kapitale, die es der Produkzion überliefert, dem Monopoliſten den

Zuwachs an Wohlstand einbringt, den seine Vorsicht und seine Bemühungen verdienen.

Wollen wir also mit den Oekonomen das Monopol feiern, und es zum Vortheil der verassekurirten Konservativen heilig sprechen? Allerdings, dafern sie mir eben so sehr im Folgenden Recht geben, wie ich ihnen im Vorhergehenden Recht gegeben habe.

§. 2. Das Monopol als Unglück für die Arbeit und Verkehrung der Ideen.

Eben so, wie die Konkurrenz, enthält das Monopol einen Widerspruch im Ausdruck, wie in der Definizion. In der That, weil Konsumzion und Produkzion identische Dinge in der Gesellschaft sind, und Verkaufen gleichbedeutend mit Kaufen ist, so heißt Privileg im Verkauf oder in der Ausbeutung nothwendig nichts Anderes, als Privileg in der Konsumzion und im Kauf, was auf die Negazion beider hinausläuft. Daher spricht das Monopol gegen die Lohnarbeit das Verbot des Konsumirens, wie des Produzirens aus. Die Konkurrenz war der Bürgerkrieg, das Monopol ist der Mord der Gefangenen.

Diese verschiedenen Sätze vereinigen alle Arten von Gewißheit, physische, algebraische und metaphysische. Was ich hinzufügen werde, wird nur ihre weitläufigere Auseinandersetzung sein; man braucht sie nur auszusprechen, um sie zu beweisen.

Jede Gesellschaft, in ihren ökonomischen Verhältnissen betrachtet, theilt sich auf natürlichr Weise in Kapitalisten und Arbeiter, Unternehmer und Lohnarbeiter, die auf eine Leiter vertheilt sind, deren Stufen das Einkommen eines Jeden bezeichnen, bestehe dieses Einkommen in Löhnen, Gewinnsten, Zinsen, Miethe oder Rente.

Aus dieser hierarchischen Vertheilung der Personen und der Einkünfte geht hervor, daß das Say'sche vorhin angeführte Prinzip: in einer Nazion ist das Nettoprodukt gleich dem Bruttoprodukt, nicht mehr wahr ist, weil durch die Wirkung des Monopols die Summe der Verkaufspreise die Summe der Herstellungspreise weit überragt. Da es nun aber doch der Her-

ſtellungspreis iſt, der den Verkaufspreis bezahlen muß, weil eine Nazion in Wahrheit keinen andern Abſatz als bei ſich ſelbſt hat, ſo folgt, daß der Tauſch, mithin die Zirkulazion und das Leben, unmöglich ſind.

„In Frankreich produziren 20 Millionen Arbeiter, auf alle Zweige der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Induſtrie vertheilt, Alles, was zum Menſchenleben nöthig iſt. Die Summe ihrer vereinigten Löhne ſei annahmsweiſe gleich 20 Milliarden; aber wegen des Gewinnſtes (Nettoprodukt und Zins), der den Monopoliſten zukommt, muß die Summe der Produkte mit 25 Milliarden bezahlt werden. Da nun aber die Nazion keine anderen Käufer als ihre Lohnarbeiter und Lohngeber hat, da dieſe nicht für jene bezahlen und der Verkaufspreis der Waaren für alle derſelbe iſt, ſo iſt es klar, daß, um die Zirkulazion möglich zu machen, der Arbeiter fünf bezahlen muß, wofür er nur vier bekommen hat.“ (Was iſt das Eigenthum? Kap. IV.)

Deßhalb alſo hängen Reichthum und Armuth zuſammen, ſind unzertrennlich, nicht nur in der Idee, ſondern auch thatſächlich; das bringt beide in eine fortwährende Konkurrenz, und gibt dem Lohnarbeiter das Recht, zu behaupten, der Reiche beſitze nur das mehr, als der Arme, was dieſem geraubt worden iſt. Wenn das Monopol ſeine Rechnung über Koſten, Profit und Zins geſtellt hat, ſtellt der konſumirende Lohnarbeiter die ſeinige; und er findet, daß, während man ihm einen im Arbeitskontrakt mit 100 bezeichneten Lohn verſprochen, man ihm in der That nur 75 gegeben hat. Das Monopol macht alſo zum Schaden der Lohnarbeit Bankerott, und es iſt wörtlich wahr, daß es von ihrer Plünderung lebt.

Vor ſechs Jahren habe ich dieſen erſchrecklichen Widerſpruch angeregt: Warum hat er keinen Widerhall in der Preſſe gefunden? Warum haben die Herren der Fama die öffentliche Meinung nicht in Kenntniß geſetzt? Warum haben diejenigen, welche die politiſchen Rechte des Arbeiters reklamiren, ihm nicht geſagt, daß er beſtohlen wird? Warum haben die Oekonomen geſchwiegen? Warum?

Unſere revoluzionäre Demokratie macht nur deßhalb ſo viel

Lärm, weil ſie ſich vor den Revoluzionen fürchtet: aber dadurch, daß ſie die Gefahr verhehlt, der ſie nicht in's Antlitz zu ſehen wagt, macht ſie ſie höchſtens größer. „Wir gleichen," ſagt Hr. Blanqui, „den Heizern, welche das Dampfquantum vermehren, während ſie zugleich die Klappen zudrücken." Opfer des Monopols, tröſtet euch! Wenn eure Henker euch nicht hören wollen, ſo hat die Vorſehung beſchloſſen, ſie zu treffen: **non audierunt**, ſagt die Bibel, **quia Deus volebat occidere eos.**

Wenn der Verkauf die Anſprüche des Monopols nicht erfüllen kann, ſo iſt Ueberprodukzion vorhanden; die Arbeit hat in einem Jahre hervorgebracht, was ſie nach ihrem Lohne nur in fünfzehn Monaten verzehren darf: alſo muß ſie ein Vierteljahr feiern. Wenn ſie aber feiert, ſo verdient ſie nichts; wie ſoll ſie jemals kaufen? Und wenn der Monopoliſt ſeine Produkte nicht quitt werden kann, wie ſoll ſeine Unternehmung beſtehen? Die logiſche Unmöglichkeit häuft ſich um die Werkſtatt herum; die Thatſachen, welche ſie darſtellen, ſind überall.

„Die engliſchen Strumpfwirker," ſagt Eugène Buret, „waren dahin gekommen, von zwei Tagen nur noch einen zu eſſen. Das dauerte achtzehn Monate." — Er führt eine Maſſe ähnlicher Fälle an.

Was aber wehe thut bei der Betrachtung der Wirkungen des Monopols, iſt, zu ſehen, wie die unglücklichen Arbeiter ſich gegenſeitig wegen ihres Elendes anklagen, und ſich einbilden, durch gegenſeitigen Schutz und durch Koalizion der Herabſetzung des Lohnes zuvorzukommen. „Die Irländer," ſagt ein Beobachter, „haben den arbeitenden Klaſſen Großbritanniens eine verderbliche Lehre gegeben .... Sie haben unſere Arbeiter das ſchlimme Geheimniß gelehrt, ihre Bedürfniſſe auf die Erhaltung des blos animaliſchen Lebens zu beſchränken, und wie die Wilden mit dem Minimum von Subſiſtenzmitteln zufrieden zu ſein, die zur Fortführung des Lebens hinreichen .... Von dieſem ſchlimmen Beiſpiele belehrt, theils aus Nothwendigkeit, haben die arbeitenden Klaſſen jenen lobenswerthen Stolz verloren, der ſie antrieb, ihre Häuſer ſauber zu möbliren, und um ſich her die anſtändigen Bequemlichkeiten zu vermehren, welche zum Glücke beitragen."

Ich habe niemals etwas Traurigeres und etwas Dummeres geleſen. Und was ſollten dieſe Arbeiter denn thun? Die Irländer ſind gekommen: mußte man ſie ermorden? Der Lohn iſt verkürzt worden: mußte man ihn ablehnen und ſterben? Die Noth befahl, Sie ſagen es ſelbſt. Hernach ſind die unaufhörlichen Arbeitsſtunden, die Krankheit, Verunſtaltung, Entartung, Verthierung und alle Zeichen der induſtriellen Sklaverei gekommen; all' dieſes Unglück iſt aus dem Monopol und ſeinen traurigen Vorgängern, der Konkurrenz, den Maſchinen und der Arbeitstheilung entſtanden: und Sie klagen die Irländer an?

Ein anderes Mal klagen die Arbeiter das Mißgeſchick an und ermahnen ſich zur Geduld: es iſt das Gegenſtück zu den Dankſagungen, die ſie an die Vorſehung richten, wenn die Arbeit gut geht und die Löhne ausreichen.

Ich leſe in einem Artikel des Hrn. Léon Faucher, im Journal des Economiſtes (Sept. 1845), daß ſeit einiger Zeit die engliſchen Arbeiter ſich die Koalizionen abgewöhnt haben, was gewiß ein Fortſchritt iſt, zu dem man ihnen nur Glück wünſchen kann, daß jedoch dieſe moraliſche Beſſerung der Arbeiter hauptſächlich von ihrer ökonomiſchen Belehrung herrührt. „Nicht von den Fabrikanten," rief auf dem Meeting zu Bolton ein Spinner aus, hängt der Lohn ab. In flauen Zeiten ſind die Herren, ſo zu ſagen, nur die Geißel, mit der ſich die Nothwendigkeit bewaffnet: und ſie müſſen zuſchlagen, mögen ſie wollen, oder nicht. Das regulirende Prinzip iſt das Verhältniß von Angebot und Nachfrage, und es ſteht nicht in der Gewalt der Herren .... Handeln wir alſo vorſichtig, reſigniren wir im Mißgeſchick, benutzen wir das Glück: wenn wir die Fortſchritte unſerer Induſtrie begünſtigen, werden wir nicht nur uns ſelbſt, ſondern dem ganzen Lande nützlich ſein." (Beifall.)

Vortrefflich: das ſind gut erzogene Arbeiter, Muſter von Arbeitern! Welche Menſchen ſind dieſe Spinner, die klaglos die Geißel der Nothwendigkeit erdulden, weil das regulirende Prinzip des Lohnes Angebot und Nachfrage iſt! Hr. Léon Faucher fügt mit reizender Naivität hinzu: „Die engliſchen

Arbeiter sind unermüdliche Denker. Gebt ihnen ein falsches Prinzip, und sie werden es mathematisch bis aufs Absurde treiben, ohne stille zu stehen, noch zu erschrecken, als wenn sie auf den Triumph der Wahrheit ausgingen." Was mich anbelangt, so hoffe ich, daß ungeachtet aller Anstrengungen der ökonomischen Propaganda, die französischen Arbeiter niemals Denker von dieser Stärke werden. Angebot und Nachfrage, so gut wie die Geißel der Nothwendigkeit, haben keinen Einfluß mehr auf ihren Verstand. Dieser Jammer fehlte England noch: er wird nicht über den Kanal kommen.

Durch die vereinte Wirkung der Theilung, der Maschinen, des Nettoprodukts und des Zinses, dehnt das Monopol seine Eroberungen in steigender Progression aus; seine Arme umfassen den Ackerbau so gut wie den Handel und die Industrie, und alle Arten von Produkten. Jedermann kennt das Wort des Plinius über das Bodenmonopol, das den Sturz Italiens herbeiführte, **latifundia perdidere Italiam.** Dasselbe Monopol hält noch immer das römische flache Land in Armuth und macht es unbewohnbar; es bildet den falschen Kreislauf, in dem sich England krampfhaft abmüht; es hat, in Folge eines Racenkrieges gewaltsam eingeführt, alles Unglück Irlands hervorgebracht, und macht dem O'Connel so viel Sorgen, der bei aller seiner Sünde nicht im Stande ist, seine Repealer durch dieses Labyrinth zu führen. Die hochtrabende Gesinnung und die Rhetorik sind das schlimmste Mittel gegen die Uebel der Gesellschaft: es wäre für O'Connel leichter, Irland und die Irländer von der Nordsee in den australischen Ozean zu verpflanzen, als das Monopol, das sie erwürgt, durch den Wind seiner Haranguen zu Falle zu bringen. Die allgemeinen Abendmahlsfeiern und die Predigten werden nicht mehr ausrichten: wenn das religiöse Gefühl die Irländer einzig noch sittlich aufrecht erhält, so ist es hohe Zeit, daß ein wenig von jener profanen Wissenschaft, die von der Kirche so verachtet wird, den Schafen zu Hülfe komme, die ihr Stab nicht mehr schützt.

Das Uebergreifen des Monopols in Handel und Industrie ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, Zeugnisse dafür zu

ſammeln: wozu braucht man übrigens ſo viel zu beweiſen, wenn die Reſultate ſo laut ſprechen? Die Beſchreibung des Elendes der arbeitenden Klaſſen von E. Buret hat etwas Phantaſtiſches, was niederdrückt und erſchreckt. Es ſind Szenen, an welche die Einbildungskraft nicht glauben will, ungeachtet der Beglaubigungen und Protokolle. Ganz nackte Ehegatten, auf dem Boden eines leeren Alkovens mit ihren nackten Kindern; ganze Bevölkerungen, die Sonntags nicht mehr in die Kirche gehen, weil ſie nackt ſind; Leichname, die acht Tage ohne Begräbniß bleiben, weil vom Verſtorbenen weder ein Grabtuch zum Einhüllen, noch Geld für Bahre und Todtengräber übrig iſt (und der Biſchof hat 4 — 500,000 Pfd. Rente); — Familien, die in Kloaken zuſammengehäuft ſind, Schweine zu Stubenkameraden haben, lebendig von der Fäulniß erreicht werden, oder in Löchern, wie Albinos wohnen; achtzigjährige Greiſe, die nackt auf nackten Brettern ſchlafen; die Jungfrau und die Hure in derſelben Nacktheit ſterbend: überall Verzweiflung, Auszehrung, Hunger, Hunger! Und dies Volk, das die Verbrechen ſeiner Herren büßt, empört ſich nicht! Nein, bei den Flammen der Nemeſis! wenn das Volk ſich nicht mehr rächt, ſo gibt es keine Vorſehung mehr.

Die maſſenhaften Verheerungen des Monopols haben noch keine Dichter gefunden. Unſere Reimſchmiede, den Dingen dieſer Welt fremd, ohne Herz für den Proletarier, ſeufzen fortwährend dem Monde ihre melancholiſche Wolluſt zu. Und doch, welcher Stoff zu Meditazionen iſt das Elend, welches vom Monopol erzeugt wird!

Walter Scott ſpricht:

„Ehemals, es iſt ſchon lange her, hatte jeder Bauer ſeine Kuh und ſein Schwein nnd ſeinen Zaun um's Haus. Da, wo heute ein einziger Pächter ackert, lebten ehemals dreißig kleine Pächter; ſo daß auf Ein Individuum, das für ſich allein freilich reicher geworden iſt, als die dreißig Pächter der alten Zeit, gegenwärtig 29 arme Taglöhner kommen, ohne Beſchäftigung für ihren Verſtand und für ihre Arme, und von denen mehr als die Hälfte überflüſſig iſt. Die einzig nützliche Beſchäftigung, die ſie verrichten, beſteht darin, daß ſie, wenn ſie können,

jährlich eine Rente von 60 Schillingen für die Hütten zahlen, welche sie bewohnen.

Eine moderne Ballade, die E. Buret zitirt, besingt die Einöde des Monopols:

Das Rad im Thal ist todtenstill,
Und häuslich Glück ist längst vorbei.
Die bleichen Hände hält der Greis
Ob einem Wölkchen Rauchs; das Haus
Ist leer und öde wie sein Herz.

Die Parlamentsberichte wetteifern mit dem Romandichter und dem Poeten.

„Die Bewohner von Glensheil nahe bei dem Thale von Dunden zeichneten sich ehemals vor allen ihren Nachbarn durch ihre überlegenen physischen Eigenschaften aus. Die Männer waren hochgewachsen, stark, thätig und muthvoll; die Frauen artig und reizend. Die beiden Geschlechter besaßen einen außerordentlichen Sinn für Poesie und Musik. Jetzt haben leider! eine langwierige Armuth, die andauernde Entbehrung hinreichender Nahrung und anständiger Kleidung diesen ausgezeichnet schönen Volksstamm gänzlich heruntergebracht."

Das ist die unumgängliche Entartung, von der wir in den beiden Kapiteln von der Theilung der Arbeit und den Maschinen gesprochen haben. Und unsere Literaten beschäftigen sich mit Faseleien über die Vergangenheit, als wenn die Gegenwart ihrem Genie nichts böte. Der Erste unter ihnen, der sich in diese höllische Bahn gewagt hat, erregte Lärm in der Sippschaft! Feige Schmarotzer, erbärmliche Prosa- und Verskrämer, die ihr alle den Lohn des Marsyas verdientet! O, wenn eure Marter so lange dauern sollte, als meine Verachtung, so müßtet ihr an die Ewigkeit der Höllenstrafen glauben.

Das Monopol, das uns so eben noch als vortrefflich auf Gerechtigkeit begründet erschien, ist um so ungerechter, als es nicht nur den Lohn illusorisch macht, sondern auch den Arbeiter grade bei der Schätzung dieses Lohnes täuscht, indem es ihm gegenüber einen falschen Titel, eine falsche Qualität annimmt.

Hr. von Sismondi, in seinen Studien über soziale Oekonomie bemerkt irgendwo, daß, wenn ein Bankier einem Kaufmann Bankbillets gegen seine Werthe einhändigt, er durchaus dem Kaufmann keinen Kredit gibt, sondern im Gegentheil Kredit von ihm erhält. Dieser Kredit, fügt Hr. von Sismondi hinzu, ist freilich so kurz, daß der Kaufmann sich kaum die Mühe nimmt, zu untersuchen, ob der Bankier dessen würdig ist, um so weniger, als Er es ist, der Kredit fordert, anstatt ihn zu geben."

Also sind nach Herrn von Sismondi bei der Ausgabe von Bankpapier die Rollen des Kaufmanns und des Bankiers in verkehrtem Verhältniß: der erste ist der Gläubiger, der zweite der Schuldner.

Etwas Aehnliches geht zwischen dem Monopolisten und dem Lohnarbeiter vor.

Thatsächlich sind es die Arbeiter, die wie der Kaufmann an der Bank ihre Arbeit diskontiren wollen, rechtlich ist es der Unternehmer, der ihnen Kauzion und Sicherheit leisten müßte. Ich erkläre mich.

Bei jedem Geschäft, von welcher Art es auch sei, kann der Unternehmer, außer seiner persönlichen Arbeit, mit Recht nichts in Anspruch nehmen, als die **Idee**: was die **Ausführung** betrifft, die das Resultat des Zusammenwirkens zahlreicher Arbeiter ist, so ist sie eine Wirkung der Kollektivkraft, deren Urheber, welche eben so frei sind als ihr Chef, nichts hervorbringen können, das ihm umsonst zukomme. Es handelt sich nun darum, zu wissen, ob die Summe der Einzellöhne, die vom Unternehmer bezahlt werden, gleich der in Rede stehenden Kollektivwirkung ist: denn wenn es anders wäre, so wäre der Satz Say's: Jedes Produkt ist seine Kosten werth, verletzt.

„Der Kapitalist," sagte man, „hat die Tage der Arbeiter zu dem festgesetzten Preise bezahlt; folglich ist er ihnen nichts mehr schuldig. Um genau zu sein, müßte man sagen, daß er so oft einen Tag bezahlt hat, als er Arbeiter beschäftigte, was durchaus nicht einerlei ist. Denn diese ungeheure Kraft, die aus der Vereinigung der Arbeiter, aus dem Zusammenstreben und der Harmonie ihrer Mühen entspringt; diese Ersparniß von Kosten,

die durch die Bildung der Werkſtatt erlangt wurde; dieſe Vermehrung des Produktes, für die freilich der Unternehmer vorgeſorgt hatte, die aber durch freie Kräfte verwirklicht wurde, die hat er gar nicht bezahlt. Zweihundert Grenadiere haben unter der Leitung eines Ingenieurs in wenigen Stunden den Obelisken aufgerichtet: glaubt man, ein einziger Mann wäre in zweihundert Tagen damit zu Stande gekommen? Dennoch iſt nach der Rechnung des Unternehmers die Summe der Löhne in beiden Fällen dieſelbe, weil er ſich den Gewinnſt der Kollektivkraft zueignet. Von zwei Dingen eins, entweder das iſt Uſurpazion ſeinerſeits, oder es iſt Irrthum." (Was iſt das Eigenthum? Kap. III.)

Um die Mule-Jenny, wie es ſich gehört, anzuwenden, brauchte man Mechaniker, Maſchinenbauer, Kommis, Schaaren von Arbeitern und Arbeiterinnen jeder Art. Im Namen ihrer Freiheit, ihrer Sicherheit, ihrer Zukunft und der Zukunft ihrer Kinder, mußten dieſe Arbeiter, als ſie ſich für die Spinnerei anwerben ließen, ihren Vorbehalt machen: Wo ſind die Kreditbriefe, die ſie den Unternehmern überliefert haben? Wo ſind die Garanticen, die ſie von ihnen empfingen? Was! Millionen Menſchen haben ihre Arme verkauft, ihre Freiheit veräußert, ohne die Wichtigkeit des Kontraktes zu kennen; ſie haben ſich verdungen im Glauben an eine anhaltende Arbeit und einen hinreichenden Lohn; ſie haben mit ihren Händen ausgeführt, was der Gedanke der Herren erſonnen hatte; ſie ſind durch dieſe Mitarbeiterſchaft bei dem Unternehmen betheiligt; und wenn das Monopol keinen Tauſch mehr vornehmen kann oder will, ſeine Fabrikazion einſtellt, und die Millionen von Arbeitern brodlos läßt, ſo ſagt man ihnen, ſie ſollten reſigniren. Durch neue Vorrichtungen haben ſie neun Arbeitstage auf zehn verloren, und als Entſchädigung zeigt man ihnen die Geißel der Nothwendigkeit über ihrem Kopfe! Weigern ſie ſich hierauf, für einen geringern Lohn zu arbeiten, ſo beweiſt man ihnen, daß ſie ſich ſelbſt beſtrafen. Nehmen ſie den Preis an, den man ihnen bietet, ſo verlieren ſie den edlen Stolz, jenen Geſchmack an anſtändigen Bequemlichkeiten, die das Glück und die Würde des Arbeiters ausmachen, und ihm ein Recht auf die Sympathie des Reichen geben. Verſtändigen

sie sich, um ihren Lohn in die Höhe zu treiben, so wirft man sie in's Gefängniß! Während sie vor den Gerichten ihre Aussauger verfolgen sollten, bestrafen sie die Gerichte wegen Angriffs auf die Handelsfreiheit! Opfer des Monopols, tragen sie die Strafe, welche den Monopolisten gebührte! O Gerechtigkeit der Menschen, dumme Buhlerin, bis wann wirst du in deinen Götterflittern das Blut des erwügten Proletariers trinken?

Das Monopol hat auf Alles Beschlag gelegt, auf den Boden, auf die Arbeit und Arbeitsinstrumente, auf die Produkte und die Vertheilung der Produkte. Die politische Oekonomie hat es selbst zugeben müssen: „Man stößt fast überall auf seinem Wege auf ein Monopol," sagt Hr. Rossi. „Es gibt kaum ein Produkt, das als das reine und einfache Resultat der Arbeit betrachtet werden könnte; also ist das ökonomische Gesetz, welches den Preis nach den Produkzionskosten bestimmt, niemals vollständig wahr.... Es ist eine Formel, die durch die Dazwischenkunft des einen oder andern Monopols, denen die Instrumente der Produkzion unterworfen sind, gründlich modifizirt wird." (Vorlesungen über pol. Oek. Th. I. S. 143.)

Hr. Rossi steht zu hoch, um seinem Ausdruck die ganze Schärfe und Genauigkeit zu geben, welche die Wissenschaft verlangt, wenn vom Monopol die Rede ist. Was er mit so vielem Wohlwollen eine Modifikazion der ökonomischen Formeln nennt, ist nichts, als eine lange und abscheuliche Verletzung der Grundgesetze der Arbeit und des Tausches. Durch das Monopol geschieht es, daß in der Gesellschaft das Nettoprodukt noch außer dem Bruttoprodukt gezählt wird, und daß der Kollektivarbeiter für sein eigenes Erzeugniß mehr bezahlen muß, als es kostet, was ein Widerspruch und unmöglich ist; — daß das natürliche Gleichgewicht der Produkzion und Konsumzion sich zerstört findet; daß der Arbeiter sowol im Betrage seines Lohnes, als in seiner Arbeitsordnung betrogen wird; daß der Fortschritt im Wohlstande sich für ihn in einen fortwährenden Fortschritt des Elends verwandelt: endlich geschieht es durch's Monopol, daß alle Begriffe von Gerechtigkeit im Tausch verkehrt sind, und daß die soziale Oekonomie aus einer positiven Wissenschaft eine wahre Utopie wird.

Dieſe Verrückung der politiſchen Oekonomie unter dem Einfluſſe des Monopols iſt ein ſo merkwürdiges Faktum in der Geſchichte der ſozialen Ideen, daß wir nicht umhin können, hier einige Beiſpiele davon anzuführen.

So iſt vom Standpunkt des Monopols der Werth nicht mehr jener ſynthetiſche Begriff, der das Verhältniß eines beſonderen nützlichen Gegenſtandes zur Geſammtheit des Reichthums ausdrückt: da das Monopol die Dinge nicht in Bezug auf die Geſellſchaft, ſondern in Bezug auf ſich ſelbſt abſchätzt, ſo verliert der Werth ſeinen ſozialen Charakter, und iſt nur ein unbeſtimmtes, willkürliches, egoiſtiſches, weſentlich veränderliches Verhältniß. Von dieſem Prinzip ausgehend, dehnt der Monopoliſt die Bezeichnung Produkt auf alle Arten von Dienſtbarkeit aus, und wendet die Idee des Kapitals auf alle frivolen und ſchmählichen Induſtrieen an, aus denen ſeine Leidenſchaften und Laſter Vortheil ziehen. Die Reize einer Buhlerin, ſagt Say, ſind ein Fonds, deren Ertrag dem allgemeinen Geſetz der Werthe, dem Angebot und der Nachfrage folgt. Die meiſten ökonomiſchen Werke ſind voll ähnlicher Anwendungen. Da aber die Proſtituzion und die Dienſtbarkeit, aus der ſie herſtammt, von der Moral verworfen ſind, ſo wird uns Hr. Roſſi noch einmal bemerken, daß die politiſche Oekonomie, nachdem ſie ihre Formel in Folge der Dazwiſchenkunft des Monopols modifizirte, ſie auf's Neue einer Korrektur zu unterwerfen hat, wiewol ihre Schlüſſe an ſich ſelbſt tadellos ſeien. Denn, ſagt er, die politiſche Oekonomie hat nichts zu ſchaffen mit der Moral: an uns iſt es, ihre Formeln anzunehmen, zu modifiziren oder zu korrigiren, je nachdem unſer Beſtes, das der Geſellſchaft, und die Sorge um die Moral es erfordern. Welche Kluft iſt zwiſchen der Oekonomie und der Wahrheit!

Eben ſo iſt die Theorie des Nettoprodukts, die ſo außerordentlich ſozial, progreſſiv und konſervativ iſt, wenn ich ſo ſagen darf, vom Monopol individualiſirt worden, und das Prinzip, welches das Wohl der Geſellſchaft herbeiführen könnte, bereitet ihren Untergang vor. Der Monopoliſt, der bei Allem das größtmögliche Nettoprodukt ſucht, handelt nicht mehr als Glied der

Gesellschaft und im Interesse der Gesellschaft; er handelt im ausschließlich persönlichen Interesse, sei dies Interesse dem sozialen Interesse entgegen, oder nicht. Diese veränderte Ansicht der Sache ist der Grund, welchem Hr. von Sismondi die Entvölkerung des römischen flachen Landes zuschreibt. Nach den vergleichenden Forschungen, die er über den Ertrag des **agro romano** angestellt hat, jenachdem er bebaut oder als Weide belassen würde, hat er gefunden, daß der Bruttoertrag im ersteren Falle zwölfmal beträchtlicher wäre, als im zweiten; da aber der Landbau eine verhältnißmäßig größere Zahl Arme gebraucht, so hat er auch gesehen, daß in demselben Falle der Nettoertrag geringer sein würde. Diese Berechnung, die den Eigenthümern nicht entgangen war, hat hingereicht, um sie in der Gewohnheit zu bestärken, ihre Ländereien unbebaut zu lassen, und das römische flache Land ist unbewohnt.

„Alle Theile der römischen Staaten," fügt Hr. von Sismondi hinzu, bieten denselben Kontrast zwischen der Erinnerung an ihren Flor im Mittelalter und ihrer gegenwärtigen Verödung dar. Die Stadt Ceres, berühmt geworden durch Renzo da Ceri, der bald Marseille gegen Karl V., bald Genf gegen den Herzog von Savoyen vertheidigte, ist nur noch eine Wüste. Auf allen Lehngütern der Orsini und Colonna Niemand. In den Wäldern, die den schönen See von Vivo umgeben, ist das menschliche Geschlecht verschwunden; und die Soldaten, mit denen der furchtbare Präfekt von Vivo Rom so oft im 14. Jahrhundert zum Zittern brachte, haben keine Nachkommen hinterlassen. Castro und Ronciglione sind verödet ....." (Studien über die pol. Oek.)

In der That, die Gesellschaft sucht den größten Bruttoertrag, folglich die größtmögliche Bevölkerung, weil für sie Bruttoertrag und Reinertrag identisch sind. Das Monopol dagegen ist beständig auf den größten Nettoertrag aus, sollte es ihn auch nur um den Preis der Vertilgung des Menschengeschlechts erlangen.

Unter dem nämlichen Einflusse des Monopols ist der Kapitalzins, in seinem Begriff verderbt, ebenfalls ein Prinzip des Todes für die Gesellschaft geworden. Wie wir ihn erklärt haben, ist

der Kapitalzins einerseits die Form, unter welcher der Arbeiter seinen Nettoertrag genießt, während er ihn immerfort zu neuen Hervorbringungen dienen läßt; andererseits ist dieser Zins das materielle Band der Solidarität unter den Produzenten, vom Gesichtspunkte des zunehmenden Reichthums aus. Nach der ersten Seite hin kann die Summe der Zinsen nie den Betrag des Kapitales selbst übersteigen; nach der zweiten begreift der Zins noch außer der Wiedererstattung eine Prämie, als Belohnung für den geleisteten Dienst. In keinem Falle ist der Begriff immerwährender Dauer gegeben.

Aber das Monopol verwechselt den Begriff des Kapitals, der nur von Schöpfungen der menschlichen Industrie gebraucht werden kann, mit dem des auszubeutenden Fonds, den uns die Natur gegeben hat, und der Allen gehört, wird außerdem in seiner Usurpazion begünstigt durch den anarchischen Zustand einer Gesellschaft, in welcher der Besitz nur unter der Bedingung existiren kann, ausschließlich, souverän und ewig zu sein; — und so hat sich das Monopol eingebildet, hat als Prinzip gesetzt, daß das Kapital, eben so wie der Boden, die Thiere, die Pflanzen, in sich selbst eine eigenthümliche Thätigkeit habe, die den Kapitalisten entbände, etwas Anderes in den Tausch zu bringen, und irgend einen Antheil an den Arbeiten der Werkstatt zu nehmen. Von dieser falschen Idee des Monopols ist das griechische Wort für Zinsnahme hergekommen, tokos, gleichsam das Junge oder der Nachwuchs des Kapitals, was dem Aristoteles Veranlassung zu dem Wortspiele gegeben hat, die Thaler machen keine Jungen. Aber das Gleichniß der Wucherer hat den Sieg über den Scherz des Stagyriten davongetragen; die Zinsnahme, wie die Rente, der sie nachgebildet worden, ist für ewig berechtigt erklärt worden, und nur sehr spät hat sie, vermöge einer Art von Rückkehr zu ihrem Prinzip, die Idee der Tilgung hervorgebracht....

Das ist der Sinn des Räthsels, das so viel Skandal unter Theologen und Juristen verursacht hat, und über welches die christliche Kirche zweimal im Irrthum war, zuerst, indem sie jede Art von Zins verdammte, zum zweiten Male, als sie zu den Oekonomen überging, und so ihre alten Maximen Lügen

ſtrafte. Der Wucher oder das Heimfallsrecht ſind zugleich der Ausdruck und die Verurtheilung des Monopols; ſie ſind die Organiſazion und Legaliſazion der Beraubung der Arbeit durch das Kapital; von allen ökonomiſchen Unterwühlungen diejenige, welche die alte Geſellſchaft am lauteſten anklagt, und deren ſkandalöſe Hartnäckigkeit eine plötzliche Entſetzung der ganzen Kapitaliſtenklaſſe, und zwar ohne Entſchädigung, rechtfertigen würde.

Endlich hat das Monopol, durch eine Art von Erhaltungsinſtinkt, ſelbſt die Idee der Aſſoziazion verderbt, die ihm hinderlich ſein konnte, oder, beſſer geſagt, es hat ihr nicht erlaubt, hervorzutreten.

Wer könnte ſich heutzutage ſchmeicheln, eine Erklärung deſſen zu geben, was die Geſellſchaft unter Menſchen ſein ſoll? Das Geſetz unterſcheidet zwei Arten und vier Unterarten von Zivilgeſellſchaften; eben ſo viele Handelsgeſellſchaften, von der einfachen Geſellſchaft auf gemeinſchaftliche Rechnung bis zur anonymen. Ich habe die geachtetſten Kommentare über alle dieſe Aſſoziazionsformen geleſen, und erkläre, nichts darin gefunden zu haben, als eine Anwendung der Herkömmlichkeiten des Monopols auf zwei oder mehr Koaliſirte, die ihre Kapitale und Bemühungen vereinigen gegen Alles was produzirt und konſumirt, erfindet und tauſcht, lebt und ſtirbt. Die Bedingung **sine qua non** aller dieſer Geſellſchaften iſt das Kapital, deſſen Vorhandenſein allein ſie ausmacht und ihnen eine Baſis gibt; ihr Zweck iſt das Monopol, d. h. die Ausſchließung aller andern Arbeiter und Kapitaliſten, folglich die Negazion der ſozialen Allgemeinheit, was die Perſonen betrifft.

So wäre nach der Erklärung des **Code** eine Handelsgeſellſchaft, die prinzipiell jedem Fremden die Befähigung ertheilte, auf ſeine einfache Anfrage ihr Mitglied zu werden, und ſofort die Rechte und Vorrechte der Aſſoziirten, ſogar der Geſchäftsführer, zu genießen, keine Geſellſchaft mehr; die Gerichte würden **ex officio** ihre Auflöſung, ihr Nichtvorhandenſein ausſprechen. Eben ſo würde ein Geſellſchaftsvertrag, in welchem die Kontrahenten keine Einlage beſtimmten, und der, indem er ſich vorbehielte, Jedem das ausdrückliche Recht zu laſſen, mit Allen zu konkurriren, Allen einfach Arbeit und Lohn zuſicherte, ohne weder von

der besondern Art des Geschäftes, noch von Kapitalen und Zinsen, noch von Gewinnsten und Verlusten zu sprechen, ein solcher Vertrag würde sich in seinem Inhalte widersprechen, keinen Gegenstand und Grund haben, und auf die Beschwerde des ersten widerspenstigen Assoziirten vom Richter vernichtet werden. Eine so abgefaßte Uebereinkunft könnte zu keinem Prozesse berechtigen: Leute, welche sich für die Assoziirten von Jedermann ausgäben, würden betrachtet, als wären sie es von Niemand; Instrumente, in denen man zugleich von Garantie und Konkurrenz unter Assoziirten spräche, ohne irgend eine Erwähnung von Gesellschaftskapital, und ohne Bestimmung des Zweckes, würden für das Werk eines überschwänglichen Charlatanismus gelten, deren Urheber vielleicht nach Bicètre geschickt würde, vorausgesetzt, die Richter wollten ihn nur als einen Narren betrachten.

Und doch wird es von den besten Zeugnissen der Geschichte und der Sozialökonomie erhärtet, daß die Menschheit nackt und ohne Kapital auf die Erde geworfen worden ist, die sie bearbeitet; daß sie es folglich ist, die allen Reichthum hervorgebracht hat und noch täglich hervorbringt; daß das Monopol in ihr nur einen relativen Zweck hat, nämlich den Grad des Arbeiters, dem gewisse Vortheile zukommen, zu bezeichnen, und daß der ganze Fortschritt darin besteht, unablässig die Produkte zu vermehren, ihre Verhältnißmäßigkeit zu bestimmen, d. h. die Arbeit und den Wohlstand durch Theilung, Maschinen, Werkstatt, Erziehung und Konkurrenz zu organisiren. Das tiefste Studium der Erscheinungen sieht nichts darüber hinaus. — Andererseits ist es klar, daß alle Bestrebungen der Menschheit, in der Politik, in den bürgerlichen Gesetzen, auf die Verallgemeinerung, d. h. auf eine vollständige Umwandlung der Idee von Gesellschaft, wie unsere Gesetzbücher sie bestimmen, ausgehen.

Daraus folgere ich, daß ein Gesellschaftsvertrag, der nicht mehr die Einlage der Theilnehmer, weil jeder Theilnehmer nach der ökonomischen Theorie dafür angesehen wird, als besäße er absolut Nichts bei seinem Eintritt in die Gesellschaft, sondern die Arbeits- und Tauschbedingungen reguliren würde, und der Allen Zutritt gewährte, die sich nur meldeten; ich folgere, sage ich,

daß ein ſolcher Geſellſchaftsvertrag nichts Irrazionelles und Unwiſſenſchaftliches an ſich haben würde, weil er der Ausdruck des Fortſchrittes ſelbſt wäre, die organiſche Formel der Arbeit, weil er, ſo zu ſagen, die Menſchheit ſich ſelbſt offenbaren würde, indem er ihr die Elemente zu ihrer Konſtituzion darböte.

Wer von allen Oekonomen und Juriſten hat ſich jemals dieſer herrlichen und doch ſo einfachen Idee nur auf tauſend Meilen genähert? „Ich glaube nicht," ſagt Hr. Troplong, „daß der Aſſoziazionsgeiſt zu größeren Beſtimmungen berufen iſt, als er in der Vergangenheit und bis heute erfüllt hat . . . .; und ich geſtehe, daß ich nichts verſucht habe, um ſolche Hoffnungen zu verwirklichen, die ich für übertrieben halte. Es gibt genaue Gränzen, welche die Aſſoziazion nicht überſchreiten darf. Nein! die Aſſoziazion iſt in Frankreich nicht dazu berufen, Alles zu regieren. Der ſpontane Aufſchwung des individuellen Geiſtes iſt auch eine lebendige Kraft unſerer Nazion und eine Bedingung ihrer Urſprünglichkeit . . . .

„Die Idee der Aſſoziazion iſt nicht neu . . . . Schon bei den Römern ſehen wir die Handelsgeſellſchaft mit ihrer ganzen Zuthat von Monopolen, Aufkäufen, Scheinkäufen, Koalizionen, Seeräuberei und Verkäuflichkeit erſcheinen . . . . Die Kommandite erfüllt das Zivilrecht, das Handels- und Seerecht des Mittelalters: ſie iſt in dieſer Zeit das thätigſte Werkzeug der in Geſellſchaft organiſirten Arbeit . . . . Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an ſieht man Geſellſchaften auf Akzien ſich bilden, und bis zur Niederlage Law's ſind ſie beſtändig im Zunehmen . . . . Wie! wir verwundern uns, daß man Bergwerke, Fabriken, Erfindungen, Journale auf Akzien unternimmt; aber vor zwei Jahrhunderten beutete man Inſeln, Königreiche, eine halbe Erdkugel auf Akzien aus. Wir ſchreien Wunder, weil Hunderte von Kommanditegebern ſich um eine Unternehmung herumgruppiren; aber ſchon im 14. Jahrhundert war ganz Florenz eine Kommandite einiger Kaufleute, die das Genie der Unternehmungen ſo weit als möglich trieben. — Nachher, wenn unſere Spekulazionen ſchlecht ausfallen, wenn wir verwegen, unvorſichtig oder leichtgläubig geweſen ſind, quälen wir den Geſetzgeber mit unſern läſtigen Rekla-

mazionen; wir verlangen Verbote, Nichtigkeitserklärungen. In unſerer Wuth, Alles zu reguliren, ſogar das, was ſchon kodifizirt iſt, Alles in die Feſſeln von durchgeſehenen, verbeſſerten und vermehrten Texten zu legen, Alles zu verwalten, ſelbſt die glücklichen und unglücklichen Zufälle des Handels, rufen wir mitten unter ſo vielen beſtehenden Geſetzen aus: Es muß etwas geſchehen! . . . ."

Hr. Troplong glaubt an die Vorſehung; aber ſicherlich iſt er ihr Mann nicht. Nicht Er wird die Formel der Aſſoziazion finden, wonach heute alle Geiſter verlangen, weil man der Regiſter von Koalizion und Raub überdrüſſig iſt, deren Gemälde Hr. Troplong in ſeinem Kommentare aufrollt. Hr. Troplong wird, und zwar mit Recht, böſe über die, welche Alles durch Geſetzestexte feſtſtellen wollen; und er ſelbſt will die Zukunft in etwa fünfzig Artikel bannen, worin die ſcharfſinnigſte Vernunft nicht einen Funken von ökonomiſcher Wiſſenſchaft, nicht einen Schatten von Philoſophie entdecken kann. In unſerer Wuth, ruft er aus, Alles zu reguliren, **ſogar das, was ſchon kodifizirt iſt!** . . . Ich kenne nichts Köſtlicheres, als dieſen Zug, der den Juriſten und den Oekonomen zugleich bezeichnet. Nach dem Code Napoleon zieht die Leiter weg! . . . ."

„Glücklicherweiſe," fährt Hr. Troplong fort, „ſind alle Entwürfe zu Aenderungen, die in den Jahren 1837 und 1838 mit ſo vielem Gepolter zu Tage kamen, heute vergeſſen. Der Widerſtreit der Vorſchläge und die Anarchie der reformiſtiſchen Anſichten haben negative Reſultate herbeigeführt. Während der Reakzion gegen die Börſenſchwindler hielt der geſunde Verſtand des Publikums zugleich Gericht über ſo viele offizielle Organiſazionsplane, die bei Weitem nicht ſo weiſe als das beſtehende Geſetz waren, weit weniger mit den Gebräuchen des Handels in Harmonie ſtanden, weit weniger liberal auftraten nach 1830, als die Anſichten des kaiſerlichen Staatsrathes! Jetzt iſt Alles zur Ordnung zurückgekehrt, und das Handelsgeſetzbuch hat ſeine Integrität, ſeine vortreffliche Integrität bewahrt. Wenn der Handel ihrer bedarf, ſo findet er darin neben der Kollektivgeſellſchaft, der Geſellſchaft auf gemeinſchaftlichen Gewinn und Verluſt, der ano-

nymen Gesellschaft, die freie Kommandite, einzig beschränkt durch die Klugheit der Kommanditegeber und durch die Artikel des Strafgesetzes über Betrügerei." (**Troplong**, über die Zivil- und Handelsgesellschaften, Vorrede.)

Welche Philosophie, die sich freut, die Reformversuche scheitern zu sehen, und die ihre Siege nach den negativen Resultaten des Untersuchungsgeistes zählt! Wir können in diesem Augenblicke nicht gründlicher auf die Kritik der Zivil- und Handelsgesellschaften eingehen, die Hrn. Troplong Stoff zu zwei Bänden gegeben haben. Wir heben diesen Gegenstand für die Zeit auf, wo die Theorie der ökonomischen Widersprüche beendigt ist, und wir in ihrer allgemeinen Ausgleichung das Programm der Assoziazion gefunden haben, das wir alsdann mit Rücksicht auf die Praxis und die Ansichten unserer Vorgänger veröffentlichen werden.

Nur Ein Wort über die Kommandite.

Man sollte auf den ersten Anschein glauben, die Kommandite könne sich durch ihre Expansivkraft und durch die Leichtigkeit des Personenwechsels, welche sie darbietet, bis zur Umfassung einer ganzen Nazion in allen ihren Handels- und industriellen Beziehungen verallgemeinern. Aber die oberflächlichste Prüfung der Verfassung dieser Gesellschaft zeigt bald, daß die Art von Erweiterung, deren sie in Bezug auf die Zahl der Akzionäre fähig ist, nichts mit der Ausdehnung des Gesellschaftsbandes zu thun hat.

Vorab ist die Kommandite, wie alle andern Handelsgesellschaften, nothwendig auf einen einzelnen Industriezweig beschränkt: in dieser Beziehung ist sie gegen alle andern Industriezweige außer dem ihrigen ausschließend. Wenn es anders wäre, so hätte die Kommandite ihr Wesen geändert: es wäre eine neue Gesellschaftsform, deren Statuten sich nicht mehr speziell auf die Gewinnste, sondern auf die Vertheilung der Arbeit und die Tauschbedingungen bezögen; es wäre grade die Assoziazion, welche Hr. Troplong leugnet, und welche die Jurisprudenz des Monopols ausschließt.

Was die Personen betrifft, welche die Kommandite bilden, so theilen sich diese auf natürliche Weise in zwei Kategorieen, in Geschäftsführer und Akzionäre. Die Geschäftsführer, sehr wenige

an Zahl, werden unter den Beförderern, Organiſirern und Schützern des Unternehmens gewählt: eigentlich ſind das die einzigen Aſſoziirten. Die Akzionäre ſind im Vergleich zu dieſer kleinen Regierung, die mit unbeſchränkter Vollmacht die Geſellſchaft verwaltet, das ganze Volk der Steuerpflichtigen, die, fremd untereinander, ohne Einfluß und ohne Verantwortlichkeit, nur durch ihre Einlagen mit der Sache zuſammenhängen. Es ſind Leiher auf Prämien, keine Aſſoziirte.

Jetzt begreift man, wie alle Induſtrieen des Königreichs durch Kommanditen betrieben werden, wie alle Bürger, vermöge der leichten Akzien-Vermehrung, bei allen, oder den meiſten dieſer Kommanditen betheiligt ſein könnten, ohne daß ihre Lage ſich beſſerte: es könnte ſogar ſein, daß ſie immer mehr in Frage geſtellt würde. Denn noch einmal, der Akzionnär iſt das Laſtthier, der Stoff zur Ausbeutung für die Kommandite: nicht für ihn iſt dieſe Geſellſchaft gebildet worden. Damit die Aſſoziazion wirklich ſei, muß derjenige, der ſich auf ſie einläßt, nicht durch die Qualität eines Geldverwetters, ſondern durch die eines Unternehmers mit ihr zuſammenhängen; er muß berathende Stimme haben; ſein Name muß ausgeſprochen, oder wenigſtens mitverſtanden ſein in der Geſellſchaftsfirma; kurz, Alles muß in Bezug auf ihn auf dem Fuße der Gleichheit geordnet ſein. Aber das ſind grade die Bedingungen der Organiſazion der Arbeit, welche der Kode durchaus nicht vorgeſehen hat; ſie bilden das **weitere** Ziel der politiſchen Oekonomie, folglich ſind ſie nicht vorauszuſetzen, ſondern zu ſchaffen, und ſind inſofern durchaus unverträglich mit dem Monopol.

Der Sozialismus, ungeachtet ſeines prächtigen Namens, iſt bis jetzt nicht glücklicher, als das Monopol in der Erklärung der Geſellſchaft geweſen: man kann ſogar ſagen, daß er ſich in allen ſeinen Organiſazionsplänen in dieſem Betracht beſtändig als Plagiar der politiſchen Oekonomie gezeigt hat. Hr. Blanc, den ich ſchon bei der Konkurrenz zitirte, und den wir bald als Anhänger des hierarchiſchen Prinzips, bald als eifrigen Vertheidiger der Ungleichheit, bald als Prediger des Kommunismus geſehen haben, der mit einem Federſtriche das Geſetz des Widerſpruchs leugnet,

das er nicht begreift, und über Alles nach der Regierung lüstern ist, als der ultima ratio seines Systems; Hr. Blanc bietet uns von Neuem das sonderbare Beispiel eines Sozialisten, der, ohne daß er es merkt, die politische Oekonomie abschreibt, und sich beständig in dem falschen Zirkel des Eigenthümer-Schlendrians herumtreibt. Im Grunde leugnet Hr. Blanc die vorwiegende Macht des Kapitals: er leugnet sogar die Gleichheit des Kapitals mit der Arbeit in der Produkzion, worin er mit den gesunden ökonomischen Theorieen einig ist. Aber er will oder kann das Kapital nicht entbehren; er nimmt das Kapital zum Ausgangspunkte, er appellirt an die Kommandite des Staats, d. h. er fällt vor den Kapitalisten auf die Kniee, und erkennt die Souveränität des Monopols an. Daher die sonderbaren Windungen seiner Dialektik. Ich bitte den Leser, mir diese ewigen Persönlichkeiten zu verzeihen: weil aber der Sozialismus eben so wohl, wie die politische Oekonomie, sich in einer gewissen Zahl von Schriftstellern verkörpert hat, so kann ich nicht umhin, die Autoren anzuführen.

„Hat das Kapital, sagte die Phalange, als Faktor, der zur Produkzion mitwirkt, die Berechtigung der übrigen Faktoren der Produkzion, oder nicht? Wenn es unberechtigt ist, so verlangt es mit Unrecht einen Theil von der Produkzion, man muß es ausschließen, es hat keinen Zins zu empfangen; wenn es aber berechtigt ist, so kann es nicht mit Recht von der Betheiligung am Gewinnste, zu dessen Vermehrung es beigetragen hat, ausgeschlossen werden."

Die Frage konnte nicht klarer gestellt werden. Hr. Blanc findet im Gegentheil, daß sie auf sehr unklare Weise gestellt worden; das soll heißen, sie setzt ihn in große Verlegenheit, und er quält sich ungemein ab, ihren Sinn zu entdecken.

Zunächst setzt er voraus, man fragte ihn, „ob es billig ist, dem Kapitalisten von dem Gewinnste der Produkzion einen eben so großen Theil, wie dem Arbeiter zu geben?" Worauf Hr. Blanc ohne Zaudern antwortet, das wäre ungerecht. Hierauf folgt ein Stück Beredsamkeit, um diese Ungerechtigkeit zu beweisen.

Der Phalanſterianer fragt aber nicht, ob der Theil des Kapitaliſten gleich oder nicht gleich mit dem des Arbeiters ſein ſoll; er will blos wiſſen, ob er einen Theil haben ſoll. Und darauf antwortet Hr. Blanc nicht.

Meint man, fährt Hr. Blanc fort, daß das Kapital, wie die Arbeit ſelbſt, unentbehrlich zur Produkzion iſt? — Hier macht Hr. Blanc einen Unterſchied: er gibt zu, das Kapital ſei unentbehrlich wie die Arbeit, aber nicht ſo ſehr wie die Arbeit.

Noch einmal, der Phalanſterianer disputirt nicht über die Quantität, ſondern über das Recht.

Will man ſagen, es iſt wieder Hr. Blanc, der fragt, daß nicht alle Kapitaliſten Müßiggänger ſeien? Hr. Blanc in ſeinem Edelmuth gegen die arbeitenden Kapitaliſten fragt, warum man denen, die nicht arbeiten, eben ſo viel wollte zukommen laſſen? Eine rhetoriſche Ladung über die unperſönlichen Dienſte des Kapitaliſten und die perſönlichen Dienſte des Arbeiters, die mit einem Anruf an die Vorſehung ſchließt.

Zum dritten Male, man fragt Sie, ob die Betheiligung des Kapitals beim Gewinnſte berechtigt iſt, da Sie zugeben, ſie ſei unentbehrlich bei der Produkzion.

Endlich entſchließt ſich Hr. Blanc, der ganz wohl verſtanden hatte, zu antworten, daß, wenn er dem Kapital einen Zins zugeſteht, er das als eine Uebergangsmaßregel anſieht, und um den Kapitaliſten den ſauren Schritt zu erleichtern, den ſie zu thun haben. Da übrigens ſein Plan die Abſorbirung der Privatkapitale durch die Aſſoziazion unvermeidlich macht, ſo wäre es Thorheit und Aufgebung der Prinzipien, mehr zu thun. Wenn Hr. Blanc ſeinen Stoff ſtudirt hätte, ſo brauchte er nur das einzige Wort zu erwiedern: Ich leugne das Kapital.

Nachdem alſo Hr. Blanc, und ich verſtehe unter ſeinem Namen den ganzen Sozialismus mit, vermöge eines erſten Widerſpruchs gegen den Titel ſeines Buches, **von der Organiſazion der Arbeit**, erklärt hat, das Kapital ſei unentbehrlich bei der Produkzion, müſſe folglich organiſirt werden und ſich beim Gewinnſte betheiligen, wie die Arbeit; ſo wirft er durch einen zweiten Widerſpruch das Kapital aus der Organiſazion

heraus, und erkennt es nicht an; durch einen dritten Widerſpruch vertheilt er, der ſich über Dekorazionen und Adelstitel luſtig macht, Bürgerkronen, Belohnungen und Auszeichnungen an Schriftſteller, Erfinder und Künſtler, die ſich um's Vaterland verdient gemacht; er weiſt ihnen Gehalte nach ihren Graden und Würden an, lauter Dinge, die das Kapital eben ſo wirklich, wenn auch grade nicht mit derſelben mathematiſchen Beſtimmtheit, wie Zins und Nettoertrag, wiederherſtellen; — vermöge eines vierten Widerſpruchs gründet Hr. Blanc dieſe neue Ariſtokratie auf das Prinzip der Gleichheit, d. h. er will von gleichen und freien Aſſoziirten Meiſterſtellen, von Arbeitern Privilegien des Müßiggangs, kurz, von den Beraubten die Beraubung votiren laſſen; — durch einen fünften Widerſpruch läßt er dieſe Ariſtokratie der Gleichheit auf der Baſis einer mit großer Gewalt begabten Regierung ruhen, d. h. auf dem Despotismus, einer andern Form des Monopols; — durch einen ſechsten Widerſpruch beginnt er, nachdem er die Künſte und die Arbeit ermuthigt, die Belohnung der Leiſtung, (grade wie das Monopol,) den Lohn der Fähigkeit (grade wie das Monopol,) angemeſſen zu machen verſucht hat, das Lob des Lebens in Gemeinſchaft, der Arbeit und Konſumzion in Gemeinſchaft anzuſtimmen, was ihn nicht hindert, ernſte und würdevolle Schriftſteller, um die ſich der große Hauſe der Leſer nicht kümmert, vermittelſt nazionaler Ermuthigungen, die vom gemeinſamen Produkte abgezogen würden, vor der allgemeinen Gleichgültigkeit ſicherſtellen zu wollen; durch einen ſiebenten Widerſpruch .... Aber bleiben wir bei 7 ſtehen, denn wir wären mit 77 noch nicht zu Ende.

Man ſagt, Hr. Blanc, der in dieſem Augenblicke eine Geſchichte der franzöſiſchen Revoluzion ſchreibt, habe ernſtlich begonnen, politiſche Oekonomie zu ſtudiren. Die erſte Frucht dieſes Studiums wird ohne Zweifel die ſein, daß er ſein Büchlein über die Organiſazion der Arbeit widerruft, und dann alle ſeine Ideen über Autorität und Regierung umgeſtaltet. Unter dieſer Bedingung wird die Geſchichte der franzöſiſchen Revoluzion von Hrn. Blanc eine wahrhaft nützliche und originelle Arbeit werden.

Alle ſozialiſtiſchen Sekten ohne Ausnahme ſind von demſelben Vorurtheil beſeſſen; alle beichten ſie, von dem ökonomiſchen Widerſpruche wider Willen beeinflußt, ihre Ohnmacht vor der Nothwendigkeit des Kapitals; alle warten ſie, um ihre Ideen zu realiſiren, bis ſie die Regierung und das Geld in Händen haben. Die Utopieen des Sozialismus, was die Aſſoziazion anbelangt, laſſen mehr als je die Wahrheit hervortreten, die wir zu Anfang ausſprachen: *Es iſt nichts im Sozialismus, das ſich nicht in der politiſchen Oekonomie fände*; und dieſes ewige Plagiat iſt die unwiderrufliche Verurtheilung beider. Nirgends ſieht man die große Hauptidee aufdämmern, die mit ſo vieler Deutlichkeit aus der Reihenfolge der ökonomiſchen Kategorieen hervorgeht: daß die höhere Formel der Aſſoziazion ſich durchaus nicht mit dem Kapital, dem Gegenſtande der Rechnung der Einzelnen, zu beſchäftigen hat, ſondern daß ſie ſich lediglich auf das Gleichgewicht der Produkzion, auf die Bedingungen des Tauſches, auf die progreſſive Herabſetzung der Produkzionspreiſe, die einzige und alleinige Quelle des zunehmenden Reichthums, bezieht. Anſtatt die Beziehungen von Induſtrie zu Induſtrie, von Arbeiter zu Arbeiter, von Provinz zu Provinz und von Volk zu Volk zu beſtimmen, denken die Sozialiſten nur darauf, Kapital zu bekommen, indem ſie das Problem der Solidarität der Arbeiter immer anſehen, als wenn es ſich von der Gründung eines neuen Monopolhauſes handelte. Die Welt, die Menſchheit, die Kapitale, die Induſtrie, der Geſchäftsgang ſind vorhanden: man muß nur ihre Philoſophie ſuchen, mit andern Worten, ſie organiſiren: und die Sozialiſten ſuchen Kapitale! Da ſie immer außerhalb der Wirklichkeit ſtehen, wie iſt es zu verwundern, daß die Wirklichkeit ihnen abgeht?

So verlangt Hr. Blanc die Staatskommandite und die Errichtung von Nazionalwerkſtätten; ſo verlangte Fourier ſechs Millionen, und ſeine Schule beſchäftigt ſich noch immer mit der Sammlung dieſer Summe; ſo hoffen die Kommuniſten auf eine Revoluzion, die ihnen die Gewalt und den Schatz überliefern ſoll, und erſchöpfen ſich unterdeſſen in unnützen Subſkripzionen. Das Kapital und die Macht, Organe zweiten Ranges in der Geſellſchaft, ſind

Digitized by Google

beſtändig die Götter, die der Sozialismus anbetet: wenn Kapital und Regierung nicht exiſtirten, er würde ſie erfinden. Dadurch, daß er immer Macht und Kapital im Kopfe hat, hat der Sozialismus den Sinn ſeiner eignen Proteſtazionen vollſtändig verkannt: noch mehr, er hat nicht bemerkt, daß er durch ſeinen Eintritt in die ausgefahrenen Gleiſe der Oekonomie ſich ſogar das Recht des Proteſtes genommen. Er bezüchtigt die Geſellſchaft des Widerſpruchs, und durch denſelben Widerſpruch will er die Reform herbeiführen. Er verlangt Kapitale für die armen Arbeiter, als wenn das Elend der armen Arbeiter nicht von der Konkurrenz der Kapitale unter ſich, eben ſo, wie von dem künſtlichen Gegenſatz von Arbeit und Kapital herrührte; als wenn die Frage nicht immer noch grade ſo wäre, wie vor der Schöpfung der Kapitale, d. h. noch immerfort eine Frage des Gleichgewichts; als wenn endlich, ſagen wir es immer wieder, ſagen wir es bis zum Ueberdruß, es ſich künftig um etwas Anders handelte, als um eine Syntheſe aller Prinzipien, welche die Ziviliſazion geſetzt hat, und als wenn, ſobald dieſe Syntheſe, ſobald die Idee, welche die Welt regiert, bekannt iſt, man noch der Dazwiſchenkunft des Kapitals und des Staats bedürfte, um ſie in Wirklichkeit zu ſetzen.

Der Sozialismus hat, indem er die Kritik aufgab, um zu deklamiren und Utopieen zu erfinden, indem er ſich in politiſche und religiöſe Intriguen miſchte, ſeinen Beruf verrathen und den Charakter des Jahrhunderts verkannt. Die Revoluzion von 1830 hatte uns demoraliſirt, der Sozialismus macht uns weibiſch. Wie die politiſche Oekonomie, deren Widerſprüche er nur wiederkäut, iſt der Sozialismus nicht im Stande, der Bewegung der Geiſter zu genügen: er iſt im Kopfe derer, die er geworben hat, nur ein neu zu zerſtörendes Vorurtheil, und bei ſeinen Apoſteln ein Charlatanismus, dem die Maske abgezogen werden muß, und der um ſo gefährlicher iſt, als er es faſt immer ehrlich meint.

Siebentes Kapitel.

Fünfte Epoche. — Die Polizei oder die Steuer.

Beim Setzen ihrer Prinzipien macht die Menschheit, als wenn sie einem höchsten Befehle gehorchte, nie einen Schritt rückwärts. Aehnlich dem Reisenden, der durch steigende Krümmungen vom tiefen Thal auf den Gipfel des Berges gelangt, verfolgt sie unermüdlich ihren Weg im Zickzack, und geht mit sicherm Schritte, ohne Reue und ohne Aufenthalt, auf ihr Ziel los. Wenn er an der Ecke des Monopols angelangt ist, so wirft der soziale Genius einen melancholischen Blick hinter sich, und spricht mit tiefer Reflexion zu sich selbst:

„Das Monopol hat dem armen Taglöhner Alles genommen, Brod, Kleidung, Heerd, Erziehung, Freiheit und Sicherheit. Ich werde den Monopolisten besteuern; um diesen Preis will ich ihm sein Privileg lassen.

„Der Boden und die Bergwerke, die Wälder und Gewässer, das erste Besitzthum des Menschen, sind für den Proletarier mit Beschlag belegt. Ich werde mich in ihre Ausbeutung mischen, meinen Theil an den Produkten haben, und das Bodenmonopol soll respektirt werden.

„Die Industrie ist feudal geworden; aber ich bin der Oberlehnsherr. Die Barone sollen mir Tribut zahlen und den Gewinnst ihrer Kapitale behalten.

„Der Handel erhebt vom Konsumenten wucherischen Nutzen. Ich werde Zölle auf seinen Bahnen anlegen; ich werde seine

Mandate ſtempeln, ſeine Verſendungen viſiren, und er kann paſſiren.

„Das Kapital hat die Arbeit durch Intelligenz beſiegt. Ich will Schulen eröffnen; und wenn der Arbeiter ſelbſt intelligent gemacht iſt, ſo kann er auch Kapitaliſt werden.

„Die Zirkulazion fehlt den Produkten, und das ſoziale Leben iſt gedrückt. Ich will Straßen, Brücken, Kanäle, Märkte, Theater und Tempel anlegen, und ſie werden zugleich Arbeit, Reichthum und Abſatzwege ſein.

„Der Reiche lebt im Ueberfluß, während der Arbeiter vor Hunger heult. Ich will Steuern auf Brod, Wein, Fleiſch, Salz und Honig legen, auf die Gegenſtände der Nothwendigkeit und auf die theuern Dinge, und ſie ſollen ein Almoſen für meine Armen ſein.

„Und ich will Aufſeher über die Flüſſe, Wälder, Felder, Bergwerke und Straßen ſetzen; ich will Empfänger für die Steuer und Lehrer für die Jugend ſenden; ich will eine Armee gegen die Widerſpenſtigen, Gerichte zu ihrer Verurtheilung, Gefängniſſe zu ihrer Beſtrafung, und Prieſter zu ihrer Verfluchung haben. Alle dieſe Aemter ſollen dem Proletariate übergeben und von den Männern des Monopols bezahlt werden.

„Das iſt mein feſter und nachdrücklicher Wille.“

Wir müſſen beweiſen, daß die Geſellſchaft weder richtiger denken, noch minder ſchlecht handeln konnte: dies wird Gegenſtand einer Unterſuchung ſein, die hoffentlich ein neues Licht auf das ſoziale Problem wirft.

Jede Maßregel allgemeiner Polizei, jede Verwaltungs- und Handelsverordnung, eben ſo wie jedes Steuergeſetz, iſt im Grunde nur einer der unzähligen Verſuche jener von Alters her immer verletzten und immer wieder aufgenommenen Vermittlung zwiſchen dem Patriziat und dem Proletariat. Ob die Parteien oder ihre Repräſentanten etwas davon gewußt, ob ſie ſogar häufig ihre politiſchen Verfaſſungen unter einem ganz andern Geſichtspunkt aufgefaßt haben, iſt uns gleichgültig; nicht vom Menſchen, ſei er Geſetzgeber oder Fürſt, verlangen wir die Angabe des Sinnes ſeiner Handlungen; wir wenden uns an dieſe Handlungen ſelbſt.

§. 1. Synthetiſche Idee der Steuer. — Ausgangspunkt und Entwicklung dieſer Idee.

Um das Folgende verſtändlicher zu machen, will ich vermöge einer Art Umkehrung der bisher befolgten Methode die höchſte Idee der Steuer erörtern; nachher ihre Entſtehung darlegen; endlich ihren Widerſpruch und ihre Reſultate auseinanderſetzen. Die ſynthetiſche Idee der Steuer, ſo wie ihr urſprünglicher Begriff würden Stoff zu den weitläufigſten Entwicklungen geben. Ich will mich auf eine einfache Aufſtellung der Hauptſätze unter kurzer Anführung der Beweiſe beſchränken.

Die Steuer iſt ihrem Weſen und ihrer poſitiven Beſtimmung nach die Form der Gütervertheilung an die Gattung von Arbeitern, die Ad. Smith mit dem Namen der unproduktiven bezeichnet hat, obgleich er ſo gut wie Einer den Nutzen und ſogar die Nothwendigkeit ihrer Arbeit in der Geſellſchaft zugab. Unter dieſer Bezeichnung: Unproduktive verſtand Ad. Smith, deſſen Genie Alles ahnte und uns Alles zu beſtimmen übrig ließ, daß das Produkt dieſer Arbeiter negativ iſt, was ganz etwas Anderes iſt, als Null, und daß folglich die Vertheilung in Bezug auf ſie eine andere Methode als den Tauſch einſchlägt.

Betrachten wir in der That, was vom Geſichtspunkt der Vertheilung in den vier großen Zweigen der Kollektivarbeit vor ſich geht, in der Extrakzion, Induſtrie, dem Handel und Ackerbau. Jeder Produzent bringt ein wirkliches Produkt auf den Markt, deſſen Quantität ſich meſſen, deſſen Qualität ſich ſchätzen, deſſen Preis ſich feſtſetzen und deſſen Werth endlich ſich entweder gegen andere Dienſtleiſtungen oder Waaren, oder in Geld diskontiren läßt. In allen dieſen Arbeitszweigen iſt alſo die Vertheilung nichts Anderes, als der gegenſeitige Austauſch der Produkte nach dem Geſetze der Verhältnißmäßigkeit der Werthe.

Nichts Aehnliches findet bei den ſogenannten öffentlichen Beamten ſtatt. Dieſe erlangen ihr Recht auf Subſiſtenz nicht durch die Hervorbringung wirklich brauchbarer Werthe, ſondern durch die Unproduktivität ſelbſt, in der ſie ſich ohne ihre Schuld befinden. Für ſie kehrt ſich das Geſetz der Verhältnißmäßigkeit

um: während der ſoziale Reichthum im direkten Verhältniß der Quantität, Mannigfaltigkeit und der innern Verhältnißmäßigkeit der wirklichen Produkte, welche die vier großen induſtriellen Kategorieen liefern, ſich bildet und wächſt: ſetzt die Entwicklung desſelben Reichthums, die Vervollkommnung der ſozialen Ordnung in Bezug auf das Perſonal der Polizei im Gegentheil eine ſteigende und immer fortgehende Herabſetzung voraus. Die Staatsbeamten ſind alſo ganz wörtlich unproduktiv. In dieſem Betracht war J. B. Say der Anſicht Ad. Smith's, und Alles, was er geſchrieben hat, um ſeinen Meiſter zu verbeſſern, und was man ungeſchickter Weiſe ihm zum Ruhme angerechnet hat, rührt, wie man leicht einſehen kann, einzig von einem Mißverſtändniſſe her. Kurz, der Gehalt der Regierungsbeamten iſt für die Geſellſchaft ein Defizit; es muß in die Reihe der Verluſte eingetragen werden, welche die induſtrielle Organiſazion unaufhörlich zu vermindern hat: wie ſoll man nun die Männer der Regierung anders bezeichnen, als es Ad. Smith gethan?

Da iſt alſo eine Kategorie von Dienſtleiſtungen, die keine reellen Produkte geben, und folglich durchaus nicht auf gewöhnliche Weiſe bezahlt werden können; Dienſtleiſtungen, die dem Geſetze des Tauſches nicht verfallen, und nicht Gegenſtand einer Privatſpekulazion, Konkurrenz, Kommandite, oder irgend einer Art von Handel werden können; Dienſtleiſtungen, die im Grunde dafür angeſehen werden, als ob ſie Jedermann umſonſt verrichte, die aber kraft des Geſetzes der Theilung der Arbeit einer kleinen Zahl Menſchen anvertraut werden, die ſich ausſchließlich ihnen widmen, und folglich bezahlt werden müſſen. Die Geſchichte beſtätigt dieſe allgemeine Angabe. Der menſchliche Geiſt, der bei jedem Problem alle Löſungen verſucht, hat es auch unternommen, die öffentlichen Aemter dem Tauſche zu unterwerfen: lange Zeit haben die Magiſtratsperſonen in Frankreich, wie Notare ꝛc., nur von ihren Sporteln gelebt. Die Erfahrung hat indeß bewieſen, daß dieſe Art der Vertheilung, auf Unproduktive angewandt, zu koſtſpielig wäre, zu vielen Nachtheilen ausſetzte, und man hat ſie aufgeben müſſen.

Die Organiſazion der unproduktiven Aemter trägt auf mehr-

fache Weiſe zum allgemeinen Beſten bei: zunächſt, indem ſie den Produzenten die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten, an denen Alle Theil nehmen müſſen, und deren Sklaven daher Alle mehr oder weniger ſind, abnimmt; zweitens, indem ſie in der Geſellſchaft eine künſtliche Zentraliſazion ſchafft, ein Bild und Vorſpiel der künftigen Solidarität der Induſtrieen; endlich, indem ſie den erſten Verſuch der Abwägung und der Ordnung macht.

So erkennen wir mit J. B. Say den Nutzen der richterlichen Beamten und anderer Träger der öffentlichen Gewalt an; aber wir behaupten, daß dieſer Nutzen durchaus negativ iſt, und beharren folglich hinſichts ſeiner Hervorbringer auf der Bezeichnung Unproduktive, die ihnen Ad. Smith, nicht vermöge irgend eines Gefühls der Abneigung, ſondern deßhalb gegeben hat, weil ſie ſich in der That nicht in die Reihe der Produzenten ſtellen können. „Die Steuer,“ ſagt ſehr gut ein Oekonom aus der Say'ſchen Schule, Hr. J. Garnier, „die Steuer iſt eine *Beraubung*, die man ſo weit als möglich bis auf die wirklichen Bedürfniſſe der Geſellſchaft herabſetzen muß.“ Wenn der angeführte Schriftſteller über den Sinn ſeiner Worte nachgedacht hat, ſo muß er eingeſehen haben, daß das Wort *Beraubung*, deſſen er ſich bedient, gleichbedeutend mit *Nicht-Produkzion* iſt, und daß folglich diejenigen, zu deren Gunſten die Steuer erhoben wird, durchaus *Unproduktive* ſind.

Ich beſtehe auf dieſer Definizion, die mir um ſo weniger angreifbar erſcheint, als man zwar über das Wort ſtreiten kann, aber Jedermann über die Sache einig iſt, welche den Keim der größten Revoluzion in ſich enthält, die in der Welt vorgehen wird, ich meine die Unterordnung der unproduktiven Aemter unter die produktiven, kurz die wirkliche Unterwerfung, die immer verlangte, niemals erhaltene, der Regierung unter die Bürger.

Es iſt eine Folge der Entwicklung der ökonomiſchen Widerſprüche, daß die Ordnung in der Geſellſchaft zuerſt gleichſam auf dem Kopfe ſteht; was oben ſein muß, iſt unten; was konkav ſein muß, konvex; und was Licht empfangen ſollte, befindet ſich im Schatten. So wird die Regierung, die ihrem Weſen nach, wie das Kapital, der Bundesgenoſſe und Diener der Arbeit iſt,

Digitized by Google

vermöge des gesellschaftlichen Antagonismus der Spion, der Richter und der Tyrann der produktiven Beschäftigungen; die Regierung, der ihre ursprüngliche Untergeordnetheit Gehorsam auferlegt, ist Fürst und souverän.

Zu allen Zeiten haben die arbeitenden Klassen gegen die offizielle Kaste die Lösung dieser Antinomie versucht, zu welcher die ökonomische Wissenschaft allein den Schlüssel geben kann. Die Schwankungen, d. h. die politischen Kämpfe, die aus diesem Streite der Arbeit mit der Regierung entspringen, führen bald eine Herabdrückung der Zentralgewalt herbei, welche das Bestehen der Gesellschaft selbst auf's Spiel setzt; bald erzeugen sie, durch eine übermäßige Kräftigung dieser Gewalt, den Despotismus. Sodann machen die Privilegien des Befehlens, der unendliche Reiz, den es auf den Ehrgeiz und den Stolz ausübt, aus den unproduktiven Aemtern den Gegenstand der allgemeinen Lüsternheit; ein neuer Gährstoff der Zwietracht dringt in die Gesellschaft, die schon in Kapitalisten und Lohnarbeiter, in Produktive und Unproduktive getheilt, sich abermals wegen der Regierung in Monarchisten und Demokraten scheidet. Der Streit des Königthums mit der Republik könnte uns Stoff zur wunderbarsten, interessantesten Episode verleihen. Die Gränzen dieses Werks erlauben uns eine so lange Abschweifung nicht, und nachdem wir diese neue Verzweigung des großen Netzes der menschlichen Verirrungen bezeichnet haben, wollen wir uns ausschließlich auf die ökonomische Frage der Steuer beschränken.

Das ist also, ganz kurz gefaßt, die synthetische Theorie der Steuer, d. h., wenn ich mir diesen etwas niedrigen Vergleich erlauben darf, jenes fünften Rades am Wagen der Menschheit, das so viel Lärm macht, und das im Regierungsstyl der Staat heißt. — Der Staat, die Polizei, oder ihr Existenzmittel, die Steuer, ist, ich wiederhole es, der offizielle Ausdruck für jene Klasse, die man in der Oekonomie unter dem Namen der Unproduktiven bezeichnet, mit einem Worte, für das soziale Gesinde.

Die öffentliche Vernunft erreicht aber nicht im ersten Sprunge diese einfache Idee, die vielmehr Jahrhunderte lang im Zustande eines transzendenten Begriffes bleiben mußte. Ehe die Zivili-

ſazion dieſe Höhe erreicht, muß ſie durch furchtbare Stürme und unzählige Revoluzionen hindurch, und in jeder derſelben erneuert ſie, ſo zu ſagen, ihre Kräfte durch ein Blutbad. Und wenn endlich die Produkzion, welche vom Kapitale repräſentirt wird, im Begriff zu ſtehen ſcheint, das unproduktive Organ, den Staat, gänzlich unterzuordnen, dann empört ſich die Geſellſchaft vor Zorn; die Arbeit jammert, daß ſie bald frei ſein ſoll; die Demokratie zittert vor der Erniedrigung der Regierung; die Gerechtigkeit ſkandaliſirt ſich, und alle Orakel der abziehenden Götter rufen mit Entſetzen aus, der Greuel der Verwüſtung ſei an heiliger Stätte, und das Ende der Zeiten gekommen. So wahr iſt es, daß die Menſchheit nie will, was ſie ſucht, und daß nicht der geringſte Fortſchritt vor ſich gehen kann, ohne einen paniſchen Schrecken unter den Völkern zu verbreiten.

Welches iſt nun bei dieſer Entwicklung der Ausgangspunkt der Geſellſchaft, und auf welchem Umwege kommt ſie zur politiſchen Reform, d. h. zur Sparſamkeit in ihren Ausgaben, zur Gleichheit der Vertheilung ihrer Steuer, und zur Unterordnung der Gewalt unter die Induſtrie? Das wollen wir mit wenig Worten ſagen, indem wir die weitere Entwicklung für die Folge aufbewahren.

Die urſprüngliche Idee der Steuer iſt die eines **Loskaufs.** Wie nach dem moſaiſchen Geſetz jeder Erſtgeborne als Eigenthum Jehovah's angeſehen wurde und durch ein Opfer losgekauft **werden mußte; ſo ſtellt ſich die Steuer überall unter der Form eines Zehnten oder eines Regals dar, vermöge deſſen der Eigenthümer jährlich das Recht der Ausbeutung vom Souverän erkauft, das als ein nur von ihm empfangenes angeſehen wird. Dieſe Theorie der Steuer iſt überdies nur einer der Artikel des ſogenannten ſozialen Vertrags.**

Die Alten und die Neuen ſtimmen alle in mehr oder weniger deutlichen Ausdrücken darin überein, den rechtlichen Zuſtand der Geſellſchaften als eine Reakzion der Schwäche gegen die Gewalt darzuſtellen. Dieſer Gedanke herrſcht in allen Werken Plato's, namentlich im Gorgias vor, worin er mit mehr Subtilität als Logik die Sache der Geſetze gegen die Gewaltthätigkeit,

d. h. die gesetzgeberische Willkür gegen die aristokratische und kriegerische Willkür vertheidigt. In diesem mißlichen Streite, wo die Gründe auf beiden Seiten gleich überzeugend sind, drückt Plato nur die Ansicht des ganzen Alterthums aus. Lange vorher hatte Moses, als er die Ländereien theilte, das Erbgut für unveräußerlich erklärte, und in jedem fünfzigsten Jahre eine allgemeine Löschung aller Hypotheken ohne Wiedererstattung anordnete, den Uebergriffen der Gewalt eine Schranke gesetzt. Die ganze Bibel ist ein Hymnus auf die **Gerechtigkeit**, d. h., nach hebräischem Style, auf die Barmherzigkeit, auf die Milde des Mächtigen wider den Schwachen, auf das dem Privileg der Gewalt freiwillige Entsagen. Solon, der seine Sendung als Gesetzgeber mit einer allgemeinen Abschaffung der Schulden begann, und Rechte und Vorbehalte, d. h. Schranken gegen ihre Wiederkehr einführte, war nicht weniger reakzionär in diesem Sinne. Lykurg ging weiter: er verbot den Privatbesitz, bestrebte sich, den Menschen in dem Staat aufzuheben, und vernichtete die Freiheit, um das Gleichgewicht besser zu bewahren. Hobbes, der mit großem Rechte die Gesetzgebung vom Kriegszustande ableitete, gelangte auf einem andern Wege dazu, die Gleichheit auf eine Ausnahme zu gründen, auf den Despotismus. Sein so sehr verleumdetes Buch ist nur eine Entwicklung dieser famosen Antithese. Die Charte von 1830, welche die im Jahre 1789 von der Kanaille gegen den Adel veranstaltete Empörung bestätigte, und die abstrakte Gleichheit der Personen vor dem Gesetz dekretirte, trotz der wirklichen Ungleichheit der Kräfte und Talente, die den wahrhaften Inhalt des herrschenden sozialen Systems ausmacht, ist abermals nur ein Protest der Gesellschaft zu Gunsten des Armen wider den Reichen, des Kleinen wider den Großen. Alle Gesetze des Menschengeschlechts über Kauf, Verkauf, Miethe, Eigenthum, Darlehen, Hypothek, Verjährung, Erbfolge, Schenkungen, Testamente, Mitgift der Frauen, Minderjährigkeit und Vormundschaft ꝛc. ꝛc., sind wahrhafte Schranken, von der gesetzlichen Willkür wider die Willkür der Gewalt errichtet. Die Achtung vor Verträgen, das Halten des gegebenen Wortes, die Heiligkeit des Eides sind Fikzionen, Knöchlein, wie der famose

Lyſander ſo vortrefflich ſagte, mit denen die Geſellſchaft die Starken betrügt und ſie unter's Joch bringt.

Die Steuer gehört der großen Familie von Vorbeugungs-, Zwangs-, Straf- und Racheinrichtungen an, die Adam Smith unter dem allgemeinen Namen der Polizei bezeichnete, und die, wie ich ſchon ſagte, in ihrem urſprünglichen Begriffe nur die Reakzion der Schwäche wider die Gewalt iſt. Das geht, unabhängig von ſehr zahlreichen hiſtoriſchen Beweiſen, die wir bei Seite laſſen wollen, um uns ausſchließlich an den ökonomiſchen Beweis zu halten, aus der natürlichen Unterſcheidung unter den Steuern ſelbſt hervor.

Alle Steuern theilen ſich in zwei große Kategorieen: 1) Repartizions- oder Privilegſteuern, die am früheſten eingeführten; 2) Konſumzions- oder Quotitätsſteuern, deren Tendenz iſt, die erſteren ſich ähnlich zu machen, und die öffentlichen Laſten unter Allen auszugleichen.

Die erſte Art Steuern, welche bei uns die Grundſteuer, die der Thüren und Fenſter, die Kopfſteuer, Möbel- und Miethſteuer, die Patente und Konzeſſionen, die Steuer auf den Beſitzwechſel von Immobilien, den hundertſten Pfennig, die Naturalleiſtungen und Brevets umfaßt, — iſt die Gebühr, welche der Souverän ſich von allen Monopolen vorbehält, die er ertheilt oder duldet; es iſt, wie wir ſagten, die Entſchädigung des Armen, der Freipaß für das Eigenthum. Das war die Form und der Sinn der Steuer in allen alten Monarchieen: die Feudalität war das Ideal hiervon. Unter dieſem Regime iſt die Steuer nur ein Tribut, der vom Inhaber dem allgemeinen Eigenthümer oder Kommanditar, dem Könige, entrichtet wird.

Als ſpäter durch die Entwicklung des öffentlichen Rechtes das Königthum, die patriarchaliſche Form der Souveränität, ſich mit demokratiſchem Geiſte zu tränken begann, wurde die Steuer ein Theilbeitrag, den jeder Steuerpflichtige der öffentlichen **Sache** ſchuldete, und die, anſtatt in die Hände des Fürſten zu fallen, in den Staatsſchatz geliefert wurde. Bei dieſer Entwicklung bleibt das Prinzip der Steuer unberührt: die Einrichtung verwandelt ſich noch nicht; der wirkliche Souverän folgt dem bild-

lichen. Ob die Steuer in den Sack des Fürſten fällt, oder ob ſie eine gemeinſame Schuld berichtigt, immer fordert die Geſellſchaft nur etwas vom Privileg zurück: ſonſt wäre es unmöglich, zu erklären, weßhalb die Steuer nach Verhältniß des Vermögens erhoben wird.

„Jedermann trägt zu den öffentlichen Ausgaben bei, ganz gut; warum aber zahlt der Reiche mehr, als der Arme? — Das iſt gerecht, ſagt man, weil er mehr beſitzt. — Ich geſtehe, ich begreife dieſe Gerechtigkeit nicht. Entweder — oder: entweder garantirt die verhältnißmäßige Steuer ein Privileg zu Gunſten der Starkbeſteuerten, oder aber ſie iſt ſelbſt eine Ungerechtigkeit. Denn wenn das Eigenthum ein natürliches Recht iſt, wie es die Erklärung von 93 will, ſo iſt Alles, was mir kraft dieſes Rechtes gehört, eben ſo heilig, wie meine Perſon; es iſt mein Blut, mein Leben; ich bin es ſelbſt: wer daran rührt, verletzt meinen Augapfel. Meine 100,000 Franken Einkünfte ſind eben ſo unverletzlich wie der Taglohn von 75 Cent. der Griſette, meine Gemächer ſo gut wie ihr Dachzimmer. Die Auflage iſt nicht im Verhältniß der phyſiſchen Stärke, der Größe oder des Talentes vertheilt: ſie kann es eben ſo wenig im Verhältuiß des Eigenthums ſein.“ (Was iſt das Eigenthum? Kap. II.)

Dieſe Bemerkungen ſind um ſo richtiger, als das Prinzip, das ſie der verhältnißmäßigen Vertheilung entgegenſetzen wollen, ſeine Periode der Anwendung gefunden hat. Die verhältnißmäßige Steuer iſt in der Geſchichte weit ſpäter, als die Lehenspflicht, die in einer einfachen Willfährigkeits-Bezeigung beſtand, ohne irgend eine wirkliche Leiſtung.

Die zweite Art Steuern begreift im Allgemeinen alle, die man durch eine Art von Antiphraſe (Gegenſinn) unter dem Namen indirekter Steuern bezeichnet, Getränke, Salz, Tabak, Douane, kurz, alle Auflagen, welche **direkt** den einzigen Gegenſtand treffen, der beſteuert werden ſoll, das Produkt. Das Prinzip dieſer Steuer, deren Name ein wahrer Widerſinn iſt, iſt unbeſtreitbar theoretiſch beſſer begründet und billiger, als das vorige: auch nehme ich keinen Anſtand, trotz der Meinung der Maſſe, die ſich immer eben ſo ſehr in dem täuſcht, was ihr

nützlich ist, als in dem, was ihr schadet, zu sagen, daß diese Steuer die einzig normale ist, vorbehaltlich der Vertheilung und Erhebung, auf die ich mich hier nicht einzulassen habe.

Denn wenn es wahr ist, wie wir so eben erörterten, daß die wahre Natur der Steuer die ist, vermöge einer eigenthümlichen Art von Lohn, gewisse Dienstleistungen zu bezahlen, die sich der gewöhnlichen Form des Tausches entziehen, so folgt, daß alle Produzenten, da sie für ihren persönlichen Gebrauch diese Dienstleistungen gleichmäßig genießen, zu gleichen Theilen zur Bezahlung beitragen müssen. Die Quote wird also für Jeden ein Bruchtheil seines Tauschproduktes sein, oder mit andern Worten, ein Abzug von den Werthen, die er in die Konsumzion liefert. Aber unter der Herrschaft des Monopols und bei der Grundsteuer erreicht der Fiskus das Produkt, ehe es in den Tausch kommt, ehe es sogar produzirt ist: ein Umstand, der den Betrag der Steuer auf die Produkzionskosten wirft, sie folglich dem Konsumenten zur Last legt und das Monopol befreit.

Wie es aber auch um die Bedeutung der Repartizions- und Quotitätssteuer sei, etwas bleibt feststehen, und ist uns vorzüglich wichtig zu wissen: daß in der Verhältnißmäßigkeit der Steuer die Absicht des Souveräns liegt, die Bürger nicht mehr nach dem alten Feudalprinzip, vermittelst der Kopfsteuer beitragen zu lassen, was auf einen nach der Zahl der Besteuerten, nicht nach Verhältniß ihrer Güter berechneten Theilbeitrag hinauskommen würde; — sondern **pro rata** der Kapitale, was voraussetzt, daß die Kapitale einer höheren Autorität, als der der Kapitalisten zinsbar sind. Alle Welt findet unmittelbar und einstimmig eine solche Vertheilung gerecht; alle Welt urtheilt also unmittelbar und einstimmig, daß die Steuer ein Wiedernehmen von Seiten der Gesellschaft, eine Art von Loskauf des Monopols ist. Das fällt besonders in England auf, wo durch ein besonderes Gesetz die Grundeigenthümer und Fabrikanten **pro rata** ihrer Einkünfte eine Steuer von 200 Millionen entrichten, die man die Armentaxe nennt.

Mit einem Worte, der praktische und eingestandene Zweck der Steuer ist, an den Reichen, zu Gunsten des Volks, eine im Verhältniß zum Kapital stehende Erholung zu haben.

Nun zeigt aber die Analyse wie die Thatsachen,

daß die Vertheilungssteuer, die Monopolsteuer, anstatt von denen bezahlt zu werden, die besitzen, fast gänzlich von den Nichtbesitzenden entrichtet wird;

daß die Quotitäts-Steuer, die den Produzenten vom Konsumenten trennt, einzig den letzteren trifft, was dem Kapitalisten nur den Theil zu leisten übrig läßt, den er zu bezahlen hätte, wären die Vermögen absolut gleich;

daß endlich die Armee, die Gerichte, die Polizei, die Schulen, die Hospitäler und Hospize, die Zufluchts- und Besserungshäuser, die öffentlichen Aemter, die Religion selbst, Alles, was die Gesellschaft zur Vertheidigung, Emanzipazion und Unterstützung des Proletariers einrichtet, zunächst vom Proletarier bezahlt und unterhalten wird, und sich dann gegen den Proletarier richtet, oder für ihn verloren ist; so daß das Proletariat, das zuerst nur für die Kaste arbeitete, die es verschlingt, für die Kapitalisten nämlich, auch noch für die Kaste arbeiten muß, die es geißelt, für die Unproduktiven.

Diese Thatsachen sind fortan so bekannt, und die Oekonomen, ich muß ihnen das nachsagen, haben sie so augenscheinlich dargestellt, daß ich mich enthalte, ihre Beweise noch einmal zu liefern, die übrigens keinen Widerspruch mehr erregen. Was ich mir vornehme, herauszustellen, und was die Oekonomen nur nicht hinlänglich begriffen zu haben scheinen, ist, daß die Lage des Arbeiters in dieser neuen Phase der sozialen Oekonomie keiner Verbesserung fähig ist; daß, außer dem Falle, wo die industrielle Organisazion und dann die politische Reform die Gleichheit der Vermögen herbeiführte, das Uebel eben so mit den Polizei-Einrichtungen verwachsen bleibt, wie der Gedanke der Barmherzigkeit, dem sie ihren Ursprung verdanken; daß endlich der **Staat**, welche Form er auch annehme, die aristokratische oder theokratische, die monarchische oder republikanische, so lange er nicht das gehorsame und unterworfene Organ einer Gesellschaft von Gleichen geworden ist, für das Volk eine wahre Hölle, fast hätte ich gesagt, eine berechtigte Verdammniß bleibt.

§. 2. Antinomie der Steuer.

Ich höre oft die Vertheidiger des Status quo behaupten, wir besäßen für jetzt genug Freiheit, und wir ständen, trotz der Deklamazionen gegen die Ordnung der Dinge, hinter unsern Instituzionen zurück. Was wenigstens die Steuer betrifft, bin ich gänzlich der Ansicht dieser Optimisten.

Nach der eben erörterten Theorie ist die Steuer die Reakzion der Gesellschaft gegen das Monopol. Die Ansichten in diesem Betracht sind einstimmig: Volk und Gesetzgeber, Oekonomen, Journalisten und Vaudevillisten, Jeder den sozialen Gedanken in seine Sprache übersetzend, schreiben um die Wette, die Steuer müsse auf die Reichen fallen, den Ueberfluß und die Luxusgegenstände treffen, und die zum Leben nothwendigsten Dinge frei lassen. Kurz, man macht aus der Steuer eine Art Privileg der Privilegirten: ein schlechter Gedanke, weil das faktisch die Berechtigung des Privilegs anerkennen heißt, das in keinem Falle, in welcher Form es sich auch zeige, etwas nützt. Das Volk mußte für diese egoistische Inkonsequenz bestraft werden: die Vorsehung hat ihre Pflicht gethan.

Sobald also die Steuer als eine Zurückforderung angesehen ward, mußte sie sich im Verhältniß zu den Leistungsfähigkeiten gestalten, sei es, daß sie das Kapital, oder mehr im Besonderen, das Einkommen traf. Nun aber bemerke ich, daß die Vertheilung der Steuer nach Verhältniß des Vermögens grade die ist, die man in einem Lande einführen müßte, wo alle Vermögen gleich wären, daß folglich, vorbehaltlich der Unterschiede in der Ansetzung und Erhebung, der Fiskus das Liberalste in unserer Gesellschaft ist, und in diesem Punkte unsere Sitten in der That hinter unseren Einrichtungen zurückstehen. Da aber bei den Bösen die besten Dinge unfehlbar abscheulich werden, so werden wir sehen, wie die Gleichheitssteuer das Volk erdrückt, eben, weil das Volk nicht auf ihrer Höhe steht.

Ich nehme an, das Bruttoeinkommen Frankreichs sei für jede aus vier Personen bestehende Familie 1,000 Franken: es ist ein wenig mehr, als die Angabe des Hrn. Chevalier, der nur 63 Cent. täglich auf den Kopf, oder 919 Fr. 80 Cent. auf die

Haushaltung herausgebracht hat. Da die Steuer heute über eine Milliarde, etwa den achten Theil des Totaleinkommens ausmacht, ſo iſt jede Familie, die jährlich 1000 Franken verdient, mit 125 Fr. beſteuert.

Darnach zahlt ein Einkommen von 2000 Fr. 250, ein Einkommen von 3000 Fr. 375, ein Einkommen von 4000 Fr. 500 Fr. ꝛc. Das Verhältniß iſt unfehlbar, und mathematiſch ſonder Tadel: der Fiskus iſt von wegen der Arithmetik ſicher, nichts zu verlieren.

Auf Seiten der Steuerpflichtigen aber gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen. Die Steuer, die nach der Idee des Geſetzgebers im Verhältniß zum Vermögen ſtehen ſollte, iſt im Gegentheil progreſſiv im Sinne der Armuth, ſo daß der Bürger deſto mehr zahlt, je ärmer er iſt.

Das will ich durch einige Zahlen deutlich zu machen ſuchen.

Nach der verhältnißmäßigen Steuer gebührt dem Fiskus, von einem Einkommen

von 1000, 2000, 3000, 4000, 5000, 6000 Fr. ꝛc.
eine Steuer von 125, 250, 375, 500, 625, 750 Fr.

Die Steuer ſcheint alſo nach dieſer Reihe im Verhältniß des Einkommens zu wachſen.

Wenn man aber bedenkt, daß jede Einkommenſumme aus 365 Einheiten beſteht, deren jede das tägliche Einkommen des Steuerpflichtigen darſtellt, ſo wird man nicht mehr finden, daß die Steuer verhältnißmäßig iſt; man wird ſie gleich finden. In der That, wenn der Staat von einem Einkommen von 1000 Fr. 125 Fr. Steuern erhebt, ſo iſt es grade, als wenn er der beſteuerten Familie 45 Tage Subſiſtenz nähme; eben ſo machen die Steuerquoten von 250, 375, 500, 625, 750 Fr., die den Einkommen von 2000, 3000, 4000, 5000, 6000 Fr. entſprechen, immer nur für jeden Inhaber eine Steuer von 45 Lohntagen aus.

Jetzt behaupte ich, daß dieſe Gleichheit der Steuer eine ungeheuerliche Ungleichheit iſt, und daß man ſich ſeltſame Illuſionen machen muß, um ſich einzubilden, weil das tägliche Einkommen bedeutender ſei, ſei auch die Steuer, deren Baſis es ausmacht,

ſtärker. Gehen wir vom Geſichtspunkt des perſönlichen Einkommens zum Kollektiveinkommen über.

In Folge des Monopols hat der ſoziale Reichthum die arbeitende Klaſſe verlaſſen, um zu den Kapitaliſten zu wandern; die Abſicht der Steuer war nun, dieſe Verſchiebung zu modifiziren und gegen die Uſurpazion zu reagiren, indem ſie von jedem Privilegirten nach Verhältniß etwas zurückforderte. Aber im Verhältniß wozu? Ohne Zweifel zu dem, was der Privilegirte zu viel bekommen hat, und nicht zu dem Bruchtheil des ſozialen Kapitales, welchen ſein Einkommen darſtellt. Nun iſt die Steuer verfehlt und das Geſetz zum Geſpött geworden, ſobald der Fiskus, anſtatt ſein Achtel da zu nehmen, wo das Achtel iſt, es grade von denen einfordert, denen er es zurückerſtatten ſollte. Eine letzte Rechnung ſoll dies mit Händen greifbar machen.

Nehmen wir das Einkommen Frankreichs zu 68 Centimen täglich auf den Kopf, ſo erhält der Familienvater, der als Lohn oder als Einkommen von ſeinen Kapitalen jährlich 1000 Fr. zieht, vier Theile des Nazionaleinkommens; der, welcher 2000 bezieht, erhält acht Theile; der mit 4000 ſechszehn ꝛc. Daraus folgt, daß der Arbeiter, der auf ein Einkommen von 1000 Fr. dem Fiskus 125 Fr. zahlt, der Oeffentlichkeit einen halben Theil, alſo ein Achtel ſeines Einkommens und der Subſiſtenz ſeiner Familie zurückerſtattet; während der Rentner, der auf ein Einkommen von 6000 Fr. nur 750 Fr. zahlt, einen Profit von 17 Theilen des Geſammteinkommens zieht, oder, mit andern Worten, bei der Steuer 425 Prozent verdient.

Stellen wir dieſelbe Wahrheit unter einer andern Form dar.

Man zählt in Frankreich ungefähr 200,000 Wähler. Ich weiß nicht, wie hoch ſich die von dieſen 200,000 Wählern bezahlten Steuern zuſammen belaufen; aber ich glaube, mich nicht weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn ich als Durchſchnittsſumme für Jeden 300 Fr., Summa für 200,000 Zenſusmänner 60 Millionen annehme, zu denen wir noch ein Viertel für ihren Antheil an den indirekten Steuern rechnen wollen, alſo 75 Millionen Fr. oder 75 Fr. auf den Kopf (die Familie jedes Wählers zu fünf Perſonen angenommen), welche die Wählerklaſſe dem

Staate bezahlt. Da das Budget nach dem „Annuaire économique" von 1845 elfhundert sechs Millionen beträgt, so bleibt eine Milliarde und 31 Millionen übrig, was 31 Fr. 30 Cent. für jeden nicht wählenden Bürger gibt, zwei Fünftel der Steuer, die von der reichen Klasse bezahlt werden. Damit dies Verhältniß nun billig wäre, müßte das durchschnittliche Vermögen der Nichtwählerklasse zwei Fünftel des durchschnittlichen Vermögens der Wählerklasse ausmachen: und dem ist nicht so, es fehlen bei drei Vierteln.

Aber dieses Mißverhältniß wird noch beleidigender erscheinen, wenn man bedenkt, daß unsere die Wählerklasse betreffende Rechnung durchaus falsch ist, und zwar ganz zu Gunsten der Zensusmänner. In der That, die einzigen Steuern, die behufs der Ausübung des Wahlrechtes gezählt werden, sind: 1) die Grundsteuer, 2) die Kopf- und Mobiliensteuer, 3) Thüren und Fenster, 4) das Patent. Mit Ausnahme aber der Kopf- und Mobiliensteuer, in der nur ein geringer Unterschied stattfindet, fallen die drei andern Auflagen auf die Konsumenten zurück; und eben so ist es mit allen indirekten Steuern, die sich die Kapitalieninhaber von den Konsumenten erstatten lassen, mit Ausnahme jedoch der Steuer auf den Besitzwechsel von Immobilien, welche direkt den Eigenthümer trifft, und im Ganzen 150 Millionen beträgt. Nehmen wir nun an, das Wählereigenthum sei bei dieser letzten Summe mit einem Sechstel betheiligt, was viel heißt, der Antheil an den direkten Steuern (409 Millionen) betrage 12 Fr. auf den Kopf, der an den indirekten Steuern (547 Millionen) 16 Fr., so wird die durchschnittliche Steuersumme jedes Wählers, der eine Haushaltung von fünf Personen hat, im Ganzen 265 Fr. betragen, während der Theil des Arbeiters, der sich, seine Frau und zwei Kinder nur mit Hülfe seiner Arme ernährt, 112 Fr. ausmacht. In allgemeineren Ausdrücken ist die mittlere Steuersumme auf den Kopf in der höheren Klasse 53 Fr.; in der untern Klasse 28. Und nun wiederhole ich meine Frage: ist der Wohlstand diesseits des Wahlzensus die Hälfte von dem, was er jenseits ist?

Es ist mit der Steuer, wie mit periodischen Zeitschriften,

ſie koſten wirklich um ſo viel mehr, als ſie ſeltener erſcheinen. Ein tägliches Blatt koſtet 40 Fr., ein Wochenblatt 10, eine Monatſchrift 4 Fr. Wenn alles Uebrige gleichgeſetzt wird, ſo ſind die Abonnementspreiſe dieſer Blätter unter ſich wie die Zahlen 40, 70, 120, indem die Theuerkeit mit dem ſeltenen Erſcheinen wächſt. So grade iſt der Lauf der Steuer: ſie iſt ein Abonnement, das jeder Bürger bezahlt, und wofür er das Recht, zu arbeiten und zu leben, gewinnt. Wer dieſes Recht am mindeſten beanſprucht, zahlt mehr; wer es ein wenig mehr beanſprucht, zahlt weniger; wer es viel beanſprucht, zahlt wenig.

Die Oekonomen ſind im Allgemeinen über Alles das einig. Sie haben die verhältnißmäßige Steuer nicht nur in ihrem Prinzip, ſondern auch in ihrer Anwendung angegriffen; ſie haben ihre Anomalieen blosgelegt, die faſt alle daher rühren, daß das Verhältniß des Kapitals zum Einkommen, oder der bebauten Oberfläche zur Rente niemals feſtſteht.

„Es ſei die Steuer ein Zehntel vom Ertrage des Bodens, und wir wollen Aecker von verſchiedener Güte annehmen, von denen der erſte 8 Fr. Korn, der zweite 6 Fr., der dritte 5 Fr. einträgt: ſo wird die Steuer ein Achtel des Einkommens von der fruchtbarſten, ein Sechstel von der weniger, und ein Fünftel von der noch weniger fruchtbaren verlangen. Wird da die Steuer nicht das Umgekehrte von dem ſein, was ſie ſein ſollte? — Anſtatt der Ländereien kann man die andern Inſtrumente der Produkzion nehmen, und Kapitale desſelben Werthes oder Quantitäten von Arbeit derſelben Art, die auf Induſtriezweige von verſchiedener Ertragsfähigkeit angewandt ſind, vergleichen: das Ergebniß wird dasſelbe ſein. Es iſt ungerecht, dieſelbe Kopfſteuer von 10 Fr. von dem Arbeiter zu verlangen, der 1000 Fr. verdient, und vom Künſtler oder Arzte, der 60,000 Fr. Renten hat.“ (**J. Garnier**, Prinzipien politiſcher Oekonomie.)

Dieſe Gedanken ſind ſehr richtig, obgleich ſie nur die Erhebung oder die Anſetzung betreffen, und das Prinzip der Steuer ſelbſt unberührt laſſen. Denn wenn man die Vertheilung nach dem Einkommen, anſtatt nach dem Kapitale annimmt, ſo ergibt

ſich beſtändig, daß die Steuer, die im Verhältniß zu den Vermögen ſtehen ſollte, dem Konſumenten zur Laſt fällt.

Die Oekonomen haben den Schritt gewagt; ſie haben laut anerkannt, daß die verhältnißmäßige Steuer ungerecht iſt.

„Die Steuer," ſagt Say, „kann niemals von den nothwendigſten Bedürfniſſen erhoben werden." — Dieſer Schriftſteller erklärt freilich nicht, was unter den nothwendigen Bedürfniſſen verſtanden werden muß: aber wir können dieſe Auslaſſung ergänzen. Das Nothdürftige iſt, was jedem Individuum vom Geſammtprodukte des Landes zukommt, wenn die Steuer vorher abgezogen iſt. Alſo, um in runden Zahlen zu rechnen, wenn der Ertrag Frankreichs acht Milliarden und die Steuer eine Milliarde beträgt, ſo iſt das Nothdürftige für jedes Individuum täglich $56\frac{1}{2}$ Cent. Nur was über dies Einkommen hinausgeht, kann nach J. B. Say beſteuert werden; Alles, was darunter iſt, muß dem Fiskus heilig bleiben.

Das ſagt derſelbe Schriftſteller mit andern Worten ſo: „Die verhältnißmäßige Steuer iſt nicht billig." Adam Smith hatte ſchon vor ihm geſagt: „Es iſt nicht unvernünftig, daß der Reiche zu den öffentlichen Ausgaben, nicht nur im Verhältniß des Einkommens, ſondern auch noch etwas mehr, beitrage." — „Ich gehe weiter," fügt Say hinzu: „ich nehme keinen Anſtand, zu ſagen, daß die Progreſſivſteuer die einzig billige iſt." — Und Hr. J. Garnier, der zuletzt die Oekonomen reſumirt hat: „Die Reformen müſſen auf eine, wenn ich ſo ſagen darf, progreſſionelle Gleichheit ausgehen, die weit gerechter, weit billiger iſt, als die ſogenannte Gleichheit der Steuer, die nur eine ungeheuerliche Ungleichheit iſt."

Alſo nach der allgemeinen Meinung und nach dem Zeugniß der Oekonomen ſtehen zwei Dinge feſt: erſtlich, daß die Steuer in ihrem Prinzip gegen das Monopol reagirt und gegen den Reichen gerichtet iſt; zweitens, daß dieſelbe Steuer in der Praxis ihrem Zwecke untreu wird; daß ſie den Armen vorzüglich trifft, daher eine Ungerechtigkeit begeht, und daß der Geſetzgeber beſtändig darauf aus ſein muß, ſie billiger zu vertheilen.

Ich mußte dieſe doppelte Thatſache vorher gehörig feſtſtellen,

ehe ich zu weiteren Betrachtungen übergehen konnte: jetzt beginnt meine Kritik.

Die Oekonomen, mit der Gutmüthigkeit braver Leute, die sie von ihren Vorgängern ererbt haben, und die noch heute ihr ganzes Lob ausmacht, haben nicht daran gedacht, zu bemerken, wie die progressionelle Theorie der Steuer, welche sie den Regierungen als das Nec plus ultra einer weisen und liberalen Verwaltung andeuten, sich in sich selbst widerspricht und eine Legion von Unmöglichkeiten in sich enthält. Sie haben für den Druck des Fiskus um die Reihe die Barbarei der Zeiten, die Unwissenheit der Fürsten, die Kastenvorurtheile, die Gier der Steuerpächter, kurz, Alles in Anspruch genommen, was nach ihrer Meinung die Progression der Steuer hinderte und der ehrlichen Praxis der Gleichheit vor dem Budget im Wege stand: sie haben es sich keinen Augenblick einfallen lassen, daß das, was sie unter dem Ausdruck Progressivsteuer verstanden, der Umsturz aller ökonomischen Begriffe sei.

So haben sie z. B. nicht gesehen, daß die Steuer schon dadurch progressiv wird, daß sie verhältnißmäßig ist, daß nur die Progression auf den Kopf gestellt ist, da sie, wie wir gesagt haben, nicht nach der Größe des Vermögens sich richtet, sondern nach seiner Kleinheit. Wenn die Oekonomen eine klare Vorstellung von dieser Verkehrung gehabt hätten, die in allen Ländern mit Steuern unfehlbar ist, so würde eine so auffallende Erscheinung nothwendig ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben; sie hätten deren Ursache aufgesucht, und endlich entdeckt, daß das, was sie für einen Zufall der Zivilisazion, für eine Wirkung der unlösbaren Schwierigkeiten der menschlichen Regierung hielten, nur das Erzeugniß des Widerspruchs war, der der ganzen politischen Oekonomie innewohnt.

1. Die Progressivsteuer, auf's Kapital oder auf das Einkommen angewandt, ist die direkte Negazion des Monopols, desselben Monopols, dem man überall, sagt Hr. Rossi, auf der Bahn der politischen Oekonomie begegnet; das der wahre Sporn der Industrie, die Hoffnung der Ersparniß, der Erhalter und Erzeuger jeglichen Reichthums ist; kurz, von dem wir sagen durften,

die Gesellschaft könne nicht mit ihm, aber auch nicht ohne es leben. Wenn die Steuer plötzlich wird, was sie unzweifelhaft sein soll, nämlich der verhältnißmäßige (oder progressive, das ist einerlei) Beitrag jedes Produzenten zu den öffentlichen Lasten, so sind Rente und Gewinnst sofort überall zum Besten des Staats konfiszirt; der Arbeit sind die Früchte ihres Werkes entrissen; jeder Einzelne ist auf den ihm zukommenden Theil von 56½ Cent. herabgesetzt, und das Elend wird allgemein; der Vertrag zwischen Arbeit und Kapital ist aufgelöst, und die Gesellschaft schwankt ohne Steuerruder bis zu ihrem Ursprunge zurück.

Vielleicht wird man sagen, es sei leicht, die absolute Vernichtung der Kapitalgewinnste zu verhindern, indem man in irgend einem Augenblicke die Wirkung der Progression hemmte.

Eklektizismus, Juste-Milieu, Abfinden mit dem Himmel oder mit der Moral: es wird also immer dieselbe Philosophie bleiben!

Die wahre Wissenschaft widerstrebt solchen Uebereinkünften. Jedes Kapital muß zum Produzenten in der Gestalt von Zinsen zurückkehren; jede Arbeit muß einen Ueberschuß lassen, jeder Lohn gleich dem Produkt sein. Unter dem Schirm dieser Gesetze verwirklicht die Gesellschaft unaufhörlich durch die größte Mannigfaltigkeit der Produkzion die größtmögliche Summe von Wohlstand. Diese Gesetze sind absolut: sie verletzen, heißt, die Gesellschaft schinden, sie verstümmeln. Also ist das Kapital, das am Ende doch nur angehäufte Arbeit ist, unverletzlich. Aber andererseits ist das Streben zur Gleichheit nicht weniger gebieterisch; es bekundet sich in jeder ökonomischen Phase mit steigender Energie und unbezwingbarer Gewalt. Ihr müßt also zugleich der Arbeit und der Gerechtigkeit genügen; ihr müßt der ersteren immer reellere Garantieen geben, und die zweite ohne Konzession und Zweideutigkeit herstellen. Statt dessen wißt ihr nur euren Theorieen unaufhörlich die Laune des Fürsten zu substituiren, den Lauf der ökonomischen Gesetze durch eine willkürliche Macht zu hemmen, und unter dem Vorwande der Gerechtigkeit weder dem Lohn, noch dem Monopol Wort zu halten! Eure Freiheit ist nur eine Halbfreiheit, eure Gerechtigkeit eine Halbgerechtigkeit, und eure ganze

Weisheit beſteht in jener Mittelmäßigkeit, die immer doppelt ungerecht iſt, weil ſie weder den Anſprüchen der einen, noch denen der andern Seite ihr Recht widerfahren läßt! Nein, das kann nicht die Wiſſenſchaft ſein, die ihr uns verſprochen habt, und die, indem ſie uns die Geheimniſſe der Produkzion und Konſumzion der Güter enthüllt, die ſozialen Antinomieen ohne Zweideutigkeit löſen muß. Eure halbliberale Doktrin iſt das Geſetzbuch des Despotismus, und zeugt eben ſo wohl eure Ohnmacht, vorwärts zu gehen, als eure Scheu, zurückzuweichen.

Wenn die Geſellſchaft, verpflichtet durch ihre ökonomiſchen Antezedenzien, niemals zurückgehen kann; wenn das Monopol bis zur Stunde der allgemeinen Ausgleichung in ſeinem Beſitz erhalten werden muß, ſo iſt keine Veränderung im Steueranſatz möglich: nur iſt da ein Widerſpruch, der, wie jeder andere, bis auf's Aeußerſte getrieben werden muß. Habt alſo den Muth eurer Meinungen: Achtung vor dem Reichthum, kein Erbarmen mit dem Armen, den der Gott des Monopols verdammt hat. Je weniger der Taglöhner zu leben hat, deſto mehr muß er bezahlen: **qui minus habet, etiam quod habet auferetur ab eo.** Das iſt nothwendig, das iſt Schickſalsbeſchluß: es handelt ſich um das Heil der Geſellſchaft. Verſuchen wir dennoch, die Progreſſion der Steuer umzukehren, und zu machen, daß anſtatt des Arbeiters der Kapitaliſt am meiſten herausgebe.

Ich bemerke vorab, daß nach der gewohnten Weiſe der Erhebung eine ſolche Umkehrung unausführbar iſt.

In der That, wenn die Steuer das auszubeutende Kapital trifft, ſo wird die Geſammtſumme dieſer Steuer zu den Produkzionskoſten gezählt, und dann entweder — oder: entweder wird das Produkt, ungeachtet der Erhöhung des Verkaufswerthes vom Konſumenten gekauft, und folglich dem Produzenten die Auflage abgenommen; oder aber dasſelbe Produkt wird zu theuer befunden, und in dieſem Falle tritt die Steuer, wie J. B. Say ſehr gut bemerkt, in Geſtalt eines Zehnten auf, der auf die Ausſaat gelegt iſt, und verhindert die Produkzion. So hemmt eine zu hohe Verkaufsſteuer die Zirkulazion der Immobilien, und macht die

Kapitale weniger produktiv, indem ſie ſich dem Herrenwechſel der Gegenſtände in den Weg ſtellt.

Wenn im Gegentheil die Steuer auf das Produkt fällt, ſo iſt ſie nur noch eine Steuer der Quotität, die jeder nach dem Betrage ſeiner Konſumzion bezahlt, während der Kapitaliſt, der grade getroffen werden ſollte, bewahrt bleibt.

Uebrigens iſt die Annahme einer Progreſſivſteuer, welche entweder das Produkt oder das Kapital zur Grundlage nähme, vollkommen abgeſchmackt. Wie kann dasſelbe Produkt bei dem einen Verkäufer mit einer Auflage von 10 Prozent und bei einem andern nur mit 5 Prozent belegt werden? Wie ſollen Fonds, die ſchon mit Hypotheken belaſtet ſind und alle Tage in andere Hände kommen, wie ſoll ein Kapital, das durch Kommandite oder durch das Vermögen eines Einzelnen allein gebildet iſt, vom Kataſter unterſchieden, und nicht mehr im Verhältniß ihres Werths oder ihrer Rente, ſondern im Verhältniß des Vermögens oder der vermuthlichen Gewinnſte des Eigenthümers abgeſchätzt werden? ....

Es bleibt alſo als letzter Ausweg die Beſteuerung des Nettoeinkommens jedes Steuerpflichtigen, wie es auch entſtehe. Z. B. ein Einkommen von 1000 Fr. würde 10 Prozent zahlen; ein Einkommen von 2000 Fr. 20 Prozent; ein Einkommen von 3000 Fr. 30 Prozent ꝛc. Laſſen wir die tauſend Schwierigkeiten und Quälereien der Veranlagung bei Seite, und ſetzen wir das Verfahren ſo leicht als möglich. Wohlan! grade dieſes Syſtem klage ich der Heuchelei, des Widerſpruchs und der Ungerechtigkeit an.

Ich ſage zuerſt, daß dieſes Syſtem heuchleriſch iſt, weil es, dafern es dem Reichen nicht den ganzen Theil ſeines Einkommens nimmt, der über die Durchſchnittsſumme des Nazionalertrags per Familie hinausgeht, was man nicht annehmen kann, nicht, wie man glaubt, die Progreſſion der Steuer auf die Seite des Reichthums zurücklenkt, ſondern höchſtens den Unterſchied des Verhältniſſes ändert. Wenn alſo die gegenwärtige Progreſſion der Steuer für die Vermögen von 1000 Fr. Einkünften und **darunter** wie 10, 11, 12, 13 ꝛc. iſt, und für die Vermögen von 1000 Fr. Einkünften und **darüber** wie 10, 9, 8, 7, 6 ꝛc., da die Steuer

immer mit dem Elende ſteigt und mit dem Reichthum abnimmt: ſo würde, wenn man ſich darauf beſchränkte, die indirekte Steuer zu erleichtern, die beſonders die arme Klaſſe trifft, und um ſo mehr das Einkommen der reichen Klaſſe in Anſpruch nähme, die Progreſſion freilich für die erſtere nur noch ſein wie 10, 10.25, 10.50, 10.75, 11, 11.25 ꝛc., und für die zweite wie 10, 9.75, 9.50, 9.25, 9, 8.75 ꝛc. Aber dieſe Progreſſion, obgleich weniger ſteigend auf beiden Seiten, hätte immer noch dieſelbe Richtung, ſtellte beſtändig die Gerechtigkeit auf den Kopf: und deßhalb iſt die ſogenannte Progreſſiv-Steuer höchſtens gut dazu, das Geſchwätz der Philanthropen zu bilden, aber von gar keinem wiſſenſchaftlichen Werthe. Nichts wird durch ſie in der fiskaliſchen Jurisprudenz geändert; immer trägt, wie das Sprichwort ſagt, der Arme den Bettelſack, immer iſt der Reiche Gegenſtand der beſondern Vorſorge der Regierung.

Ich füge hinzu, daß dies Syſtem ſich widerſpricht.

In der That: Geben und Behalten taugt nicht, wie die Juriſten ſagen. Warum alſo, anſtatt Monopole aufrecht zu erhalten, deren einziger Vortheil für die Beſitzer darin beſtände, daß ſie mit den Einkünften ſofort deren ganze Nutznießung verlören, nicht ohne Weiteres das agrariſche Geſetz erlaſſen? Warum in die Konſtituzion ſetzen, daß Jeder frei die Frucht ſeiner Arbeit und ſeiner Induſtrie genießt, wenn dieſe Erlaubniß durch die Thatſache der Steuer oder doch durch ihre Tendenz nur bis zu einer Dividende von 56¼ Cent. täglich geſtattet iſt, ein Umſtand, den das Geſetz freilich nicht vorgeſehen hätte, der aber nothwendig aus der Progreſſion ſich ergeben müßte? Der Geſetzgeber, der uns bei unſern Monopolen beſtätigte, hat die Produkzion begünſtigen, das heilige Feuer der Induſtrie nähren wollen: welches Intereſſe haben wir aber, zu produziren, wenn wir vor der Aſſoziazion nicht für uns ſelbſt produziren? Wie kann man uns, die man für frei erklärt hat, Bedingungen des Verkaufs, der Miethe, des Tauſches vorſchreiben, die unſere Freiheit vernichten?

Ein Mann beſitzt in Staatspapieren 20,000 Fr. Renten. Die Steuer nimmt ihm mit Hülfe der neuen Progreſſion 50 Prozent. Unter dieſer Bedingung iſt es vortheilhafter für ihn, ſein

Kapital zurückzunehmen, und die Fonds anstatt der Einkünfte zu verzehren. Man bezahlt also zurück. Aber wie, zurückzahlen! Der Staat kann nicht zur Herauszahlung gewungen werden; und wenn er sich zum Loskauf versteht, so thut er es nur pro rata des Nettoeinkommens. Also wird eine Renteneinschreibung von 20,000 Fr. dem Rentner vermöge der Steuer nur 10,000 werth sein, wenn er sich vom Staate zurückzahlen lassen will: dafern er sie nicht in 20 Posten theilt, wo sie ihm dann doppelt so viel einträgt. Eben so wird ein Gut, das 50,000 Fr. Pacht einbringt, wenn sich die Steuer zwei Drittel des Einkommens zulegt, zwei Drittel seines Werthes verlieren. Wenn aber der Eigenthümer dieses Gut in 100 Parzellen theilt, und es zum Verkauf ausbietet, so wird der Schrecken vor dem Fiskus die Käufer nicht fürder abhalten, und er sein ganzes Kapital herausbekommen, so daß bei der Progressivsteuer die Immobilien nicht mehr dem Gesetze von Angebot und Nachfrage folgen, nicht mehr nach ihrem wirklichen Ertrage geschätzt würden, sondern nach der Qualität des Inhabers. Die Folge wird sein, daß die großen Kapitale entwerthet werden, und die Mittelmäßigkeit an die Tagesordnung kommt; die Eigenthümer werden rasch umsetzen, weil es besser für sie ist, ihr Eigenthum zu verzehren, als eine unsichere Rente daraus zu ziehen; die Kapitalisten werden ihre Fonds zurückfordern, oder sie nur zu wucherischen Preisen austhun; jede große Industrie ist aufgehoben, jedes auffällige Vermögen wird verfolgt, jedes Kapital, das über die Nothdurft hinausgeht, geächtet. Der verschmähte Reichthum sammelt sich heimlich und kommt nur als Schmuggel wieder hervor; und die Arbeit, wie ein an einen Leichnam gebundener Mensch, wird das Elend zu einer endlosen Vermählung umarmen. Steht es den Oekonomen, welche solche Reformen ersinnen, nicht vortrefflich an, sich über die Reformisten lustig zu machen?

Nachdem ich den Widerspruch und die Lüge der Progressivsteuer dargethan habe, muß ich auch noch ihre Ungerechtigkeit beweisen? Die Progressivsteuer, wie sie die Oekonomen und nach ihnen gewisse Radikale verstehen, ist unausführbar, sagte ich so eben, wenn sie die Kapitale und Produkte trifft: ich will folglich

annehmen, ſie träfe die Einkünfte. Aber wer ſieht nicht, daß dieſe rein theoretiſche Unterſcheidung von Kapitalen, Produkten und Einkünften vor dem Fiskus fällt, und daß dieſelben eben bezeichneten Unmöglichkeiten mit ihrem unabänderlichen Charakter wieder zum Vorſchein kommen?

Ein Induſtrieller entdeckt ein Verfahren, vermittelſt deſſen er 20 Prozent an den Produkzionskoſten erſpart, und 25,000 Fr. Einkünfte verdient. Der Fiskus verlangt 15 davon. Der Unternehmer iſt alſo gezwungen, ſeine Preiſe zu erhöhen, weil ſein Verfahren, durch die Steuer, anſtatt 20 Prozent zu ſparen, nur noch 8 erſpart. Iſt das nicht grade, als wenn der Fiskus die Wohlfeilheit hinderte? So glaubt die Progreſſivſteuer den Reichen zu treffen, und trifft immer den Konſumenten; und es iſt ihr unmöglich, ihn nicht zu treffen, dafern ſie nicht die Produkzion gänzlich unterdrückt: welche Verrechnung!

Es iſt ein Geſetz ſozialer Oekonomie, daß jedes eingeſchloſſene Kapital ſofort in Geſtalt von Zinſen zum Unternehmer zurückkehren muß. Durch die Progreſſivſteuer wird dies Geſetz in ſeiner Wurzel verletzt, weil durch die Wirkung der Progreſſion der Kapitalzins ſo ſehr zuſammenſchmilzt, daß die Induſtrie mit Verluſt eines Theiles, oder gar der Geſammtheit des beſagten Kapitals, produzirt. Damit es anders wäre, müßte der Kapitalzins progreſſiv zunehmen, wie die Steuer ſelbſt, was abgeſchmackt iſt. Alſo hemmt die Progreſſivſteuer die Bildung der Kapitale; noch mehr, ſie widerſetzt ſich ihrer Zirkulazion In der That, wer irgend ein Fabrikmaterial oder ein Stück Land erwerben will, muß unter dem Regime der Steuerprogreſſion nicht mehr den wirklichen Werth dieſes Materials oder dieſes Landes berückſichtigen, ſondern die Steuer, die es ihm auferlegen wird; ſo daß, wenn das wirkliche Einkommen 4 Prozent iſt, die durch die Wirkung der Steuer oder durch die Verhältniſſe des Erwerbers ſich auf 3 reduziren müſſen, der Kauf nicht ſtattfinden kann. Nachdem die Progreſſivſteuer alle Intereſſen verletzt, und durch ihre Kategorieen Verwirrung auf den Markt gebracht hat, hält ſie die Entwicklung des Reichthums auf, und ſetzt den Kaufwerth unter den wirklichen Werth herab; ſie läßt die Geſellſchaft einſchrumpfen, ſie verſteinert ſie. Welche Tyrannei! welcher Hohn!

Die Progressivsteuer ist also zuletzt, wie man es auch anfange, eine Rechtsverweigerung, ein Produkzionsverbot, eine Konfiskazion. Sie ist die gränzen- und zügellose Willkür, die man der Regierung über Alles, was durch Arbeit, Ersparniß, Vervollkommnung der Mittel, zum öffentlichen Reichthum beiträgt, in die Hände gibt.

Aber wozu uns in chimärische Hypothesen verirren, wenn wir nahe bei der Wahrheit sind? Es ist nicht die Schuld des Prinzips der Verhältnißmäßigkeit, wenn die Steuer mit so empörender Ungleichheit die verschiedenen Klassen der Gesellschaft trifft; die Schuld liegt an unseren Vorurtheilen und Sitten. Die Steuer geht, so weit es menschlichen Verrichtungen gegeben ist, mit Billigkeit und Genauigkeit zu Werke. Die soziale Oekonomie befiehlt ihr, sich an's Produkt zu halten; sie hält sich an's Produkt. Wo sich das Produkt entzieht, trifft sie das Kapital: was ist natürlicher? Die Steuer ist der Ziviliſazion voraus und setzt die Gleichheit der Arbeiter und der Kapitalisten: als unbeugsamer Ausdruck der Nothwendigkeit scheint sie uns aufzufordern, uns einander durch Erziehung und Arbeit gleich zu machen, und uns durch das Gleichgewicht unserer Thätigkeiten und die Assoziazion unserer Interessen mit ihr in Einklang zu setzen. Die Steuer will nicht zwischen Mensch und Mensch unterscheiden: und wir klagen ihre mathematische Genauigkeit wegen der Ungleichheit unserer Vermögen an! wir fordern von der Gleichheit selbst, sich unserer Ungerechtigkeit zu beugen!.... Hatte ich nicht recht zu Anfang, wir seien in Bezug auf die Steuer hinter unsern Einrichtungen zurück?

Auch sehen wir den Gesetzgeber beständig bei den fiskalischen Gesetzen vor den verderblichen Folgen der Progressivsteuer zurückbeben, und die Nothwendigkeit, die Unveränderlichkeit der verhältnißmäßigen Steuer festhalten. Denn die Gleichheit des Vermögens kann nicht aus der Verletzung des Kapitals kommen: die Antinomie muß methodisch gelöst werden, bei Strafe für die Gesellschaft, ins Chaos zurückzufallen. Die ewige Gerechtigkeit fügt sich nicht allen Launen der Menschen: wie eine Frau, die man beleidigen, aber nicht ohne eine feierliche Veräußerung seiner

ſelbſt heirathen kann, verlangt ſie von uns die Aufgebung unſres Egoismus, die Anerkennung aller ihrer Rechte, welches die der Wiſſenſchaft ſind.

Die Steuer, deren Endzweck, wie wir gezeigt haben, die Bezahlung der Unproduktiven iſt, deren urſprünglicher Gedanke aber eine Entſchädigung des Arbeiters war, die Steuer wird alſo in der Welt des Monopols zu einer bloßen Proteſtazion, zu einer Art außergerichtlicher Handlung, welche die Lage des Lohnarbeiters nur noch verſchlimmert, und zugleich den Monopoliſten in ſeinem Beſitz aufſtört. Was den Gedanken betrifft, die verhältnißmäßige Abgabe in eine Progreſſivſteuer zu verwandeln, oder beſſer geſagt, die Progreſſion der Steuer umzukehren, ſo iſt das ein Schnitzer, deſſen ganze Verantwortung Sache der Oekonomen iſt.

Aber das Schwert hängt künftig über dem Privileg. Mit der Macht, die Verhältnißmäßigkeit der Steuer zu modifiziren, hat die Regierung ein raſches und ſicheres Mittel in Händen, die Inhaber der Kapitale, wann es ihr gefällt, außer Beſitz zu ſetzen; und es iſt etwas Erſchreckliches, allenthalben dieſe große Inſtituzion, die Grundlage der Geſellſchaft, den Gegenſtand ſo vieler Kämpfe, ſo vieler Geſetze, ſo vieler Hätſcheleien und ſo vieler Verbrechen, das **Eigenthum** an einem dünnen Faden über dem offenen Rachen des Proletariats ſchweben zu ſehen.

§. 3. Verderbliche und unvermeidliche Folgen der Steuer. (Lebensmittel, Luxusgeſetze, Feld- und Fabrikpolizei, Erfindungspatente, Fabrikzeichen, ꝛc.)

Hr. Chevalier ſtellte ſich im Juli 1843 hinſichtlich der Steuer folgende Fragen:

„1. Verlangt man ſie von Allen, oder vorzugsweiſe von einem Theile der Nazion? — 2. Gleicht die Abgabe einer Kopfſteuer, oder iſt ſie vielmehr genau dem Vermögen der Steuerpflichtigen angemeſſen? — 3. Iſt der Ackerbau mehr oder weniger belaſtet, als Induſtrie und Handel? — 4. Iſt das Grundeigenthum mehr oder weniger geſchont, als das bewegliche Vermö-

gen? — 5. Iſt der Produzent mehr begünſtigt, als der Konſument? — 6. Haben unſere Steuergeſetze den Charakter der Luxusgeſetze?"

Auf dieſe verſchiedenen Fragen gibt Hr. Chevalier eine Antwort, die ich herſetzen will und die Alles zuſammenfaßt, was ich philoſophiſch Gedachtes über den Gegenſtand gefunden habe.

„a) Die Steuer trifft die Allgemeinheit, wendet ſich an die Maſſe, nimmt die Nazion in Bauſch und Bogen; da jedoch die Armen am zahlreichſten ſind, ſo ſchätzt ſie dieſe mit Vorliebe, gewiß, deſto mehr zu bekommen. — b) Der Natur der Sache nach, nimmt die Abgabe zuweilen die Geſtalt einer Kopfſteuer an, Zeuge deſſen die Salzſteuer. — c, d, e) Der Fiskus wendet ſich eben ſo ſehr an die Arbeit, wie an die Konſumzion, weil in Frankreich Jedermann arbeitet; mehr an's Grundeigenthum, als an's Bewegliche, und mehr an den Ackerbau, als an die Induſtrie. — f) Aus demſelben Grunde haben unſere Geſetze wenig vom Charakter der Luxusgeſetze."

Was, Profeſſor? Das iſt Alles, was die Wiſſenſchaft Ihnen geſagt hat! — Die Steuer wendet ſich an die Maſſe, ſagen Sie; ſie nimmt die Nazion in Bauſch und Bogen. Ach! wir wiſſen es nur zu gut; aber grade das iſt ungerecht, und das will man von Ihnen erklärt haben. Als die Regierung ſich mit dem Anſatze und der Vertheilung der Steuer beſchäftigte, konnte ſie nicht glauben und hat nicht geglaubt, daß alle Vermögen gleich wären; folglich hat ſie nicht wollen können und hat nicht gewollt, daß die Steuerquoten es würden. Warum iſt nun die Praxis der Regierung ſtets das Umgekehrte ihrer Theorie? Ihre Anſicht, wenn's gefällig iſt, über dieſen ſchwierigen Fall! Erklären Sie, rechtfertigen Sie oder verurtheilen Sie den Fiskus; thun Sie, was Sie wollen; aber thun Sie etwas, und ſagen Sie etwas. Erinnern Sie ſich, daß es Männer ſind, die Sie leſen, und daß ſie einem Doctor ex cathedra Sätze wie den folgenden nicht hingehen laſſen können: Die Armen ſind am zahlreichſten; deßhalb ſchätzt ſie die Steuer mit Vorliebe, gewiß, deſto mehr zu bekommen. Nein, mein Herr, nicht die Zahl regelt die Steuer; die Steuer weiß ſehr wohl, daß Millionen Arme, zu Millionen Armen hinzugezählt, nicht

Einen Wähler ausmachen. Sie machen den Fiskus verhaßt, indem Sie ihn abgeschmackt machen: und ich behaupte, daß er weder Eins, noch das Andere ist. Der Arme bezahlt mehr, als der Reiche, weil die Vorsehung, der das Elend verhaßt ist, wie das Laster, die Dinge so geordnet hat, daß der Elende immer am meisten ausgepreßt wird. Die Ungerechtigkeit der Steuer ist die himmlische Geißel, die uns zur Gleichheit hintreibt. Gott! wenn ein Professor der politischen Oekonomie, der früher Apostel war, noch diese Offenbarung begreifen könnte! . . . .

Vermöge der Natur der Dinge, sagt Hr. Chevalier, nimmt die Abgabe bisweilen die Gestalt einer Kopfsteuer an. Wohlan! in welchem Falle ist es gerecht, daß die Abgabe die Gestalt einer Kopfsteuer annehme? Immer oder niemals? Was ist das Prinzip der Steuer? Welches ist ihr Zweck? Sprechen Sie, antworten Sie.

Und welche Belehrung, ich bitte Sie, können wir aus der so wenig beachtenswerthen Bemerkung ziehen, daß der Fiskus sich eben so sehr an die Arbeit, als an die Konsumzion wendet, mehr an das Grundeigenthum, als an das bewegliche, mehr an den Ackerbau, als an die Industrie? Was liegt der Wissenschaft an dieser unendlichen Anhäufung nackter Thatsachen, wenn durch Ihre Analyse niemals eine einzige Idee daraus hervorgeht?

Alle Abgaben, welche die Steuer, die Rente, der Kapitalzins ꝛc. von der Konsumzion erheben, kommen auf Rechnung der allgemeinen Kosten und sind Theile des Verkaufspreises, so daß beinahe immer der Konsument die Steuer bezahlt: das wissen wir. Und da die Waaren, die am meisten konsumirt werden, auch die sind, welche am meisten eintragen, so trifft es nothwendig zu, daß die Aermsten am meisten belastet sind: diese Folgerung ist, wie die erste, unvermeidlich. Was liegt uns also, noch einmal, an Ihren fiskalischen Unterschieden? Wie auch die steuerbare Materie klassifizirt sei, da es unmöglich ist, das Kapital höher als das Einkommen zu besteuern, so wird der Kapitalist immer begünstigt sein, während der Proletarier Ungerechtigkeit und Druck erleidet. Nicht die Vertheilung der Steuer ist schlecht,

ſondern die Vertheilung der Güter. Hr. Chevalier weiß es ſehr wohl: warum ſagt es alſo Hr. Chevalier nicht, da ſein Wort mehr gilt, als das eines Schriftſtellers, der im Verdacht ſteht, die gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht zu lieben?

Von 1806—1811 (dieſe Bemerkung und die folgende ſind von Hrn. Chevalier) war der jährliche Weinkonſum in Paris 160 Litres auf die Perſon; heute iſt er nur noch 95. Man unterdrücke die Steuer, die 30—35 Cent. auf den Litre beim Detailliſten iſt, und die Konſumzion wird bald von 95 auf 200 ſteigen; und der Weinbau, der nichts mit ſeinen Produkten anzufangen weiß, wird Abſatz haben. — Vermöge der Abgaben auf eingeführtes Vieh hat das Fleiſch für das Volk in ähnlichem Verhältniß wie der Wein abgenommen; und die Oekonomen haben mit Schrecken anerkannt, daß der franzöſiſche Arbeiter weniger leiſte, als der engliſche, weil er ſchlechter genährt ſei.

Aus Sympathie für die arbeitenden Klaſſen wünſcht Hr. Chevalier, daß unſere Manufakturiſten ein wenig den Stachel der ausländiſchen Konkurrenz empfänden. Eine Herabſetzung des Zolles auf wollene Zeuge von 1 Fr. auf ein Paar Hoſen würde 30 Millionen in der Taſche der Konſumenten laſſen, die Hälfte der zur Bezahlung der Salzſteuer nöthigen Summe. — 20 Centimes weniger auf den Preis eines Hemdes würden vermuthlich ein Erſparniß bewerkſtelligen, mit dem man ein Korps von 20,000 Mann unter den Waffen halten könnte.

Seit fünfzehn Jahren iſt der Zuckerkonſum von 53 Millionen Kilogr. auf 118 geſtiegen, was gegenwärtig durchſchnittlich $3\frac{1}{2}$ Kilogr. auf die Perſon ergibt. Dieſer Fortſchritt beweist, daß der Zucker künftig mit Brod, Wein, Fleiſch, Wolle, Baumwolle, Holz und Steinkohlen unter die nothwendigſten Bedürfniſſe gezählt werden muß. Der Zucker iſt die ganze Apotheke des Armen: wäre es zu viel, die Konſumzion dieſes Artikels von $3\frac{1}{2}$ Kilogr. auf 7 zu erheben? Man unterdrücke die Steuer von 49 Fr. 50 Cent. per 100 Kilogr., und die Konſumzion wird ſich verdoppeln.

So quält und martert die Steuer auf die Lebensmittel den armen Proletarier in tauſendfacher Weiſe: der hohe Salzpreis ſchadet der Viehzucht; die Fleiſchſteuer vermindert noch die täg-

liche Porzion des Arbeiters. Um zugleich der Steuer und dem Bedürfniß nach gegohrenen Getränken zu genügen, welches die arbeitende Klasse empfindet, reicht man ihr Mischungen dar, die dem Chemiker wie dem Brauer und Winzer unbekannt sind. Was bedürfen wir noch der Diätvorschriften der Kirche? Dank der Steuer hat der Arbeiter das ganze Jahr hindurch Fasten, und sein Mittagessen auf Ostern ist nicht so viel werth, als das Frühstück des Herrn Erzbischofs am Charfreitag. Es ist überall dringend nothwendig, die Konsumzionssteuer abzuschaffen, die das Volk abmagert und aushungert: so wollen es die Oekonomen und die Radikalen.

Wenn aber der Proletarier nicht fastet, um Cäsar'n zu ernähren, was soll Cäsar essen? Und wenn der Arme nichts von seinem Mantel abreißt, um die Blöße Cäsar's zu bedecken, wer wird Cäsar'n bekleiden?

Das ist die Frage, die unausweichliche Frage, die beantwortet werden muß.

Herr Chevalier hatte sich also gefragt, Nro. 6, ob unsere Steuergesetze den Charakter von Luxusgesetzen hätten, und antwortet: Nein, unsere Steuergesetze haben nicht den Charakter von Luxusgesetzen. Hr. Chevalier hätte hinzufügen können, und das wäre zugleich neu und wahr gewesen, daß das grade das Beste an unsern Steuergesetzen ist. Aber Hr. Chevalier, der immer, was er auch thut, einen alten Sauerteig von Radikalismus bewahrt, zieht es vor, gegen den Luxus zu deklamiren, wodurch er es mit keiner Partei verderben konnte. „Wenn in Paris," ruft er aus, „von Privatwagen, Sattel- oder Kutschenpferden, Bedienten und Hunden die Steuer eingetrieben würde, die man vom Fleisch erhebt, so würde man durchaus gerecht verfahren."

Sitzt denn Hr. Chevalier im Collège de France, um die Politik Mazanielles zu kommentiren? Ich habe in Basel Hunde gesehen, welche die Steuerplatte als Zeichen der Kopfsteuer am Halse trugen, und ich mußte glauben, daß in einem Lande, wo die Steuer fast nichts ist, die Hundetaxe weit mehr eine moralische Lekzion und eine Sanitätsmaßregel ist, als ein Element

der Einnahme. Im Jahre 1844 hat die Hundesteuer in der ganzen Provinz Brabant (667,000 Einwohner) zu 2 Fr. 11½ Cent. auf den Kopf 63,000 Fr. eingebracht. Daraus kann man schließen, daß dieselbe Steuer, die in ganz Frankreich 3 Millionen eintragen würde, in den indirekten Steuern eine Erleichterung von acht Cent. auf den Kopf und das Jahr ausmachen würde. Gewiß, ich bin weit entfernt, zu behaupten, 3 Millionen seien zu verachten, besonders bei einem verschwenderischen Ministerium; und ich bedaure, daß die Kammer die Hundetaxe verworfen hat, die immer zur Dotirung eines halben Dutzend von Hoheiten ausgereicht hätte. Aber ich wiederhole, eine Steuer von dieser Art hat weit weniger ein fiskalisches Interesse, als ein polizeiliches Motiv im Auge; man muß ihr folglich vom fiskalischen Gesichtspunkt aus keine Wichtigkeit geben, und sie sogar als veratorisch abschaffen, wenn die Masse ein wenig mehr humanisirt, die Gesellschaft der Bestien leid wird. Acht Centimes jährlich, welche Erleichterung für das Elend! . . . .

Aber Hr. Chevalier hat sich andere Hülfsquellen vorbehalten: die Pferde, die Wagen, die Bedienten, die Luxusgegenstände, kurz, den Luxus! Wie viel liegt in dem einen Worte: **Luxus!**

Erledigen wir diese Phantasmagorie durch eine einfache Berechnung: die Bemerkungen kommen nachher. Im Jahre 1842 stieg die Gesammtsumme der Einfuhrsteuern auf 129 Millionen. Unter dieser Summe von 129 Millionen figuriren 61 Artikel des gewöhnlichen Konsums mit 124 Millionen, und 177 des ausgesuchten Luxus mit fünfzig Tausend Franken. Unter den ersteren haben der Zucker 43 Millionen, der Kaffee 12 Millionen, die Baumwolle 11 Millionen, die Wolle 10 Millionen, die Oele 8 Millionen, die Steinkohlen 4 Millionen, Flachs und Hanf 3 Millionen ergeben; Summe 91 Millionen für 7 Artikel. Die Summe der Einnahme fällt also, jenachdem die Waare weniger gebraucht, seltener konsumirt und mehr dem raffinirten Luxus angehörig ist. Und doch sind die Luxusartikel die bei weitem am höchsten besteuerten. Wenn man also, um eine merkliche Erleichterung in den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zu erlangen, die Steuern auf die Luxusgegenstände hundertfach erhöhte, so würde

man höchſtens einen Handelszweig durch einen Prohibitivzoll unterdrücken. Die Oekonomen aber ſind alle für Abſchaffung der Douane; doch wohl ohne Zweifel nicht, um ſie durch ſtädtiſche Eingangszölle zu erſetzen? ... Die allgemeine Idee dieſes Beiſpiels iſt: Das Salz bringt dem Fiskus 57 Millionen, der Tabak 84 Millionen. Man zeige mir mit Zahlen, durch welche Steuern auf Luxusgegenſtände man nach Unterdrückung der Salz- und Tabakſteuer dies Defizit ausfüllen ſoll.

Sie wollen die Luxusgegenſtände treffen: Sie ſtellen die Ziviliſazion auf den Kopf. Ich behaupte, daß die Luxusgegenſtände frei ausgehen müſſen. Welches ſind in der ökonomiſchen Sprache die Luxusprodukte? Diejenigen, welche im ſchwächſten Verhältniß zum Geſammtreichthum ſtehen, welche zuletzt in der induſtriellen Reihe auftreten, und deren Herſtellung die vorläufige Exiſtenz aller übrigen vorausſetzt. Von dieſem Geſichtspunkt aus ſind alle Erzeugniſſe der menſchlichen Arbeit Luxusgegenſtände geweſen, und haben nach einander aufgehört, es zu ſein, weil wir unter Luxus nichts Anderes verſtehen, als ein Verhältniß der Poſteriorität in den Elementen des Reichthums, ſei ſie zeitlich oder kommerziell. Luxus, mit Einem Wort, iſt gleichbedeutend mit Fortſchritt; er iſt in jedem Augenblick des ſozialen Lebens der Ausdruck des höchſten Wohlſtandes, den die Arbeit verwirklicht hat, und zu welchem zu gelangen, ſowol das Recht als die Beſtimmung Aller iſt. So gut aber, wie die Steuer während einiger Zeit das neu gebaute Haus und das friſch umgerodete Feld reſpektirt, eben ſo muß ſie die neuen Produkte und die koſtbaren Gegenſtände frank und frei laſſen; dieſe letzteren, weil ihre Seltenheit unabläſſig bekämpft werden muß, jene erſteren, weil jede Erfindung Ermuthigung verdient. Was! wollen Sie unter dem Vorwande des Luxus neue Kategorieen von Bürgern einführen? Nehmen Sie die Stadt Salent und die Darſtellung des Fabrizius für Ernſt?

Weil unſer Gegenſtand uns darauf führt, ſprechen wir von der Moral. Ohne Zweifel werden Sie die von den Seneca's aller Jahrhunderte abgedroſchene Wahrheit nicht leugnen, daß der Luxus die Sitten verderbt und verweichlicht: was nichts Anderes bedeutet, als daß er die Sitten vermenſchlicht, erhebt, veredelt;

daß die erste und wirksamste Erziehung für das Volk, der Sporn zum Ideal bei den meisten Menschen der Luxus ist. Die Grazien waren nackt nach den Alten; wo hat man gelesen, daß sie arm gewesen seien? Der Sinn für Luxus unterhält in unsern Tagen, wo die religiösen Prinzipien ausgegangen sind, die soziale Bewegung, und enthüllt den untern Klassen ihre Würde. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat das wohl eingesehen, als sie den Luxus zum Gegenstande einer Preisfrage machte, und ich lobe von Grunde meines Herzens ihre Weisheit. Der Luxus ist in der That schon mehr als ein Recht in unserer Gesellschaft, er ist ein Bedürfniß; und der ist wahrhaft zu beklagen, der sich niemals ein wenig Luxus angedeihen läßt. Und wenn das allgemeine Streben dahin geht, die Luxusgegenstände mehr und mehr zu populariſiren, wollen Sie den Genuß des Volkes auf die Gegenstände beschränken, die es Ihnen gefällt, nothwendige Bedürfnisse zu nennen! Während durch die Gemeinsamkeit des Luxus die Klassen sich nähern und vermischen, ziehen Sie die Gränzlinie schärfer, und erhöhen Ihre Abstufungen! Der Arbeiter schwitzt, entbehrt, schnürt sich zusammen, um seiner Braut einen Schmuck, seiner kleinen Tochter eine Halsschnur, seinem Sohne eine Uhr zu kaufen: und Sie nehmen ihm dieses Glück, dafern er nicht Ihre Steuer, d. h. Ihre Geldstrafe erlegt!

Aber haben Sie darüber nachgedacht, daß die Luxusgegenstände besteuern, die Künste des Luxus verbieten heißt? Finden Sie, daß die Seidenarbeiter, deren Lohn durchschnittlich nicht 2 Fr. ist; die Modistinnen mit 50 Cent.; die Juweliere, Goldarbeiter, Uhrmacher mit ihrem unaufhörlichen Arbeitsstillstande; die Bedienten mit 40 Thalern, finden Sie, daß sie zu viel verdienen? Wissen Sie gewiß, daß die Luxussteuer nicht vom Luxusarbeiter bezahlt werden würde, wie die Steuer auf Getränke vom Konsumenten der Getränke? Wissen Sie auch nur, ob ein höherer Preis der Luxusgegenstände nicht ein Hinderniß für die Wohlfeilheit der nothwendigen Bedürfnisse wäre? und ob Sie, der Sie die zahlreichste Klasse zu begünstigen glauben, den allgemeinen Zustand nicht verschlimmerten? Eine schöne Spekulazion, in der That! Man gibt dem Arbeiter 20 Fr. auf Wein und

Zucker zurück, und nimmt ihm 40 auf seine Vergnügungen. Er gewinnt 75 Cent. am Leder seiner Stiefel, und um seine Familie viermal jährlich auf's Land zu führen, bezahlt er 6 Fr. mehr für Wagen! Ein Kleinbürger gibt 600 Fr. für Aufwärterin, Wäscherin, Büglerin und Botenlohn aus, und wenn er, behufs einer besseren Einrichtung, die Jedermann recht ist, eine dienende Person nimmt, so bestraft ihn der Fiskus im Interesse der nothwendigen Lebensmittel für diesen Gedanken der Sparsamkeit! Wie ist doch, wenn man näher zusieht, die Philanthropie der Oekonomen so abgeschmackt!

Doch ich will Ihre Laune befriedigen; und weil Sie absolut Luxusgesetze haben müssen, so will ich Ihnen das Rezept geben. Und ich versichere Sie, nach meinem System wird die Erhebung leicht sein: keine Steuerkontroleure, keine Taxatoren, keine Getränkeprobirer, Versucher, Inspektoren, Empfänger; keine Aufsicht- und Bureaukosten; nicht die geringste Quälerei und die leiseste Indiskrezion, kein Gerichtszwang. Es werde ein Gesetz erlassen, daß Niemand künftig noch zwei Gehalte zugleich beziehen darf, und daß die stärksten Besoldungen für alle Posten in Paris nicht 6000, in den Departements nicht 4000 Fr. übersteigen dürfen. Wie! Sie schlagen die Augen nieder!.... Gestehen Sie also, das Ihre Luxusgesetze nur eine Heuchelei sind.

Um dem Volke Erleichterungen zu schaffen, wenden Einige auf die Steuer die Handelserfahrungen an. Wenn z. B., sagen sie, der Preis des Salzes um die Hälfte herabgesetzt wäre, wenn das Briefporto eben so viel wohlfeiler würde, so müßte die Konsumzion unfehlbar steigen, die Einnahme würde mehr als verdoppelt, der Fiskus gewänne und der Konsument auch.

Ich nehme an, der Ausgang bestätige diese Vermuthung, und sage: Wenn das Briefporto, um drei Viertel herabgesetzt wäre und das Salz nichts kostete, würde der Fiskus auch noch gewinnen? Nein, gewiß nicht. Was ist also der Sinn der sogenannten Postreform? Daß für jede Art von Produkten ein natürlicher Tarif besteht, **über den hinaus** der Gewinnst Wucher wird, und die Konsumzion herabdrückt, **unter den hinab** aber Verlust für den Produzenten eintritt. Das kommt seltsamer

Weiſe auf die Beſtimmung des Werthes hinaus, welche die Oekonomen verwerfen, und von der wir ſagten: Es gibt eine geheime Gewalt, welche die äußerſten Gränzen feſtſetzt, innerhalb deren der Werth ſchwankt, folglich gibt es einen mittleren Satz, der den richtigen Werth beſtimmt.

Niemand verlangt wahrhaftig, daß der Poſtdienſt mit Verluſt gethan werde; man will alſo, daß dieſer Dienſt auf ſeinen Beſchaffungspreis zu ſtehen komme. Das iſt ſo elementariſch einfach, daß man ſich verwundert, wie es einer mühſamen Unterſuchung über die Ergebniſſe der Briefporto-Erleichterungen in England bedurfte. Erſchreckliche Zahlen und unendliche Wahrſcheinlichkeiten anhäufen, den Geiſt auf die Folter legen, und Alles das, um zu erfahren, ob die Erleichterung in Frankreich einen Ueberſchuß oder ein Defizit einbringen würde, und um ſchließlich über nichts einig zu werden! Wie! es war kein Menſch von geſundem Verſtande da, der der Kammer ſagte: Wir brauchen keinen Geſandtenbericht und kein engliſches Beiſpiel: man muß ſtufenweiſe das Briefporto herunterſetzen, bis die Einnahme der Ausgabe gleich wird! *) Wohin iſt denn unſer alter galliſcher Witz gekommen?

Aber, wird man ſagen, wenn die Steuer das Salz, den Tabak, das Briefporto, den Zucker, den Wein, das Fleiſch ꝛc. zum Beſchaffungspreiſe lieferte, ſo würde die Konſumzion ohne Zweifel zunehmen, und die Verbeſſerung ungeheuer ſein: aber womit ſollte alsdann der Staat ſeine Ausgaben decken? Die Summe der indirekten Steuern iſt beinahe 600 Millionen; wovon ſoll der Staat dieſes Einkommen erheben? Wenn der Fiskus nichts an der Poſt verdient, ſo muß er den Salzpreis erhöhen; wenn man das Salz auch noch herabſetzt, ſo muß man Alles auf die Getränke legen; dieſe Leier nimmt kein Ende. Alſo iſt

*) Dem Himmel ſei Dank, der Miniſter hat die Frage entſchieden, und ich wünſche ihm aufrichtig Glück dazu. Nach dem vorgeſchlagenen Tarif wäre das Briefporto auf 10 Cent. von 1 — 20 Kilometer herabgeſetzt; — 20 Cent. von 20 — 40 Kil.; — 30 Cent. von 40 — 120 Kil.; — 40 Cent. von 120 — 360 Kil.; — 50 Cent. für die weiteren Entfernungen.

die Lieferung der Produkte zum Beſchaffungspreiſe, von Seiten des Staats, wie der Privatinduſtrie, unmöglich.

Alſo verſetze ich meinerſeits, die Erleichterung der duldenden Volksklaſſen durch den Staat iſt unmöglich, wie das Luxusgeſetz unmöglich iſt, wie die Progreſſivſteuer unmöglich iſt, und alle Ihre Herumrednereien über die Steuer ſind Advokatenchikane. Sie können nicht einmal hoffen, daß die Zunahme der Bevölkerung durch Theilung der Laſten Jedem ſeine Bürde erleichtere, weil mit der Bevölkerung das Elend wächſt, und mit dem Elende die Mühe und das Perſonal des Staates zunimmt.

Die verſchiedenen fiskaliſchen Geſetze, welche die Deputirtenkammer während des Landtags 1845 — 1846 votirt hat, ſind eben ſo viele Beiſpiele von der abſoluten Unfähigkeit der Regierung, wer ſie auch inne habe und wie ſie ſich ſtelle, den Wohlſtand des Volkes herbeizuführen. Schon blos deßhalb, weil ſie die Regierung, d. h. der Repräſentant des göttlichen Rechtes und des Eigenthums, das Organ der Macht iſt, iſt ſie nothwendig unfruchtbar, und alle ihre Handlungen tragen den Stempel unvermeidlicher Täuſchung.

Ich habe ſo eben den Poſttarif angeführt, der den Preis der Briefe ungefähr um ein Drittel herabſetzt. Gewiß, wenn es ſich nur um die Beweggründe handelt, ſo habe ich der Regierung, welche dieſe nützliche Herabſetzung zum Geſetz erhoben hat, nichts vorzuwerfen; noch viel weniger will ich ihr Verdienſt durch erbärmliche Ausſtellungen im Einzelnen verkürzen, welche das ordinäre Futter der Tagespreſſe bilden. Eine ziemliche läſtige Steuer iſt um 30 Prozent herabgeſetzt; ihre Vertheilung iſt billiger und geregelter eingerichtet: ich ſehe nur die Thatſache und ſtimme dem Miniſter bei, der ſie vollendet hat. Darum handelt es ſich nicht.

Vorab beläßt der Vortheil, den uns die Regierung im Punkt des Briefporto's hat angedeihen laſſen, dieſer Steuer vollſtändig ihren Charakter der Verhältnißmäßigkeit, d. h. der Ungerechtigkeit: das braucht faſt nicht mehr bewieſen zu werden. Die Ungleichheit der Laſten, was die Poſttaxe betrifft, beſteht immer noch fort, da der Vortheil der Herabſetzung nicht den Aermſten, ſondern vorzüglich den Reichſten zu Gute kommt. Ein Handelshaus,

das 3000 Fr. Briefporto bezahlte, wird nur noch 2000 Fr. zahlen; das ſind 1000 Fr. Nettogewinnſt, die es zu den 50,000 ſchlägt, welche ihm ſein Handel einbringt, und die es der Freigebigkeit des Fiskus verdankt. Seinerſeits ſpart der Bauer, der Arbeiter, der zweimal im Jahre an ſeinen Sohn in der Armee ſchreibt, und eben ſo oft Antwort erhält, 50 Cent. Iſt es nicht wahr, daß die Poſtreform im Gegenſatz zu der gerechten Vertheilung der Steuer ſteht? daß, wenn die Regierung, nach dem Wunſch des Hrn. Chevalier, den Reichen treffen und den Armen ſchonen wollte, die Briefſteuer grade zuletzt hätte angegriffen werden müſſen? Scheint es nicht, als ob der Fiskus, dem Weſen ſeiner Einrichtung ungetreu, nur den Vorwand einer den Dürftigen unmerklichen Erleichterung abgewartet hätte, um Gelegenheit zu bekommen, den Reichen ein Geſchenk zu machen?

Das hätten die Kritiker des Geſetzentwurfes ſagen können, und das hat keiner von ihnen bemerkt. Freilich würde dann die Kritik, ſtatt ſich an den Miniſter zu wenden, die Regierung in ihrem Weſen treffen, und mit der Regierung das Eigenthum: was nicht mehr in den Kram der Opponenten paßte. Die Wahrheit hat heutzutage alle Anſichten gegen ſich.

Und konnte es denn anders ſein? Nein, weil man durch Beibehaltung der alten Taxe Jedermann ſchadete, ohne Jemanden zu erleichtern; und wenn man ſie erleichterte, konnte man den Tarif nicht nach Bürgerklaſſen abtheilen, ohne den erſten Artikel der konſtituzionnellen Charte zu verletzen, welcher ſagt: „Alle Franzoſen ſind gleich vor dem Geſetz,“ d. h. vor der Steuer. Die Briefſteuer aber iſt nothwendig perſönlich, folglich iſt dieſe Steuer eine Kopfſteuer; da alſo, was in einer Hinſicht billig iſt, in einer anderen ſich als Ungerechtigkeit erweiſt, ſo wird die Gleichheit der Steuer zur Unmöglichkeit.

Zu derſelben Zeit wurde eine andere Reform von der Regierung vorgenommen, die des Viehtarifs. Früher wurde der Zoll auf Vieh, ſowohl bei der Einfuhr aus der Fremde, als auch beim Eingang in die Städte, auf das Stück erhoben; künftig ſoll er nach dem Gewicht erhoben werden. Dieſe nützliche Reform, ſchon ſo lange in Anſpruch genommen, verdankt man

theilweiſe dem Einfluſſe der Oekonomen, die bei dieſer Gelegenheit, wie bei vielen anderen, die ich nicht erwähnen kann, den ehrenwertheſten Eifer bezeigt und die müßigen Deklamazionen des Sozialismus weit hinter ſich gelaſſen haben. Aber auch hier wieder iſt das Gute, was aus dem Geſetz für Beſſerſtellung der Armen erfolgt, durchaus illuſoriſch. Man hat den Zoll auf die Thiere ausgeglichen, geregelt; aber man hat ihn nicht gerecht unter die Menſchen vertheilt. Der Reiche, der 600 Kilogramm Fleiſch jährlich verzehrt, kann die veränderten Verhältniſſe der Metzgerei empfinden; die ungeheure Mehrheit des Volks, die niemals Fleiſch ißt, wird nichts davon merken. Und ich frage wieder wie eben: konnte die Regierung, die Kammer etwas Anderes thun, als was ſie gethan hat? Nein, noch einmal; denn ihr könnt nicht zum Metzger ſagen: du wirſt dem Reichen 2 Fr. für das Kilogr. Fleiſch, und dem Armen 10 Sous abnehmen. Eher erlangtet ihr das Gegentheil vom Metzger.

So mit dem Salz. Die Regierung hat das im Ackerbau verbrauchte Salz um vier Fünftel erleichtert, unter der Bedingung, daß es zum Kochen unbrauchbar gemacht würde. Ein gewiſſer Journaliſt, der nichts Beſſeres einzuwenden wußte, hat darüber ein Lamento angeſtellt, und über das Loos der armen Bauern gejammert, die vom Geſetz ſchlechter behandelt würden, als ihr Vieh. Zum dritten Male frage ich: konnte es anders ſein? Entweder — oder: entweder iſt die Herabſetzung abſolut, und dann muß man die Salzſteuer durch eine andere erſetzen, und ich fordere den ganzen franzöſiſchen Journalismus auf, eine Steuer zu erfinden, die nur eine zwei Minuten lange Prüfung aushält; — oder aber die Herabſetzung iſt eine theilweiſe, ob ſie nun auf die Geſammtheit der Materie einen Theil der Zölle legt, oder die Geſammtheit der Zölle abſchafft, aber nur für einen Theil der Materie. Im erſteren Falle iſt die Herabſetzung ungenügend für den Ackerbau und die Armuth, im zweiten beſteht die Kopfſteuer mit ihrem ungeheuren Mißverhältniß fort. Wie man es auch anfange, der Arme und immer der Arme wird getroffen, weil die Steuer, ungeachtet aller Theorieen, immer nur im Verhältniß des beſeſſenen oder konſumirten Kapitals erhoben werden

kann, und weil, wenn der Fiskus anders zu Werke gehen wollte, er den Fortschritt aufhalten, den Reichthum verbieten, das Kapital tödten würde.

Die Demokraten, welche uns vorwerfen, das Interesse der Revoluzion (was ist das Interesse der Revoluzion?) dem sozialistischen Interesse aufzuopfern, könnten uns wohl sagen, wie sie, ohne aus dem Staate den einzigen Eigenthümer zu machen, und ohne die Gemeinschaft der Güter und Gewinnste zu dekretiren, durch irgend ein Steuersystem das Volk unterstützen, und der Arbeit wiedererstatten wollen, was ihr das Kapital nimmt. Ich mag mir den Kopf zerbrechen: ich sehe in allen Fragen die Regierung in der falschesten Lage, und die Meinung der Journale sich in gränzenloser Abgeschmacktheit herumtreiben

Im Jahre 1842 war Hr. Arago ein Anhänger des Eisenbahnbaues durch Gesellschaften, und die Majorität in Frankreich dachte wie er. Im Jahre 1846 sagt er uns, seine Meinung habe sich geändert, und mit Ausnahme der Spekulanten auf Eisenbahnen kann man wieder sagen, daß die Majorität der Bürger ihre Ansicht mit Hrn. Arago geändert hat. Was soll man glauben und thun, bei diesem Hin und Her der Gelehrten und des Landes?

Der Staatsbau scheint die Interessen des Landes besser sicher zu stellen: aber er ist langwierig, kostspielig und kurzsichtig. Fünf und zwanzig Jahre voll Fehler, Verrechnungen und Unvorsichtigkeit, Hunderte von Millionen, die bei dem großen Werke der Kanalisazion des Landes hinausgeworfen wurden, haben es den Ungläubigsten bewiesen. Man hat erlebt, daß Ingenieure, Mitglieder der Verwaltung, laut die Unfähigkeit des Staates zu öffentlichen Arbeiten, wie zur Industrie, bekannten.

Die Ausführung durch Gesellschaften ist freilich vom Gesichtspunkt der Interessen der Akzionäre untadelhaft; aber bei ihr wird das allgemeine Interesse geopfert, die Thüre dem Börsenspiel geöffnet, die Ausbeutung des Publikums durch's Monopol organisirt.

Das Ideal wäre ein System, das die Vortheile beider Methoden vereinigte, ohne einen ihrer Nachtheile mit sich zu

führen. Wie ſoll man aber dieſe ſich widerſprechenden Charaktere vereinbaren? wie ſoll man jenen unabſetzbaren Beamten, die weder etwas zu gewinnen, noch zu verlieren haben, Eifer, Sparſamkeit und Scharfblick beibringen? wie ſoll man die Intereſſen des Publikums einer Kompagnie ſo theuer machen, wie ihre eignen, dieſe Intereſſen wirklich zu den ihrigen machen, ohne daß ſie aufhöre, vom Staate unterſchieden zu ſein und folglich ihre eignen Intereſſen zu haben? Wer in der der offiziellen Welt begreift die Nothwendigkeit und folglich die Möglichkeit einer ſolchen Vereinbarung? um ſo mehr, wer beſitzt das Geheimniß derſelben?

Unter ſolchen Umſtänden hat die Rgierung wie immer Eklektizismus getrieben: ſie hat einen Theil der Ausführung ſelbſt übernommen und den andern Kompagnieen übertragen, d. h. anſtatt die Gegenſätze zu vereinbaren, hat ſie ſie grade in Konflikt gebracht. Und die Preſſe, die in Nichts und zu Nichts weder mehr noch weniger Verſtand hat, als die Regierung, die Preſſe hat ſich in drei Theile geſpalten, und entweder für das miniſterielle Vermittlungsſyſtem, oder für die Ausſchließung des Staates, oder für die Ausſchließung der Kompagnieen Partei ergriffen; ſo daß heute eben ſo wenig als früher, weder das Publikum, noch Hr. Arago, trotz ihrer Bekehrung, wiſſen, was ſie wollen.

Welche Heerde iſt im 19. Jahrhundert die franzöſiſche Nazion, mit ihren drei Gewalten, ihrer Preſſe, ihren gelehrten Körperſchaften, ihrer Literatur, ihrem Unterricht! Hunderttauſend Menſchen in unſerm Lande haben die Augen beſtändig auf Alles gerichtet, was den Nazionalfortſchritt und die Ehre des Vaterlandes intereſſirt. Man ſtelle dieſen hunderttauſend Menſchen die einfachſte Frage der öffentlichen Ordnung, und man kann ſicher ſein, daß Alle über dieſelbe Dummheit ſtolpern.

Iſt es beſſer, daß die Fortrückung der Beamten nach Verdienſt, oder nach dem Dienſtalter vor ſich gehe?

Gewiß gibt es Niemanden, der nicht dieſe doppelte Abſchätzungsweiſe der Fähigkeiten in Einer vereinigt ſehen möchte. Welche Geſellſchaft wäre es, in welcher die Anſprüche des Talents immer mit denen des Alters zuſammenträfen? Aber, ſagt man, eine ſolche Vollkommenheit iſt utoptiſch, denn ſie widerſpricht ſich

in ſich ſelbſt. Und anſtatt zu ſehen, daß grade der Widerſpruch die Sache möglich macht, disputirt man über den einſeitigen Werth der beiden entgegengeſetzten Syſteme, die beide zur Abgeſchmacktheit führen und beide zu unerträglichen Mißbräuchen Veranlaſſung geben.

Wer ſoll das Verdienſt beurtheilen? ſagt der Eine. Die Regierung. Die Regierung aber erkennt nur ihren Kreaturen Verdienſt zu. Alſo keine Beförderung nach Auswahl, nichts von dieſem unſittlichen Syſtem, das die Unabhängigkeit und Würde des Beamten zerſtört.

Aber, ſagt der Andere, das Dienſtalter iſt ohne Zweifel ſehr ehrenwerth. Schade nur, daß es den Nachtheil hat, immobil zu machen, was weſentlich freiwillig und frei iſt, die Arbeit und den Gedanken; der Regierung Hinderniſſe im Kreiſe ihrer eigenen Beamten zu bereiten, und dem Zufall, ja oft der Ohnmacht, den Preis des Genies und der Kühnheit zu ertheilen.

Endlich kommt man überein: man gibt der Regierung die Erlaubniß, nach Willkür zu einer gewiſſen Zahl von Aemtern ſogenannte Männer von Verdienſt zu ernennen, bei denen man die Erfahrung für unnöthig hält: während die Uebrigen, die dadurch augenſcheinlich für unfähig erklärt ſind, befördert werden, ſobald die Reihe an ſie kommt. Und die Preſſe, dieſer alte Paßgänger aller anmaßenden Mittelmäßigkeiten, die meiſtens nur von Gratisarbeiten junger Leute ohne Talent und Kenntniſſe lebt, die Preſſe beginnt auf's Neue ihre Ausfälle wider die Regierung, und klagt ſie, übrigens nicht ganz mit Unrecht, bald des Favoritismus, bald des Schlendrians an.

Wer könnte ſich ſchmeicheln, der Preſſe jemals etwas recht zu machen! Wenn ſie gegen das ungeheure Budget deklamirt und geſtikulirt hat, ſo verlangt ſie ſofort Gehaltserhöhungen für eine Armee von Beamten, die in Wahrheit wirklich nichts zu leben haben. Bald iſt es der hohe und niedere Unterricht, der ſeine Klagen durch ſie erhebt; bald iſt es die Landgeiſtlichkeit, die ſo knapp bezahlt wird, daß ſie gezwungen iſt, ihre Akzidenzien beizubehalten, eine ergiebige Quelle von Aergerniß und Mißbräuchen. Sodann iſt es die Verwaltung, eine ganze Nazion,

die weder Wohnung, noch Kleidung, noch Heizung, noch Nahrung empfängt: eine Million Männer mit ihren Familien, fast der achte Theil der Bevölkerung, deren Armuth für Frankreich eine Schande ist, und für die man auf einen Schlag das Budget um 500 Millionen erhöhen müßte. Man bemerke, daß in diesem ungeheuern Personale kein Mann überflüssig ist; im Gegentheil, wenn die Bevölkerung zunimmt, wird es ebenfalls verhältnißmäßig steigen. Seid ihr im Stande, 2 Milliarden Steuern vom Lande zu erheben? Könnt ihr auf eine Durchschnittssumme von 920 Fr. Einkünften für vier Personen 236 Fr., mehr als ein Viertel, nehmen, um nebst den übrigen Staatskosten die Gehalte der Unproduktiven zu zahlen? Wenn ihr es nicht könnt, wenn ihr eure Ausgaben weder zahlen, noch herabsetzen könnt, was wollt ihr? weshalb beklagt ihr euch?

Das Volk muß es endlich wissen: Alle Hoffnungen auf Herabsetzung und Gerechtigkeit der Steuer, mit denen es um die Reihe die feierlichen Ansprachen der Regierung und die kritischen Abhandlungen der Parteimänner kitzeln, sind eben so viele Mystifikazionen: weder kann die Steuer herabgesetzt werden, noch kann ihre Vertheilung gerecht sein, so lange das Monopol besteht. Im Gegentheil, je mehr die Lage des Bürgers sich verschlechtert, desto schwerer liegt ihm die Abgabe auf: das ist unumgänglich, unwiderstehlich, trotz der eingestandenen Absicht des Gesetzgebers und der wiederholten Versuche des Fiskus. Wer nicht reich werden oder bleiben kann, wer in die Höhle des Unglücks getreten ist, muß sich darein ergeben, nach Verhältniß seines Elends zu bezahlen: **Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate.**

Die Steuer also, die Polizei, wir wollen künftig diese beiden Ideen nicht mehr trennen, ist eine neue Quelle des Pauperismus: die Steuer verschlimmert die verderblichen Wirkungen der vorhergehenden Antinomieen, der Theilung der Arbeit, der Maschinen, der Konkurrenz, des Monopols. Sie greift die Freiheit des Arbeiters und sein Gewissen, seinen Körper und seine Seele an, vermöge der Schmarotzerei, der Quälerei und des Betrugs, den sie veranlaßt, und vermöge der Straffälligkeit in dessen Gefolge.

Unter Ludwig XIV. brachte der bloße Salzschmuggel jährlich

3700 Beſchlagnahmen, 2000 Arreſtazionen von Männern, 1800 von Frauen, 6600 von Kindern, 1100 Wegnahmen von Pferden, 50 Konfiskazionen von Wagen, 300 Verurtheilungen zur Galeere zu Wege. Und das war, bemerkt der Geſchichtſchreiber, nur das Produkt einer einzigen Steuer, der Salzſteuer. Welches war wohl die Geſammtſumme der Unglücklichen, die man wegen der Steuer einſperrte, marterte, expropriirte? . . . .

In England kommt auf vier Familien eine unproduktive, und dieſe lebt im Ueberfluſſe. Welcher Gewinn für die arbeitende Klaſſe meint Ihr, daß es wäre, wenn dieſer ſchmarotzende Ausſatz weggenommen würde! Ohne Zweifel, theoretiſch habt ihr Recht; in der Praxis wäre die Unterdrückung der Schmarotzerei ein Unglück. Wenn ein Viertel der engliſchen Bevölkerung unproduktiv iſt, ſo muß ein anderes Viertel derſelben Bevölkerung für jenes arbeiten: was ſollte dieſer Bruchtheil von Arbeitern machen, wenn ſie plötzlich ihre Produkte nicht mehr anbringen könnten? Eine abgeſchmackte Annahme, ſagt ihr. Ja, eine abgeſchmackte Annahme, aber eine ſehr begründete, und die ihr zulaſſen müßt, grade, weil ſie abgeſchmackt iſt. In Frankreich bilden eine ſtehende Armee von 500,000 Mann, 40,000 Prieſtern, 20,000 Aerzten, 80,000 Juriſten, 26,000 Zöllnern, und ich weiß nicht, wie viel Hunderttauſende von Unproduktiven aller Art einen ungeheuern Abſatz für unſern Ackerbau und unſere Fabriken. Wenn dieſer Abſatz plötzlich gehemmt würde, ſo ſtände die Induſtrie ſtill, der Handel müßte ſeine Rechnung machen, der Ackerbau unter ſeinen Produkten erſticken.

Wie ſoll man aber begreifen, daß eine Nazion auf ihrem Gange behindert wäre, weil ſie ſich ihrer unnützen Mäuler entledigt hätte? — Fragt euch doch, warum eine Maſchine, deren Konſum auf 300 Kilogr. Kohlen per Stunde berechnet worden, ihre Kraft verliert, wenn man ihr nur 150 gibt. — Aber kann man denn dieſe Unproduktiven nicht zu Produzenten machen, weil man ſich ihrer entledigen kann? — Ei, Kind! ſage mir doch, wie du dann ohne Polizei und Monopol und Konkurrenz und alle andern Widerſprüche zuſammen auskommen willſt, aus denen deine Ordnung der Dinge zuſammengeſetzt iſt? Paß' auf!

Im Jahre 1844, bei Gelegenheit der Unruhen zu Rive-de-Gier, veröffentlichte Hr. Anſelm Petetin in der Revue indépendante zwei Artikel voll Verſtand und Freimuth über die Anarchie der Kohlengewinnung im Becken der Loire. Hr. Petetin deutete auf die Nothwendigkeit hin, die Gruben zu vereinigen und die Ausbeutung zu zentraliſiren. Die Thatſachen, die er zur Kenntniß des Publikums brachte, waren der Regierung ganz wohl bekannt: hat ſich die Regierung um die Vereinigung der Gruben und die Organiſazion dieſer Induſtrie bekümmert? Keineswegs. Die Regierung hat das Prinzip der freien Konkurrenz befolgt, machen und thun laſſen.

Seit der Zeit haben ſich die Kohlenbergwerk-Beſitzer aſſoziirt, nicht ohne den Konſumenten eine gewiſſe Beſorgniß einzuflößen, weil ſie in dieſer Aſſoziazion den geheimen Plan zu wittern glaubten, den Preis des Brennmaterials zu ſteigern. Soll die Regierung, bei der in dieſem Betracht zahlreiche Beſchwerden erhoben wurden, eingreifen, um die Konkurrenz zurückzuführen und das Monopol zu hemmen? Sie kann es nicht: das Recht zur Koalizion iſt im Geſetz identiſch mit dem Recht zur Aſſoziazion; das Monopol iſt die Grundlage unſerer Geſellſchaft, wie die Konkurrenz ihre Eroberung iſt, und ſo lange es keine Emeute gibt, wird die Regierung machen und thun laſſen. Was ſoll ſie ſonſt thun? Kann ſie eine geſetzlich gegründete Handelsgeſellſchaft verbieten? Kann ſie Nachbarn zwingen, ſich unter einander zu vernichten? Kann ſie ihnen verbieten, ihre Koſten herabzuſetzen? Kann ſie ein Maximum aufſtellen? Wenn die Regierung etwas davon thäte, ſo würde ſie die beſtehende Ordnung umſtürzen. Die Regierung kann alſo keine Iniziative ergreifen: ſie iſt vorhanden, um Monopol und Konkurrenz zugleich zu vertheidigen und zu ſchützen, vorbehaltlich der Patente, Konzeſſionen, Grundſteuern und anderer Seroitute, die ſie dem Eigenthum auferlegt hat. Außerhalb dieſes Vorbehalts hat die Regierung keinerlei Art von Recht im Namen der Geſellſchaft geltend zu machen. Das ſoziale Recht iſt nirgends beſtimmt worden; übrigens wäre es gradezu die Negazion des Monopols und der Konkurrenz. Wie ſoll nun die Regierung das vertheidigen, was das Geſetz nicht vorgeſehen

hat, nicht bestimmt, was den vom Gesetzgeber anerkannten Rechten zuwider ist?

Als daher der Grubenarbeiter, den wir in den Ereignissen von Rive-de-Gier als den wahren Repräsentanten der Gesellschaft, gegenüber den Kohlenbesitzern, betrachten müssen, es sich einfallen ließ, der Preiserhöhung der Monopolisten zu widerstehen, indem er seinen Lohn vertheidigte, und Koalizion gegen Koalizion setzte, ließ die Regierung den Bergmann erschießen. Und die politischen Klatscher klagten sofort die Gewalt an, die nach ihrer Meinung parteiisch, brutal, dem Monopol verkauft ꝛc. sei. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß diese Art, die Handlungen der Regierung zu beurtheilen, wenig philosophisch ist, und daß ich sie aus allen Kräften verwerfe. Es ist möglich, daß man weniger Leute hätte tödten können, so wie es auch möglich war, daß man mehr tödtete: die bemerkenswerthe Thatsache ist nicht die Zahl der Todten und Verwundeten, sondern die Bestrafung der Arbeiter. Die, welche die Regierung tadelten, hätten es bis etwa auf die Ungeduld ihrer Bajonette und das richtige Zielen grade wie sie gemacht: sie hätten unterdrückt, sage ich, und hätten nicht anders gekonnt. Und der Grund, den man vergebens verwerfen würde, ist, daß die Konkurrenz gesetzlich, die Gesellschaft in Kommandite gesetzlich, Zufuhr und Nachfrage gesetzlich, daß alle Folgerungen, die sich direkt aus der Konkurrenz, der Kommandite und dem freien Handel ergeben, gesetzlich sind; während die Arbeitseinstellung **ungesetzlich** ist. Und das sagt nicht nur das Strafgesetz, sondern das ökonomische Gesetz, die Nothwendigkeit der bestehenden Ordnung. So lange die Arbeit nicht souverän ist, muß sie Sklave sein: nur so ist die Gesellschaft möglich. Daß jeder Arbeiter einzeln frei über seine Person und seine Arme verfügen kann, darf zugelassen werden*); daß aber die Arbeiter durch Koali-

*) Das neue Gesetz über die Arbeitsbüchlein hat die Unabhängigkeit der Arbeiter in noch engere Gränzen eingeschlossen. Die demokratische Presse hat bei dieser Gelegenheit auf's Neue ihren Zorn wider die Männer der Regierung losgelassen, als wenn sie etwas Andres gethan hätten, als die Grundsätze der Autorität und des Eigenthums, welche auch die

zionen es unternehmen, dem Monopol Gewalt anzuthun, das darf die Gesellschaft nicht erlauben. Vernichtet das Monopol und ihr schafft die Konkurrenz ab, und ihr zerstört die Werkstatt, und ihr säet überall die Auflösung. Als die Regierung die Bergleute erschießen ließ, stand sie wie Brutus zwischen ihrer älterlichen Liebe und ihren Konsulpflichten: sie mußte ihre Kinder verlieren, oder die Republik retten. Die Wahl war schrecklich, mag sein: aber das ist der Geist und der Buchstabe des Gesellschaftsvertrags, das ist der Inhalt der Charte, der Befehl der Vorsehung.

So ist die Polizei, die zur Vertheidigung des Proletariats eingesetzt ward, durchaus gegen das Proletariat gerichtet. Der Proletarier ist aus den Wäldern, von den Flüssen und Bergen weggetrieben; man verbietet ihm sogar die offene Straße; bald wird er nur noch den Weg zum Gefängniß kennen.

Die Fortschritte des Ackerbaues haben allgemein den Vortheil der künstlichen Wiesen, und die Nothwendigkeit, die Brachäcker abzuschaffen, zur Anerkennung gebracht. Ueberall rodet man die Kommunalgründe um, verpachtet sie, hegt sie ein: neue Fortschritte, neuer Reichthum. Aber der arme Taglöhner, der kein anderes Gut hatte, als das Gemeindegut, und der im Sommer eine Kuh und einige Hämmel längs den Wegen, durch's Gesträuch, auf abgeärndteten Feldern weidete, verliert seine einzige und letzte Aushülfe. Der Grundbesitzer, der Käufer oder Pachter der Gemeindegüter werden künftig allein, außer Korn und Gemüse, auch noch Milch und Käse verkaufen. Anstatt ein altes Monopol zu entkräften, hat man ein neues geschaffen. Die Chausseewärter sogar nehmen den Rand der Straßen als ihre Wiese in Anspruch, und verjagen dort das nicht zur Verwaltung gehörige

---

der Demokratie sind, anzuwenden. Was die Kammern in Bezug auf die Büchlein gethan haben, war unvermeidlich, und man mußte das erwarten. Es ist einer auf das Eigenthumsprinzip gegründeten Gesellschaft eben so unmöglich, nicht bei der Unterscheidung der Kasten anzulangen, wie der Demokratie, nicht zum Despotismus zu kommen, einer Religion, vernünftig zu sein, dem Fanatismus, sich tolerant zu bezeigen. Es ist das Gesetz des Widerspruchs: wie viel Zeit werden wir noch gebrauchen, um es zu begreifen?

Vieh. Was folgt daraus? daß der Taglöhner, ehe er ſeine Kuh aufgibt, ſie widerrechtlich graſen läßt, plündert, tauſendfachen Schaden anſtellt, ſich Geldſtrafe und Gefängniß zuzieht: was nützen ihm die Polizei und die Fortſchritte in der Agrikultur? — Voriges Jahr verbot der Maire von Mühlhauſen, um den Traubendiebſtahl zu verhindern, jeder Perſon, die nicht Weinberge beſäße, bei Tag oder bei Nacht ſich auf den Wegen zu befinden, die längs oder durch die Weinberge gehen: eine barmherzige Vorſichtsmaßregel, die allem Verlangen und aller Reue zuvorkam. Wenn aber der öffentliche Weg nur noch eine Zugabe zum Eigenthum iſt, wenn die Gemeindegüter zu Eigenthum gemacht werden, wenn der allgemeine Beſitz endlich gleich einem Privatbeſitz, wie ein Privatbeſitz geſchützt, ausgebeutet, verpachtet, verkauft wird: was bleibt dem Proletarier übrig? Was hilft es ihm, daß die Geſellſchaft den Kriegszuſtand verlaſſen hat, um unter die Herrſchaft der Polizei zu gelangen?

Eben ſo, wie der Boden, hat die Induſtrie ihre Privilegien: vom Geſetz geheiligte Privilegien, wie immer unter Bedingung und Vorbehalt; aber auch wie immer zum großen Schaden des Konſumenten. Die Frage iſt wichtig: wir wollen einige Worte darüber ſagen.

Ich führe Hrn. Renouard an.

„Die Privilegien," ſagt Hr. Renouard, „waren ein Mittel gegen das Verordnungsweſen . . . ."

Ich bitte Hrn. Renouard um die Erlaubniß, ſeinen Gedanken zu überſetzen, indem ich ſeinen Satz umkehre: das Verordnungsweſen war ein Mittel gegen das Privileg. Denn wer Verordnungsweſen ſagt, ſagt Beſchränkung: wie kann man aber denken, das Privileg ſei beſchränkt worden, ehe es exiſtirte? Ich begreife wohl, wie der Souverain das Privileg Verordnungen unterworfen hat; aber ich begreife nicht, wie er expreß Privilegien geſchaffen haben ſollte, um die Wirkung der Verordnungen aufzuheben. Eine ſolche Konzeſſion wäre durchaus unbegründet geweſen; es wäre eine Wirkung ohne Urſache. In der Logik ſo gut wie in der Geſchichte iſt Alles angeeignet und monopoliſirt, wenn Geſetze und Verordnungen kommen: es iſt in dieſem Betracht mit der

Zivilgesetzgebung wie mit der Strafgesetzgebung. Die erstere wird durch Besitz und Aneignung hervorgerufen, die zweite durch das Auftreten der Verbrechen und Vergehen. Hr. Renouard, vorwiegend mit der Idee des Servituts beschäftigt, das allem Verordnungswesen anhängt, hat das Privileg als eine Entschädigung für das Servitut betrachtet, und das hat ihm den Satz eingegeben: die Privilegien seien ein Mittel wider das Verordnungswesen. Aber was Hr. Renouard hinzufügt, beweist, daß er das Gegentheil hat sagen wollen: „Das Grundprinzip unserer Gesetzgebung, das einer Konzession, eines zeitweiligen Monopols, als Bedingung eines Vertrags zwischen der Gesellschaft und dem Arbeiter, hat immer gegolten, ꝛc." Was ist im Grunde diese Konzession des Monopols? Eine einfache Erklärung der Anerkennung. Die Gesellschaft will eine neue Industrie begünstigen und die Vortheile genießen, welche sie verspricht: deßhalb unterhandelt sie mit dem Erfinder, wie sie mit dem Kolonisten unterhandelt hat; sie garantirt ihm das Monopol seiner Industrie für eine Zeit lang; aber sie schafft das Monopol nicht. Das Monopol existirt durch die Thatsache der Erfindung; und die Anerkennung des Monopols konstituirt die Gesellschaft.

Nachdem diese Zweideutigkeit beseitigt ist, gehe ich zu den Widersprüchen des Gesetzes über.

„Alle industriellen Nazionen haben die Einführung eines zeitweiligen Monopols als Bedingung eines Vertrags zwischen der Gesellschaft und dem Erfinder angenommen .... Ich kann mich nicht daran gewöhnen, zu glauben, daß alle Gesetzgeber aller Länder einen Raub begangen haben."

Wenn Hr. Renouard jemals dieses Werk liest, so wird er mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich seinen Gedanken nicht kritisire, indem ich ihn anführe; er selbst hat die Widersprüche des Gesetzes über die Patente gefühlt. Ich beabsichtige nur, diesen Widerspruch mit dem allgemeinen System in Zusammenhang zu bringen.

Vorab, warum ein zeitweiliges Monopol in der Industrie, während das Bodenmonopol ewig ist? Die Aegypter sind konsequenter gewesen: bei ihnen waren beide Monopole gleichmäßig erb-

lich, ewig, unverletzlich. Ich weiß, was man gegen die ewige Dauer des literariſchen Eigenthums geltend gemacht hat, und ich räume das Alles ein: aber das erleidet eben ſo gut Anwendung auf das Grundeigenthum; und, was noch mehr iſt, dieſe Gründe laſſen alle Gegengründe ruhig beſtehen. Was iſt alſo das Geheimniß aller dieſer Schwankungen des Geſetzgebers? — Uebrigens brauche ich nicht mehr zu ſagen, daß ich durch Bezeichnung dieſes Widerſpruches weder eine Verleumdung, noch eine Satyre ſchreiben will: ich erkenne an, daß der Geſetzgeber ſich nicht freiwillig, ſondern nothwendig beſtimmt hat.

Der heftigſte Widerſpruch aber iſt der, welcher aus der Anordnung des Geſetzes hervorgeht; Tit. IV., Art. 30, §. 3 heißt es: „Wenn das Patent Prinzipien, Methoden, Syſteme, Entdeckungen, theoretiſche oder rein wiſſenſchaftliche Begriffe betrifft, deren Anwendung auf die Induſtrie nicht angegeben worden, ſo iſt das Patent nichtig.“

Was iſt nun ein Prinzip, eine Methode, ein theoretiſcher Begriff, ein Syſtem? Es iſt die eigenthümliche Frucht des Genies, die Erfindung in ihrer Reinheit, die Idee, Alles. Die Anwendung iſt die plumpe Thatſache, Nichts. Alſo das Geſetz ſchließt von der Nutznießung des Patentes grade das aus, was das Patent verdient, nämlich die Idee; dagegen gibt ſie das Patent der Anwendung, d. h. der materiellen Thatſache, einem Beiſpiel der Idee, wie Plato ſagen würde. Man ſagt alſo mit Unrecht: Erfindungspatent; man ſollte ſagen: Patent auf die erſte Beſitzergreifung.

Ein Mann, der in unſern Tagen die Arithmetik, die Algebra, das Dezimalſyſtem erfunden hätte, würde kein Patent bekommen; der Erfinder des Einmaleins aber mit ſeiner Rechnungsmaſchine hätte Eigenthumsrecht. Pascal wäre für ſeine Theorie von der Schwere der Luft nicht brevetirt worden: ein Glaſer hätte an ſeiner Statt das Privileg auf das Barometer bekommen. „Nach 2000 Jahren, ich führe Hrn. Arago an, iſt es einem unſerer Mitbürger beigefallen, daß die Archimediſche Schraube, die zur Hebung des Waſſers dient, zur Herabdrückung der Gaſe verwandt werden könnte; man braucht ſie, ohne etwas an ihr zu

ändern, nur von rechts nach links zu drehen, anstatt sie, wie es bei der Hebung des Wassers geschieht, von links nach rechts zu drehen. Große Gasmassen, mit fremden Stoffen geschwängert, werden so in eine tiefe Wasserschicht hinabgedrückt; das Gas reinigt sich, indem es wieder aufsteigt. Ich behaupte, daß da eine Erfindung ist; daß der Mann, welcher ein Mittel gefunden hat, aus der Archimedischen Schraube eine Luftdruckmaschine zu machen, Anspruch auf ein Patent hatte." Das Außerordentlichste dabei ist, daß Archimedes selbst genöthigt wäre, das Recht, sich seiner Schraube zu bedienen, wieder zu kaufen: und Hr. Arago findet das in der Ordnung.

Es ist unnütz, diese Beispiele zu vermehren: was das Gesetz hat monopolisiren wollen, ist nicht, wie ich so eben sagte, die Idee, sondern die Thatsache; nicht die Erfindung, sondern die Besitzergreifung. Als wenn die Idee nicht die Kategorie wäre, die alle sie darstellenden Thatsachen umfaßt; als wenn eine Methode, ein System nicht eine Allgemeinheit von Erfahrungen wäre, folglich die eigentliche Frucht des Genies, die Erfindung! Hier ist die Gesetzgebung mehr als anti-ökonomisch, sie streift an's Einfältige. Ich habe also das Recht, den Gesetzgeber zu fragen, warum er, trotz der freien Konkurrenz, die nichts Anderes ist, als das Recht, eine Theorie, ein Prinzip, eine Methode, ein System, das man sich nicht aneignen darf, anzuwenden, dennoch in gewissen Fällen dieselbe Konkurrenz, dieses Recht, ein Prinzip anzuwenden, untersagte? „Man kann, sagt Hr. Renouard mit tiefer Einsicht, seine Konkurrenten nicht mehr dadurch beseitigen, daß man sich in Korporazionen und Innungen koalisirt; man entschädigt sich durch Patente." Warum hat der Gesetzgeber die Hand zu dieser Verschwörung von Monopolen, zu dieser Rechtloserklärung von Theorieen, die Allen gehören, geboten?

Aber wozu immer den zur Antwort auffordern, der nichts sagen kann? Der Gesetzgeber wußte nicht, in welchem Sinn er handelte, als er diese sonderbare Anwendung des Eigenthumsrechtes machte, das man, um genau zu sein, Prioritätsrecht nennen sollte. Erkläre er sich also wenigstens über die Klauseln des Vertrags, den er in unserem Namen mit den Monopolisten geschlossen hat.

Ich übergehe mit Stillschweigen den Theil, der sich auf die Zeitangaben und sonstige administrative und fiskalische Förmlichkeiten bezieht, und komme zum folgenden Artikel:

„Das Patent garantirt die Erfindung nicht."

Ohne Zweifel kann und soll die Gesellschaft oder der Fürst, der sie repräsentirt, die Erfindung nicht garantiren, weil die Gesellschaft, die ein Monopol von vierzehn Jahren ertheilt, Käufer des Privilegs wird, und folglich der Brevetirte Garantie leisten muß. Wie können nun die Gesetzgeber ganz selbstzufrieden zu ihren Kommittenten herantreten und sagen: Wir haben in eurem Namen mit einem Erfinder unterhandelt; er verpflichtet sich, euch seine Entdeckung zu Gute kommen zu lassen, mit dem Vorbehalt, den ausschließlichen Gewinn während vierzehn Jahren davon zu ziehen. Aber wir garantiren die Erfindung nicht! — Und worüber habt ihr denn unterhandelt, Gesetzgeber? Weshalb habt ihr nicht eingesehen, daß ihr ohne eine Garantie der Erfindung ein Privileg weggabt, nicht etwa für eine wirkliche Erfindung, sondern für eine mögliche, und daß so das Feld der Industrie von euch verschenkt worden ist, ehe der Pflug gefunden war. Gewiß, eure Pflicht gebot euch, vorsichtig zu sein; wer hat euch aber bevollmächtigt, euch anführen zu lassen?

Also das Erfindungspatent ist nicht einmal eine zeitliche Bestimmung; es ist eine vorzeitige Veräußerung. Gleichsam als sagte das Gesetz: ich sichere den Boden dem ersten Besitzergreifenden zu; aber ohne seine Qualität, Lokalität oder selbst seine Existenz zu garantiren; ohne zu wissen, ob ich ihn veräußern darf, ob er der Aneignung verfallen kann! Sonderbare Anwendung der gesetzgebenden Macht!

Ich weiß wohl, daß das Gesetz seine vortrefflichen Gründe hatte, sich zu enthalten; aber ich behaupte, es hatte eben so triftige, einzugreifen. Beweis:

„Man kann sich nicht verhehlen, sagt Herr Renouard, man kann es nicht verhindern: die Patente sind und werden sein ein Mittel des Charlatanismus, und zugleich eine berechtigte Belohnung für die Arbeit und das Genie .... Sache des ge-

funden Sinnes im Publikum iſt es, Gericht über die Taſchenſpielereien zu halten."

Man könnte eben ſo gut ſagen: Sache des geſunden Sinnes im Publikum iſt es, die wahren Arzneimittel von den falſchen, den natürlichen Wein vom gefälſchten zu unterſcheiden; Sache des geſunden Sinnes im Publikum iſt es, in einem Knopfloch das dem Verdienſt ertheilte Band von dem der Mittelmäßigkeit und der Intrigue preisgegebenen zu unterſcheiden. Warum heißeſt du denn Staat, Regierung, Autorität, Polizei, wenn die Polizei vom geſunden Sinne des Publikums verſehen werden ſoll?

„Wie man ſagt: Wer Land hat, hat Krieg; ſo: Wer ein Privileg hat, hat einen Prozeß."

Wie wollen Sie denn den Nachmacher verurtheilen, wenn Sie keine Garantie haben? Vergebens wird man Ihnen rechtlich die erſte Beſitzergreifung, faktiſch die Aehnlichkeit anführen. Da wo die Qualität der Sache ihre Realität ſelbſt ausmacht, keine Garantie fordern, heißt, ein Recht auf Nichts geben, heißt, ſich des Mittels berauben, die Verfahren zu vergleichen und die Nachmachung zu konſtatiren. Bei induſtriellen Verfahren hängt der Erfolg an ſo wenig! Dieſes Wenige aber iſt Alles.

Ich ſchließe aus Allem dem, daß das Geſetz über die Erfindungspatente, ſo unerläßlich es in ſeinen Motiven iſt, eine Unmöglichkeit, d. h. unlogiſch, willkürlich, verderblich in ſeiner Einrichtung iſt. Unter der Herrſchaft gewiſſer Nothwendigkeiten hat der Geſetzgeber geglaubt, im allgemeinen Intereſſe für eine beſtimmte Sache ein Privileg ertheilen zu müſſen; und es findet ſich, daß er dem Monopol Vollmacht ertheilte, daß er die Möglichkeiten aufgab, die für das Publikum vorhanden waren, dieſe Entdeckung oder irgend eine ähnliche zu machen, daß er ohne Entſchädigung die Rechte der Konkurrenten opferte und das Vertrauen der Konſumenten ohne Schutz der Habgier der Charlatane überlieferte. Damit aber der Abgeſchmacktheit des Vertrages nichts abgehe, hat er ſeinen Schutzbefohlenen geſagt: Schützt euch ſelbſt!

Ich glaube eben ſo wenig als Herr Renouard, daß die Geſetzgeber aller Zeiten und aller Länder mit Wiſſen einen Raub begangen haben, indem ſie die verſchiedenen Monopole beſtätigten,

um die ſich die politiſche Oekonomie dreht. Aber Hr. Renouard könnte mir ebenfalls zugeben, daß die Geſetzgeber aller Zeiten und aller Länder niemals etwas von ihren eigenen Erlaſſen verſtanden haben. Ein tauber und blinder Menſch hatte gelernt, die Glocken zu läuten und die Uhr ſeiner Dorfkirche aufzuziehen. Das Bequeme in ſeinem Läuteramt lag für ihn darin, daß weder der Lärm der Glocken, noch die Höhe des Kirchthurms ihm Schwindel verurſachten. Die Geſetzgeber aller Zeiten und aller Länder, für die ich mit Hrn. Renouard die tiefſte Verehrung hege, gleichen dieſem Blindtauben; ſie ſind die Stundenmännchen aller menſchlichen Thorheiten.

Welcher Ruhm für mich, wenn es mir gelingen ſollte, dieſe Automaten zum Nachdenken zu bringen! wenn ich ihnen beibringen könnte, daß ihr Werk ein Gewebe der Penelope iſt, daß ſie verdammt ſind, an dem einen Ende loszutrennen, während ſie es an dem anderen fortſetzen!

Während man der Ertheilung von Patenten beiſtimmt, verlangt man andererſeits die Abſchaffung der Privilegien, und immer mit derſelben Sicherheit, mit der nämlichen Selbſtzufriedenheit. Hr. Horace Say will, der Fleiſchhandel ſoll frei ſein. Untern andern Gründen führt er folgendes ganz mathematiſche Beweismittel an:

„Der Metzger, der ſich aus dem Geſchäft zurückziehen will, ſucht einen Käufer für ſeine Fonds; er berechnet ſeine Utenſilien, ſeine Waaren, ſeinen Ruf, ſeine Kundſchaft; aber bei der gegenwärtigen Ordnung fügt er den Werth ſeines nackten Rechtes, d. h. des Rechtes, Theil an einem Monopole zu haben, hinzu. Das Zuſatzkapital aber, welches der ankaufende Metzger für jenes Recht hergibt, trägt Zinſen; es iſt keine neue Produkzion: er muß dieſe Zinſen auf den Preis ſeines Fleiſches ſchlagen. Folglich iſt die Beſchränkung in der Zahl der Fleiſchſtände ein Umſtand, der den Preis des Fleiſches eher in die Höhe treibt, als herabdrückt.

„Ich wage im Vorbeigehn zu behaupten, daß, was ich hier vom Verkauf eines Metzgerſtandes ſage, ſeine Anwendung auf jedes Geſchäft erleidet, das ein verkäufliches Recht hat.“

Die Gründe des Hrn. Horace Say für Abſchaffung des Privilegiums der Metzgerei ſind nicht zu widerlegen: ſie können ferner angewandt werden auf Drucker, Notare, Anwälte, Gerichtsboten, Gerichtsſchreiber, Taxatoren, Makler, Wechſelagenten, Apotheker und Andere, eben ſo gut, wie auf die Metzger. Aber ſie zerſtören die Gründe nicht, welche zur Annahme dieſer Monopole geführt haben, und die im Allgemeinen herrühren von dem Bedürfniß nach Sicherheit, Richtigkeit und Regelmäßigkeit des Kaufs und Verkaufs, wie von den Intereſſen des Handels und der öffentlichen Geſundheit. — Der Zweck, ſagt man, wird nicht erreicht. — Mein Gott! ich weiß es! überlaßt die Metzgerei der Konkurrenz, und ihr werdet Aas eſſen; gebt der Metzgerei ein Privileg, ihr werdet wieder Aas eſſen. Das iſt die einzige Frucht, die ihr von eurer Geſetzgebung der Monopole und Patente ärndten könnt.

Mißbräuche! rufen die verordnungswüthigen Oekonomen aus. Errichtet für den Handel eine Sicherheitspolizei, macht die Fabrikzeichen geſetzlich, beſtraft die Verfälſchung der Produkte ꝛc.

In der Bahn, welche die Ziviliſazion betreten hat, mag man ſich drehen, wie man will, man kommt immer entweder auf den Despotismus des Monopols, folglich auf die Bedrückung der Konſumenten, oder aber auf die Vernichtung des Privilegs durch die Einwirkung der Polizei hinaus, was Rückſchritte in der Oekonomie machen, und die Geſellſchaft durch Zerſtörung der Freiheit auflöſen heißt. Wunderbar! In dieſem Syſtem freier Induſtrie entſtehen die Mißbräuche wie Läuſe aus den Mitteln, die man gegen ſie anwendet, und wenn der Geſetzgeber alle Vergehen beſtrafen, jeden Betrug überwachen, die Perſonen, das Eigenthum und den Staat gegen jeden Schaden ſicherſtellen wollte, ſo würde er von Reform zu Reform die unproduktiven Aemter endlich ſo ſehr vermehren, daß die ganze Nazion bei ihnen betheiligt würde, und zuletzt Niemand zum Produziren übrig bliebe. Jedermann würde zur Polizei gehören: die induſtrielle Klaſſe würde zur Mythe. Dann könnte vielleicht Ordnung im Monopol herrſchen.

„Das Prinzip des über die Fabrikzeichen zu machenden Geſetzes, ſagt Hr. Renouard, iſt dieſes, daß die Zeichen in Garan-

tieen der Qualität weder verwandelt werden können, noch ſollen.“ Es iſt dies eine Folge des Patentgeſetzes, das, wie man geſehen hat, die Erfindung nicht garantirt. Man nehme das Prinzip des Hrn. Renouard an: wozu dienen dann die Zeichen? Was liegt mir daran, auf der Etikette einer Flaſche anſtatt: Wein zu zwölf oder Wein zu fünfzehn, **Geſellſchaft der Oenophilen**, oder irgend eine andere Fabrik zu leſen? Woran mir gelegen, iſt nicht der Name des Kaufmanns, ſondern die Qualität und der richtige Preis der Waare.

Man ſetzt freilich voraus, der Name des Fabrikanten werde ein Abkürzungszeichen für ſchlechte oder gute Fabrikazion, für feinere oder ſchwächere Qualität ſein. Warum alſo nicht offen dem Rath derer folgen, die neben dem Urſprungszeichen ein anderes mit genauer Angabe verlangen? Eine ſolche Aengſtlichkeit iſt unbegreiflich. Die beiden Arten von Zeichen haben denſelben Zweck, die zweite iſt nur eine Erklärung oder Umſchreibung der erſten, ein kurzer Proſpektus des Kaufmanns: warum, wenn der Urſprung etwas bedeutet, ſoll das Zeichen dieſe Bedeutung nicht näher beſtimmen?

Hr. Wolowski hat dieſe Theſe ſehr gut erörtert in ſeiner Eröffnungs-Vorleſung von 1843—44, deren Inhalt kurz in folgender Analogie gegeben iſt: „Eben ſo, ſagt Hr. Wolowski, wie die Regierung ein Kriterium der Quantität hat aufſtellen können, ſo ſoll und muß ſie auch ein Kriterium der Qualität aufſtellen: das eine dieſer Kriterien iſt die nothwendige Ergänzung des andern. Die Münzeinheit, das Syſtem der Maße und Gewichte, hat der induſtriellen Freiheit keinen Eintrag gethan; das Syſtem der Fabrikzeichen würde ſie eben ſo wenig verletzen.“ Hr. Wolowski ſtützt ſich auf die Autorität der Fürſten der Wiſſenſchaft, A. Smith und J. B. Say: eine immer nützliche Vorſicht bei Zuhörern, die weit mehr der Autorität, als der Vernunft unterthan ſind.

Ich erkläre meinestheils, daß ich die Idee des Hrn. Wolowski vollſtändig theile, und zwar aus dem Grunde, weil ich ſie durch und durch revoluzionär finde. Das Zeichen, welches nach dem Ausdrucke des Hrn. Wolowski nichts Anderes iſt, als

ein Kriterium der Qualitäten, kommt für mich auf eine allgemeine Tarifirung heraus. Denn ob es nun eine besondere Staatsverwaltung sei, die im Namen des Staates durch das Zeichen die Qualität der Waare garantirt, wie das mit den Gold- und Silberstoffen der Fall ist, oder ob die Sorge für das Zeichen einem Fabrikanten überlassen bleibt: von dem Augenblicke an, wo das Zeichen die innere Beschaffenheit der Waare (das sind die eigenen Worte des Hrn. Wolowski) angeben, und den Konsumenten gegen jede Täuschung sicherstellen soll, wird es mit Nothwendigkeit zur Angabe des festen Preises. Es ist nicht dasselbe mit der Preisangabe: zwei ähnliche Produkte, aber von verschiedenem Ursprung und Qualität, können von gleichem Werth sein; ein Stückfaß Burgunder kann so viel werth sein, wie ein Stückfaß Bordeaux; — aber das Zeichen als inhaltangebend führt zur genauen Kenntniß des Preises, weil es ihn analysirt. Den Preis einer Waare berechnen, heißt, sie in ihre Theile zerlegen; und grade das muß das Fabrikzeichen thun, wenn es etwas bedeuten soll. Wir sind also, wie gesagt, auf dem Wege zu einer allgemeinen Tarifirung.

Eine allgemeine Tarifirung aber ist nichts Anderes, als eine Bestimmung aller Werthe, und so steht also die politische Oekonomie auf's Neue im Widerspruch in ihren Prinzipien und Tendenzen. Unglücklicherweise muß man, um die Reform des Hrn. Wolowski zu realisiren, vorher alle früheren Widersprüche lösen, und sich in eine höhere Sphäre der Assoziazion stellen; und der Mangel dieser Lösung hat gegen das System des Hrn. Wolowski den Tadel der meisten seiner ökonomischen Kollegen hervorgerufen.

In der That, das System der Zeichen ist in der gegenwärtigen Ordnung unanwendbar, weil dieses System, den Interessen der Fabrikanten entgegen, ihren Gewohnheiten widerstreitend, nur durch den energischen Willen der Regierung in Gang kommen könnte. Nehmen wir einen Augenblick an, die Verwaltung sei beauftragt, Zeichen anzulegen: jeden Augenblick werden ihre Beamten in die Arbeit eingreifen müssen, wie sie in den Verkehr der Getränke und die Fabrikazion des Bieres eingreifen; und noch bekümmern sie sich im letzteren Falle, wo ihr Amt schon so lästig

und quälerisch erscheint, nur um die steuerbaren Quantitäten, nicht um die tauschfähigen Qualitäten. Diese Aufseher und fiskalischen Untersucher werden in allen Einzelheiten umher spüren müssen, um den Betrug zu unterdrücken und ihm zuvorzukommen; und welchen Betrug! Der Gesetzgeber hat ihn gar nicht oder doch nur sehr ungenau bestimmt: jetzt wird die Arbeit furchtbar.

Es ist kein Betrug, Wein von der schlechtesten Qualität zu verkaufen, aber es ist Betrug, eine Qualität für eine andere auszugeben: da seid ihr also genöthigt, die Qualitäten der Weine zu unterscheiden und folglich zu garantiren. — Heißt das betrügen, wenn man mischt? Chaptal in seinem Traktat über die Kunst der Weinfabrikazion räth Mischungen als außerordentlich nützlich an; andrerseits beweist die Erfahrung, daß gewisse Weine, die, so zu sagen, antipathisch oder unvereinbar sind, vermöge ihrer Mischung ein unangenehmes und ungesundes Getränk abgeben. Da seid ihr also genöthigt, zu sagen, welche Weine mit Nutzen gemischt werden, welche es nicht können. Heißt das betrügen, wenn man ein Aroma gibt, Alkohol zusetzt, Wasser zu den Weinen gießt? Chaptal empfiehlt auch das, und Jedermann weiß, daß dieses Zuthun bald vortheilhafte Ergebnisse, bald verderbliche und abscheuliche Wirkungen hervorbringt. Welche Substanzen wollt ihr verbieten? In welchem Falle? In welchem Verhältniß? Verbietet ihr Cichorien im Kafé, Glycinerde im Bier, Wasser, Aepfelwein, Spiritus im Wein?

Die Deputirtenkammer ist bei Berathung des unförmlichen Gesetzversuchs, den es ihr gefallen hat, in diesem Jahre über die Weinverfälschung zu machen, grade mitten in der Arbeit stehen geblieben, überwunden von den unentwirrbaren Schwierigkeiten der Frage. Zwar konnte sie erklären, daß die Zumischung des Wassers zum Weine, und die des Alkohols über 18 Prozent hinaus, ein Betrug sei, und dann diesen Betrug in die Kategorie der Vergehen setzen. Sie war auf dem Felde der Ideologie: da findet man niemals ein Hinderniß. Aber Jedermann hat in dieser verdoppelten Strenge weit mehr das Interesse des Fiskus, als das des Konsumenten erblickt; aber die Kammer wagte nicht, zur Ueberwachung und Entdeckung des Betrugs ein ganzes Heer

von Weinprüfern, Unterſuchern ꝛc. zu errichten, und das Budget mit einigen neuen Millionen zu belaſten; aber indem ſie das Wäſſern und Alkoholiſiren verbot, das einzige Mittel, das den fabrizirenden Kaufleuten übrig bleibt, um den Wein Jedermann zugänglich zu machen und doch Vortheil zu ziehen, vermochte ſie nicht, den Abſatz durch eine Erleichterung in der Produkzion zu erhöhen. Die Kammer, mit Einem Worte, indem ſie die Verfälſchung der Weine verfolgte, hat die Grenzen des Betrugs nur weiter gezogen. Damit ihr Werk ſeinen Zweck erreichte, mußte ſie vorläufig ſagen, wie der Weinhandel möglich iſt ohne Fälſchung, wie das Volk unverfälſchten Wein kaufen ſoll: was außer der Kompetenz der Kammer liegt, und ihre Faſſungskraft überſteigt.

Wenn ihr dem Konſumenten Garantie ſowol über den Werth als die Zuträglichkeit des Weines geben wollt, ſo müßt ihr mit Gewalt Alles kennen und beſtimmen, was die gute und aufrichtige Produkzion ausmacht, dem Fabrikanten immer auf dem Nacken liegen, ihn auf Tritt und Schritt leiten. Nicht Er fabrizirt; ſondern ihr, der Staat, ſeid der wahre Fabrikant.

Da ſeid ihr alſo in die Falle gerathen. Entweder hindert ihr die Handelsfreiheit, indem ihr euch auf tauſendfache Weiſe in die Produkzion miſcht; oder ihr erklärt euch für den einzigen Fabrikanten und den einzigen Kaufmann.

Im erſten Falle quält ihr alle Welt und müßt endlich alle Welt aufbringen; und früher oder ſpäter läßt ſich der Staat vertreiben, und dann werden die Fabrikzeichen abgeſchafft. In zweiten Falle laßt ihr überall die Regierung an der Stelle des Einzelnen die Inizіative ergreifen, was gegen die Prinzipien der politiſchen Oekonomie und die Verfaſſung der Geſellſchaft iſt. Ergreift ihr einen Mittelweg? Das iſt die Begünſtigung, der Nepotismus, die Heuchelei, das ſchlimmſte aller Syſteme.

Nehmen wir jetzt an, das Zeichen ſei der Sorgfalt des Fabrikanten überlaſſen. Dann behaupte ich, daß die Zeichen, ſelbſt wenn ſie obligatoriſch ſind, nach und nach ihre Bedeutung verlieren, und zuletzt nur noch Urſprungs-Zeugniſſe ſind. Man muß den Handel ſehr wenig kennen, um ſich einzubilden, daß

ein Kaufmann, ein Fabrikherr, der Verfahren anwendet, welche nicht patentirt werden können, das Geheimniß seiner Industrie, seiner Gewinnste, seiner Existenz verrathen werde. Die Deklarazion wird also lügenhaft sein: es steht nicht in der Macht der Polizei, es anders zu machen. Die römischen Kaiser, um die Christen zu entdecken, welche ihre Religion verheimlichten, verpflichteten Jedermann, den Götzen zu opfern. Sie machten Apostaten und Märtyrer; und die Zahl der Christen wuchs nur. Eben so werden die Bedeutungszeichen, die einigen Häusern nützlich sind, zahllose Betrügereien und Bestrafungen erzeugen: das ist Alles, was man von ihnen erwarten darf. Damit der Fabrikant auf loyale Weise die innere Beschaffenheit, d. h. den industriellen und kommerziellen Werth seiner Waare angebe, muß man ihm das Risiko der Konkurrenz nehmen und seine Monopolgelüste befriedigen. Könnt ihr das? Man muß außerdem den Konsumenten bei der Entdeckung des Betrugs interessiren; was, so lange das Interesse des Produzenten nicht vollständig aus dem Spiele bleibt, zugleich eine Unmöglichkeit und ein Widerspruch ist. Eine Unmöglichkeit: man setze auf der einen Seite einen entarteten Konsumenten, China; auf der andern einen Verkäufer in Nöthen, England; zwischen beiden eine giftige Drogue, welche Verzückung und Trunkenheit bewirkt; und trotz aller Polizeien der Welt wird man den Opiumhandel haben. — Ein Widerspruch: in der Gesellschaft sind Konsument und Produzent Eins, d. h. alle beide sind dabei interessirt, das zu produziren, dessen Konsumzion ihnen schädlich ist: und da für Jeden die Konsumzion auf die Produkzion und den Verkauf folgt, so werden sich Alle dahin vereinigen, das erste Interesse sicher zu stellen, unter Vorbehalt, bei dem zweiten vor einander auf der Hut zu sein.

Der Gedanke, der die Fabrikzeichen eingegeben hat, ist desselben Ursprungs mit dem, welcher früher Maximumgesetze diktirte. Wieder einer der unzähligen Kreuzwege der politischen Oekonomie.

Es ist offenbar, daß die Maximumgesetze, sämmtlich von ihren Urhebern in der Absicht entworfen und in so fern gut begründet, der Theurung abzuhelfen, zum unveränderlichen Resultat gehabt haben, die Theurung zu verschlimmern. Auch klagen die

Oekonomen dieſe verabſcheuten Geſetze nicht der Ungerechtigkeit oder böſer Abſicht an, ſondern der Ungeſchicktheit und ihres unpolitiſchen Weſens. Aber welcher Widerſpruch in der Theorie, die ſie ihnen entgegenſetzen!

Um der Theurung abzuhelfen, muß man die Lebensmittel herbeirufen, oder, beſſer geſagt, ſie auf den Markt bringen; bis dahin iſt Alles in der Ordnung. Damit die Lebensmittel erſcheinen, muß man die Inhaber durch den Gewinnſt locken, ihre Konkurrenz hervorrufen, und ihnen volle Freiheit auf dem Markte zuſichern: erſcheint euch dies Verfahren nicht wie die abgeſchmackteſte Homöopathie? Wie ſoll ich begreifen, daß ich um ſo eher verſorgt ſein werde, je leichter man mich brandſchatzen kann? Laßt machen, ſagt man, laßt geſchehen; laßt die Konkurrenz und das Monopol gehen, beſonders in Zeiten der Theurung, und ſelbſt dann, wenn die Theurung die Wirkung der Konkurrenz und des Monopols iſt. Welche Logik! und beſonders welche Moral!

Aber warum ſollte man nicht einen Tarif für die Pächter machen, wie einer für die Bäcker exiſtirt? Warum keine Kontrole über Ausſaat, Ernte, Leſe, Futter und Vieh, wie es einen Stempel für die Journale, Zirkulare, Vollmachten, wie es eine Regie für die Bierbrauer und Weinhändler gibt? .... Im Syſtem des Monopols wäre es freilich ein Zuwachs von Quälereien; aber bei unſerer Richtung zu einem unehrlichen Handel und der Neigung der Regierung, ihr Perſonal und ihr Budget zu vermehren, wird ein Geſetz über die Erforſchung des Zuſtandes der Aerndten täglich unerläßlicher.

Uebrigens wäre es ſchwierig, zu ſagen, was von beiden, der freie Handel oder das Maximum, am meiſten Uebel in Theurungszeiten erzeugt. Welche Wahl ihr aber auch trefft, und wählen müßt ihr, die Täuſchung iſt ſicher und das Unglück ungeheuer. Beim Maximum verſtecken ſich die Waaren; der Schrecken wächſt grade in Folge des Geſetzes, der Preis der Lebensmittel ſteigt und ſteigt; bald ſteht die Zirkulazion ſtill, die Kataſtrophe tritt ein, raſch und unerbittlich, wie eine Razzia. Bei der Konkurrenz iſt der Gang der Peſt langſamer, aber nicht weniger verderblich: wie viel Menſchen ermatten und ſterben vor Hunger, ehe das Steigen

der Preiſe die Lebensmittel herbeilockt! Wie viel Andere werden gebrandſchatzt, wenn ſie endlich herbeigekommen ſind! Es iſt die Geſchichte des Königs, dem Gott zur Strafe ſeines Hochmuths die Wahl ließ zwiſchen drei Tagen Peſt, drei Monaten Hungersnoth, oder drei Jahren Krieg. David wählte das Kürzeſte, die Oekonomen ziehen das Längſte vor. Der Menſch iſt ſo elend, daß er lieber an der Schwindſucht als am Schlagfluſſe ſtirbt: es ſcheint ihm, als ob er nicht ſo viel ſterbe. Das iſt der Grund, weßhalb man die Nachtheile des Maximums und die Wohlthaten des freien Handels ſo ſehr übertrieben hat.

Wenn übrigens Frankreich ſeit 25 Jahren keine allgemeine Theurung erlebt hat, ſo liegt die Schuld nicht an der Handelsfreiheit, die, ſo oft ſie es will, ſehr gut verſteht, in der Fülle die Leere zu erzeugen, und mitten im Ueberfluß den Hunger herrſchen zu laſſen: es iſt vielmehr eine Folge der Vervollkommnung der Kommunikazionswege, welche die Entfernungen abkürzen, und das einen Augenblick durch lokalen Mangel geſtörte Gleichgewicht bald wieder herſtellen. Leuchtendes Beiſpiel von jener traurigen Wahrheit, daß in der Geſellſchaft das allgemeine Wohl nie die Folge eines Einverſtändniſſes der Einzelwillen iſt!

Je mehr man das Syſtem der illuſoriſchen Vermittlungen zwiſchen dem Monopol und der Geſellſchaft, d. h. wie wir im §. 1 dieſes Kapitels erörtert haben, zwiſchen Kapital und Arbeit, zwiſchen Patriziat und Proletariat ergründet: deſto mehr entdeckt man, daß Alles hier nach der hölliſchen Maxime erſonnen, geregelt und ausgeführt iſt, welche Hobbes und Macchiavel, die Theoretiker des Despotismus, nicht kannten: **Alles durch das Volk und gegen das Volk.** Während die Arbeit produzirt, genießt und mißbraucht das Kapital unter der Maske einer erlogenen Fruchtbarkeit: der Geſetzgeber, der ſeine Vermittlung anbietet, hat den Privilegirten an brüderliche Geſinnungen erinnern, und den Arbeiter mit Garantieen umgeben wollen; und jetzt findet ſich, vermöge des unvermeidlichen Widerſpruchs der Intereſſen, daß jede dieſer Garantieen ein Marterwerkzeug iſt. Man brauchte hundert Bände, das Leben von zehn Menſchen, und eine Bruſt von Eiſen, um von dieſem Geſichtspunkt aus

die Verbrechen des Staats gegen den Armen, und die unendliche Mannigfaltigkeit seiner Qualen zu erzählen. Ein gedrängter Ueberblick über die hauptsächlichsten Kategorieen der Polizei wird hinreichen, um uns ihr Wesen und ihre Gestaltung kennen zu lehren.

Nachdem man durch ein Chaos von bürgerlichen, Handels- und Verwaltungsgesetzen die Geister in Verwirrung gebracht, den Begriff der Gerechtigkeit durch Anhäufung der Widersprüche verdunkelt, und zur Erklärung dieses Systems eine ganze Kaste von Dolmetschern nöthig gemacht hatte: mußte man noch die Unterdrückung der Vergehen organisiren und für ihre Bestrafung sorgen. Die Kriminaljustiz, diese so reiche Gattung der großen Familie der Unproduktiven, deren Unterhaltung Frankreich jährlich mehr als 30 Millionen kostet, ist für die Gesellschaft ein eben so nothwendiges Prinzip der Existenz geworden, wie das Brod für das menschliche Leben; mit dem Unterschiede nur, daß der Mensch vom Ertrage seiner Hände lebt, während die Gesellschaft ihre Glieder verschlingt, und sich mit ihrem eigenen Fleische nährt.

Man rechnet nach einigen Oekonomen:

Zu London . . . 1 Verbrecher auf 89 Einwohner.
Zu Liverpool . . 1 „ „ 45 „
Zu Newcastle . 1 „ „ 27 „

Aber diese Zahlen sind nicht genau, und so schrecklich sie auch scheinen, sie drücken nicht die wirkliche Höhe der sozialen Verderbniß durch die Polizei aus. Nicht nur die Zahl der schuldig Befundenen gilt es zu bestimmen, sondern auch die der Vergehen. Die Arbeit der Kriminalgerichtshöfe ist nur ein besonderer Mechanismus, der die moralische Verwüstung der Menschheit unter der Herrschaft des Monopols hervorzuheben dient; aber diese offizielle Darlegung ist weit entfernt, das Uebel in seinem ganzen Umfange zu enthalten. Hier sind andere Zahlen, die uns der Gewißheit näher bringen könnten.

Die Zuchtpolizeigerichte in Paris haben abgeurtheilt:

Im Jahre 1835 . . . 106,467 Prozesse.
„ „ 1836 . . . 128,489 „
„ „ 1837 . . . 140,247 „

Nehmen wir an, die Steigerung sei bis in's Jahr 1846 fortgegangen, und zu dieser Summe von Korrekzionelprozessen füge man die der Assisenhöfe, der einfachen Polizeigerichte, endlich alle nicht bekannt gewordenen oder unbestraft gebliebenen Vergehen, deren Anzahl nach der Aussage der Magistrate die Zahl derer weit überragt, welche die Gerechtigkeit erreicht, so wird man zu dem Ergebniß kommen, daß jährlich in der Stadt Paris mehr Verletzungen des Gesetzes stattfinden, als Einwohner da sind. Und da man von den muthmaßlichen Urhebern dieser Verletzungen nothwendig die Kinder von 7 Jahren und darunter abzuziehen hat, die außer dem Bereiche der Schuld stehen, so muß man annehmen, daß jeder erwachsene Bürger drei bis viermal jährlich sich gegen die bestehende Ordnung vergeht.

Folglich erhält sich das Eigenthumssystem in Paris nur durch eine jährliche Konsumzion von einer oder zwei Millionen Vergehen! Wenn nun alle diese Vergehen die That eines einzigen Menschen wären, so bestände das Argument immer: dieser Mensch wäre der Sündenbock, beladen mit den Sünden Israels: was liegt an der Zahl der Schuldigen, sobald die Gerechtigkeit ihr Kontingent hat?

Gewaltthätigkeit, Meineid, Diebstahl, Betrug, Verachtung der Personen und der Gesellschaft, sind dem Monopol so wesentlich, sie fließen so natürlich, mit einer so vollkommenen Regelmäßigkeit und nach so sichern Gesetzen aus ihm her, daß man ihre Ausübung hat berechnen können, und daß man aus der Zahl einer Bevölkerung, dem Zustande ihrer Industrie und ihrer Aufklärung, auf's Genaueste die Statistik ihrer Sittlichkeit ableiten kann. Die Oekonomen wissen noch nicht, welches das Prinzip des Werthes ist; aber sie kennen auf einige Dezimalstellen nahe die Verhältnißmäßigkeit des Verbrechens. So viel tausend Seelen, so viel Uebelthäter, so viel Verurtheilungen: das fehlt nicht. Es ist eine der schönsten Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung, und der vorgeschrittenste Theil der ökonomischen Wissenschaft. Wenn der Sozialismus diese Anklagetheorie erfunden hätte, so würde Jedermann von Verläumdung gejammert haben.

Was kann uns übrigens dabei Wunder nehmen? Da das

Elend ein nothwendiges Resultat der Widersprüche der Gesellschaft ist, ein Resultat, das sich nach dem Tarif des Zinses, der Höhe der Löhne und den Preisen im Handel mathematisch bestimmen läßt; so sind die Verbrechen und Vergehen eine andere Wirkung desselben Antagonismus, die so gut wie ihre Ursache berechnet werden können. Die Materialisten haben die einfältigsten Folgerungen aus der Unterordnung der Freiheit unter die Gesetze der Zahl gezogen: als wenn der Mensch nicht unter dem Einflusse alles Dessen stände, was ihn umgibt, und als wenn, da seine Umgebung von nothwendigen Gesetzen regiert wird, er nicht in seinen freisten Manifestazionen die Rückwirkung dieser Gesetze empfinden müßte!

Derselbe Charakter der Nothwendigkeit, den wir in der Einrichtung und dem Stoffe der Kriminaljustiz bezeichneten, tritt in einer mehr metaphysischen Gestalt in ihrer Moralität auf.

Nach der Ansicht aller Moralisten muß die Strafe so sein, daß sie die Besserung des Schuldigen bewirkt, und sich folglich von Allem fern halten, was seine Entwürdigung mit sich bringen könnte. Fern von mir der Gedanke, diese glückliche Richtung der Geister zu bekämpfen und Versuche anzuschwärzen, welche den Ruhm der größten Männer des Alterthums ausgemacht hätten. Die Philanthropie wird ungeachtet der Lächerlichkeit, die sich bisweilen an ihren Namen heftet, in den Augen der Nachwelt den ehrenvollsten Zug unserer Epoche bilden: die Abschaffung der Todesstrafe, die nur vertagt ist; die des Brandmals, die Studien über das Zellensystem, die Errichtung von Werkstätten in den Gefängnissen, eine Menge anderer Reformen, die ich nicht einmal anführen kann, zeugen von einem wirklichen Fortschritt in unsern Ideen und Sitten. Was der Stifter des Christenthums in der Begeisterung erhabener Liebe von seinem mystischen Reiche erzählte, wo der reuige Sünder mehr als der schuldlose Gerechte verherrlicht sein würde, diese Utopie christlicher Liebe ist der Wunsch unserer ungläubigen Gesellschaft geworden, und wenn man die einstimmige Gesinnung in dieser Hinsicht erwägt, so fragt man sich verwundert, wer denn der Erfüllung dieses Wunsches im Wege stehe.

Leider iſt die Vernunft noch mächtiger, als die Liebe, und die Logik zäher, als das Verbrechen; hier wie überall herrſcht ein unlösbarer Widerſpruch in unſerer Ziviliſazion. Verirren wir uns nicht in phantaſtiſche Welten, nehmen wir die Wirklichkeit in ihrer ſcheußlichen Nacktheit.

Das Verbrechen macht die Schande, nicht das Schaffot, ſagt das Sprichwort. Dadurch, daß der Menſch beſtraft wird, vorausgeſetzt, er hat es verdient, iſt er entwürdigt: die Strafe macht ihn infam, nicht vermöge der Beſtimmung des Geſetzbuches, ſondern wegen des Vergehens, welches die Strafe herbeigeführt hat. Was liegt alſo an der Aeußerlichkeit der Pein? Was liegt an allen euern Strafſyſtemen? Was ihr daraus macht, geſchieht, um eurer Empfindſamkeit wohl zu thun, iſt aber ohnmächtig, den Unglücklichen, den eure Gerechtigkeit trifft, wieder herzuſtellen. Der Schuldige, einmal von der Strafe gebrandmarkt, kann nicht wieder verſöhnt werden; ſein Makel iſt unauslöſchlich, ſeine Verdammung ewig. Wenn es anders ſein könnte, würde die Strafe aufhören, dem Verbrechen angemeſſen zu ſein; ſie wäre nur noch eine Fikzion, ſie wäre nichts. Wen das Elend zum Diebſtahl gebracht hat, dafern er ſich von der Gerechtigkeit erreichen läßt, bleibt für immer der Feind Gottes und der Menſchen; ihm wäre beſſer, er wäre nie geboren, Jeſus Chriſtus hat es geſagt: Bonum erat ei, si natus non fuisset homo ille. Und was Jeſus Chriſtus ausſprach, Chriſten und Ungläubige beſtätigen es: daß die Schmach nicht erlaſſen werden kann, iſt von allen Offenbarungen des Evangeliums die einzige, welche die Welt des Eigenthums gehört hat. So von der Natur durch's Monopol getrennt, von der Menſchheit geſchieden durch's Elend, die Mutter des Verbrechens und der Strafe, welche Ausflucht bleibt dem Plebejer, den die Arbeit nicht ernähren kann, und der nicht ſtark genug iſt, um zu nehmen?

Um dieſen Angriffs- und Vertheidigungskrieg gegen das Proletariat zu führen, war eine öffentliche Macht unerläßlich: die ausübende Gewalt iſt aus den Nothwendigkeiten der bürgerlichen Geſetzgebung, der Verwaltung und der Juſtiz hervorgegangen. Und auch da wieder ſind die ſchönſten Hoffnungen zu bittern Täuſchungen geworden.

Wie der Geſetzgeber, wie der Bürgermeiſter und wie der Richter hat ſich der Fürſt als Repräſentant der göttlichen Gewalt hingeſtellt. Als Vertheidiger des Armen, der Wittwen und Waiſen, hat er verſprochen, um den Thron her Freiheit und Gleichheit herrſchen zu laſſen, der Arbeit zu Hülfe zu kommen, und die Stimme des Volkes zu hören. Und das Volk warf ſich voller Liebe in die Arme der Gewalt; und als ihm die Erfahrung bewies, die Gewalt ſei ihm feindlich, hat es, anſtatt die Einrichtung anzugreifen, den Fürſten angeklagt, und nie begreifen wollen, daß der Fürſt nach Natur und Beſtimmung das Haupt der Unproduktiven und der ſtärkſte Monopoliſt, und folglich, wie er es auch anſtelle, nicht im Stande iſt, gemeinſchaftliche Sache mit dem Volke zu machen.

Jede Kritik, ſowol der Form als der Handlungen der Regierung ſtößt auf dieſen weſentlichen Widerſpruch. Und wenn angebliche Theoretiker der Volksſouveränität behaupten, das Mittel wider die Tyrannei der Regierung beſtehe darin, ſie aus der Volksabſtimmung hervorgehen zu laſſen, ſo drehen ſie ſich nur wie das Eichhörnchen in ihrem Käfig. Denn von dem Augenblick an, wo die Grundbedingungen der Macht, d. h. Autorität, Eigenthum, Hierarchie, beibehalten ſind, iſt die Abſtimmung des Volkes nur die Zuſtimmung des Volkes zu ſeiner Unterdrückung: was die einfältigſte Taſchenſpielerei iſt.

Im Syſtem der Autorität, welches auch ihr Urſprung ſein mag, monarchiſch oder demokratiſch, iſt die Regierung das hohe Organ der Geſellſchaft; durch die Regierung lebt und bewegt ſie ſich; alle Inizialive kommt von dort; alle Ordnung, alle Vollkommenheit ſind ihr Werk. Nach den Erklärungen der ökonomiſchen Wiſſenſchaft dagegen, die der Wirklichkeit konform ſind, iſt die Regierung die Reihe von Unproduktiven, welche die ſoziale Organiſazion unaufhörlich verringern muß. Wie kann nun mit dem Prinzip der Autorität, das den Demokraten ſo theuer iſt, der Wunſch der politiſchen Oekonomie, der auch zugleich der Volkswunſch iſt, ſich realiſiren? Wie ſoll die Regierung, die in dieſer Hypotheſe Alles iſt, ein gehorſamer Diener, ein untergeordnetes Organ werden? Hätte der Fürſt nur deßhalb die

Macht bekommen, um sie zu schwächen, und sollte er, um Ordnung herbeizuführen, auf seine eigene Beseitigung hinarbeiten? Wird er nicht vielmehr damit umgehen, sich zu befestigen, sein Personal zu vermehren, unaufhörlich neue Subsidien zu erhalten, und sich endlich aus der Abhängigkeit vom Volke zu befreien suchen, wohin unvermeidlich jede aus dem Volke hervorgegangene Regierung kommt?

Man sagt, das Volk sei durch die Ernennung seiner Gesetzgeber, durch die es der Regierung seinen Willen kundthue, immer im Stande, deren Uebergriffen Einhalt zu thun, das Volk spiele also zugleich die Rolle des Fürsten und die des Souveräns. Das ist mit zwei Worten die Utopie der Demokraten, die ewige Mystifikazion, mit der sie das Volk täuschen.

Wird aber das Volk Gesetze gegen die Regierung machen? Gegen das Prinzip der Autorität und Hierarchie, die das Prinzip der Gesellschaft selbst ist, gegen die Freiheit und das Eigenthum? In unserer Hypothese ist das mehr als unmöglich, es ist ein Widerspruch. Also werden das Eigenthum, das Monopol, die Konkurrenz, die industriellen Privilegien, die Ungleichheit der Vermögen, die Uebermacht des Kapitals, die hierarchische und vernichtende Zentralisazion, die administrative Unterdrückung, die gesetzliche Willkür — bleiben; und da es unmöglich ist, daß eine Regierung nicht nach ihrem Prinzip handle, so wird das Kapital wie vorher der Gott der Gesellschaft bleiben, und das immer ausgebeutete, immer erniedrigte Volk wird bei dem Versuch seiner Souveränität nur den Beweis seiner Ohnmacht gewonnen haben.

Vergebens schmeicheln sich die Parteigänger der Gewalt, alle die dynastisch-republikanischen Doktrinäre, die sich nur durch ihre Taktik von einander unterscheiden, daß, wenn sie einmal an der Regierung wären, sie überall reformiren würden. Was reformiren?

Die Konstituzion reformiren? — Unmöglich. Wenn die Nazion in Masse in die konstituirende Versammlung käme, sie würde nur wieder herausgehen, nachdem sie unter einer andern Form ihre Knechtschaft votirt, oder ihre Auflösung beschlossen hätte.

Den Code umgestalten, das Werk des Kaisers, den reinen Inhalt des römischen Rechts und des Herkommens? — Unmöglich. Was könnt ihr an die Stelle eures Eigenthumsschlendrians setzen, außer dem ihr nichts seht und hört? An die Stelle eurer Monopolgesetze, deren Kreis eure Einbildungskraft nicht zu überschreiten vermag? Seit mehr als einem halben Jahrhundert haben Königthum und Demokratie, diese beiden Sibyllen, welche uns die alte Welt vermacht hat, in einer konstituzionellen Vermittlung versucht, ihre Orakel in Einstimmung zu bringen; seitdem die Weisheit des Fürsten sich in Harmonie mit der Stimme des Volks gesetzt hat, welche Offenbarung ist dabei herausgekommen? Welches Prinzip der Ordnung ist entdeckt? Welcher Ausgang aus dem Labyrinth des Privilegs angedeutet worden? Bevor Fürst und Volk diesen wunderlichen Vertrag unterzeichnet hatten, worin glichen sich ihre Ideen nicht? Und seitdem beide sich bestreben, den Vertrag zu brechen, worin unterscheiden sie sich?

Die öffentlichen Lasten vermindern, die Steuer in gerechterer Weise vertheilen? — Unmöglich; zur Steuer wie zur Armee wird der Mann aus dem Volke immer mehr als sein Kontingent liefern.

Das Monopol mit Verordnungen beschränken, der Konkurrenz einen Zaum anlegen? — Unmöglich; ihr würdet die Produkzion tödten.

Neue Absatzwege eröffnen? — Unmöglich *).

Den Kredit organisiren? — Unmöglich **).

Das Erbthum angreifen? — Unmöglich ***).

Nazionalwerkstätten errichten, den Arbeitern Beschäftigung oder ein Minimum zusichern; ihnen einen Theil vom Gewinnste anweisen? — Unmöglich. Es liegt im Wesen der Regierung, sich nur um die Arbeit bekümmern zu können, um die Arbeiter

---

*) Man sehe weiterhin II. Bd. 9 Kap.

**) Ebend. 10 Kap. —

***) Ebend. 11 Kap.

an die Kette zu legen, wie sie sich nur um die Produkte bekümmert, um ihren Zehnten zu erheben.

Durch ein System der Entschädigung die verderblichen Wirkungen der Maschinen wieder gut machen? — Unmöglich.

Durch Verordnungen den entmenschenden Einfluß der Zerstückelung bekämpfen? — Unmöglich.

Das Volk an den Wohlthaten des Unterrichts Theil nehmen lassen? — Unmöglich.

Einen Tarif der Waaren und Löhne aufstellen, und von obrigkeitswegen den Werth der Dinge fixiren? — Unmöglich, unmöglich.

Von allen Reformen, welche die nothleidende Gesellschaft verlangt, kann keine von der Regierung ausgehen; keine kann von ihr realisirt werden, weil das dem Wesen der Regierung widerstrebt, und weil es dem Menschen nicht gegeben ist, zu vereinigen, was Gott getrennt hat.

Wenigstens, werden die Freunde der Regierungsinizjative sagen, wirst du anerkennen, daß zur Vollbringung der durch die Entwicklung der Antinomieen verheißenen Revoluzion, die Regierung ein mächtiger Bundesgenosse wäre. Warum opponirst du also einer Reform, welche die Regierung in die Hände des Volks gäbe, und dadurch deine Absichten vortrefflich unterstützen würde? Die soziale Reform ist das Ziel; die politische Reform ist das Werkzeug; warum, wenn du den Zweck willst, verwirfst du das Mittel?

Das ist heutzutage das Raisonnement der ganzen demokratischen Presse, der ich von ganzer Seele dafür danke, durch dieses quasi-sozialistische Glaubensbekenntniß die Nichtigkeit ihrer eigenen Theorieen proklamirt zu haben. Im Namen der Wissenschaft also verlangt die Demokratie als Einleitung zur sozialen Reform eine politische Reform. Aber die Wissenschaft protestirt gegen diese für sie beleidigende Ausflucht; die Wissenschaft verwirft jedes Bündniß mit der Politik, und weit entfernt, die geringste Hülfe von ihr zu erwarten, muß sie grade mit der Politik das Werk ihrer Ausschließlichkeit beginnen.

Wie wenig Wahlverwandtschaft hat der menschliche Geist

für die Wahrheit! Wenn ich sehe, wie die Demokratie, die so eben sozialistisch geworden ist, unaufhörlich das Kapital verlangt, um den Einfluß des Kapitals zu bekämpfen; den Reichthum, um dem Elende abzuhelfen; die Aufgebung der Freiheit, um die Freiheit zu organisiren; die Reform der Regierung, um die Gesellschaft zu reformiren: wenn ich sie betrachte, sage ich, wie sie die Gesellschaft übernimmt, vorausgesetzt, daß die sozialen Fragen beseitigt oder entschieden seien: so glaube ich, eine Wahrsagerin zu hören, die, ehe sie auf die Fragen ihrer Kunden antwortet, sich nach ihrem Alter, ihrem Stande, ihrer Familie, nach allen Ereignissen ihres Lebens erkundigt. Ei, erbärmliche Hexe, wenn du die Zukunft weißt, so weißt du, wer ich bin und was ich will; warum fragst du mich danach?

Ich antworte also den Demokraten: wenn ihr wißt, was ihr mit der Regierung machen sollt, und wenn ihr wißt, wie die Regierung organisirt sein muß, so besitzt ihr die ökonomische Wissenschaft. Wenn ihr aber die ökonomische Wissenschaft besitzt, wenn ihr den Schlüssel zu ihren Widersprüchen habt, wenn ihr im Stande seid, die Arbeit zu organisiren, wenn ihr die Gesetze des Tausches studirt habt, so braucht ihr die Kapitale der Nazion nicht, noch die öffentliche Macht. Ihr seid von heute an mächtiger als das Geld, stärker als die Gewalt. Denn, weil die Arbeiter mit euch sind, seid ihr dadurch allein Herren über die Produkzion, ihr haltet den Handel, die Industrie und den Ackerbau in Fesseln, ihr verfügt über das ganze soziale Kapital; ihr seid Schiedsrichter über die Steuer; ihr haltet die Regierung im Schach und tretet das Monopol mit Füßen. Welche andere Initiative, welche größere Autorität verlangt ihr? Wer hindert euch, eure Theorieen anzuwenden?

Gewiß nicht die politische Oekonomie, obgleich sie allgemein im Kredit steht und befolgt wird: denn da Alles in der Oekonomie seine wahre und seine falsche Seite hat, so besteht das Problem für euch nur darin, die ökonomischen Elemente so zu kombiniren, daß sie im Ganzen keinen Widerspruch mehr darbieten.

Auch nicht das Civilgesetz: weil dieses Gesetz den ökono-

miſchen Schlendrian einzig wegen ſeiner Vortheile und trotz ſeiner Nachtheile beſtätigt, daher, wie die politiſche Oekonomie ſelbſt, im Stande iſt, ſich allen Anforderungen einer genauen Syntheſe zu fügen, und folglich euren Abſichten ſo günſtig als möglich iſt.

Endlich iſt es auch nicht die Regierung, die als letzter Ausdruck des Antagonismus und einzig vorhanden, um das Geſetz zu ſchützen, euch nur im Wege ſein könnte, wenn ſie ihrem Prinzip untreu würde.

Wer alſo, noch einmal, hält euch auf?

Wenn ihr die ſoziale Wiſſenſchaft beſitzt, ſo wißt ihr, daß das Problem der Aſſoziazion darin beſteht, nicht blos die Unproduktiven zu organiſiren: in dieſer Hinſicht iſt, Gott ſei Dank, wenig mehr zu thun; ſondern auch noch die Produktiven, und vermöge dieſer Organiſazion das Kapital zu unterwerfen und die Macht unterzuordnen. Dieſen Krieg habt ihr zu führen: einen Krieg der Arbeit wider das Kapital; einen Krieg der Freiheit wider die Autorität; einen Krieg des Produzenten gegen den Unproduktiven; einen Krieg der Gleichheit wider das Privilegium. Was ihr verlangt, um den Krieg glücklich zu beenden, gegen das habt ihr grade zu kämpfen. Um aber die Regierung zu bekämpfen und herunterzubringen, um ſie auf die Stelle zu ſetzen, die ihr in der Geſellſchaft zukommt, hilft es nichts, die zeitigen Inhaber der Regierung zu wechſeln, noch eine leiſe Abänderung in ihren Hantierungen vorzunehmen. Man muß eine Kombinazion für Ackerbau und Induſtrie finden, vermittelſt welcher die Regierung, die heute der Beherrſcher der Geſellſchaft iſt, ihr Sklave werde. Habt ihr das Geheimniß dieſer Kombinazion?

Aber was ſage ich? Das grade gebt ihr nicht zu. Da ihr die Geſellſchaft nicht ohne Hierarchie denken könnt, ſo ſeid ihr die Apoſtel der Gewalt geworden; ihr denkt nur darauf, die Regierung zu befeſtigen und der Freiheit einen Maulkorb anzulegen; eure Lieblingsmaxime iſt, das Wohl des Volkes wider den Willen des Volkes zu ſchaffen; anſtatt auf die ſoziale Reform durch Vernichtung der Regierung und der Politik auszugehen, bedürft ihr einer neuen Verfaſſung der Regierung und der Politik.

Nachher verſprecht ihr euch, vermöge einer Reihe von Widerſprüchen, die zwar eure Ehrlichkeit beweiſen, die aber die wahren Freunde der Regierung, die Ariſtokraten und Monarchiſten, eure Mitbewerber, ſehr wohl als Illuſion kennen, vermittelſt der Regierung Sparſamkeit in den Ausgaben, gerechte Vertheilung der Steuer, Beſchützung der Arbeit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts, allgemeines Stimmrecht, und alle die Utopieen, die ſich mit Autorität und Eigenthum nicht vertragen. Auch iſt die Regierung in euern Händen immer in Lebensgefahr geweſen; und deßhalb konntet ihr ſie nie behalten, deßhalb reichten am 18. Brumaire vier Menſchen hin, um ſie euch zu nehmen, und deßhalb wird die Bourgeoiſie, welche die Macht liebt wie ihr, und die eine ſtarke Regierung liebt, ſie euch nicht herausgeben.

So findet ſich die Regierung, das Werkzeug der Kollektivmacht, das in der Geſellſchaft errichtet wurde, um als Mittler zwiſchen der Arbeit und dem Privileg zu dienen, unvermeidlich an's Kapital gebunden und gegen das Proletariat gerichtet. Keine politiſche Reform kann dieſen Widerſpruch löſen, weil nach dem Geſtändniß der Politiker ſelbſt eine ſolche Reform nur dahin ausſchlagen würde, der Regierung mehr Energie und Ausdehnung zu geben, und weil die Regierung, dafern ſie die Hierarchie nicht umſtürzen und die Geſellſchaft auflöſen will, nicht an die Prärogative des Monopols rühren darf. Das Problem für die arbeitenden Klaſſen beſteht alſo nicht darin, die Regierung zu erobern, ſondern Regierung und Monopol zugleich zu beſiegen, das heißt, aus dem Herzen des Volkes, aus den Tiefen der Arbeit, eine größere Autorität, eine mächtigere Thatſache hervorgehen zu laſſen, welche Kapital und Staat umſchlingt und ſie unterjocht. Jeder Reformvorſchlag, der dieſem Anſpruch nicht genügt, iſt nur eine Landplage mehr, eine Ruthe auf der Wacht, **virga vigilans**, wie ein Prophet ſagte, welche das Proletariat bedroht.

Die Krone dieſes Syſtems iſt die Religion. Es iſt hier meines Amtes nicht, den philoſophiſchen Werth der religiöſen Anſichten zu erörtern, ihre Geſchichte zu erzählen, ihre Erklärung zu ſuchen. Ich beſchränke mich darauf, den ökonomiſchen Ur-

ſprung der Religion zu betrachten, das geheime Band, das ſie mit der Polizei verbindet, die Stelle, die ſie in der Reihe der ſozialen Manifeſtazionen einnimmt.

Der Menſch, der daran verzweifelt, das Gleichgewicht ſeiner Kräfte zu finden, ſtürzt ſich ſo zu ſagen über ſich hinaus und ſucht in der Unendlichkeit jene höchſte Harmonie, deren Verwirklichung für ihn der höchſte Grad von Vernunft, von Macht und Glück iſt. Da er nicht mit ſich ſelbſt in Einklang kommen kann, ſo kniet er vor Gott nieder und betet. Er betet, und ſein Gebet, die Gott geſungene Hymne, iſt eine Läſterung wider die Geſellſchaft.

Von Gott, ſagt ſich der Menſch, kommt mir Autorität und Macht: gehorchen wir alſo Gott und dem Fürſten. **Obedite Deo et principibus.** — Von Gott kommen mir Geſetz und Gerechtigkeit, **Per me reges regnant, et potentes decernunt justitiam:** Beugen wir uns vor dem, was der Geſetzgeber und die Obrigkeit ſagt. Gott läßt die Arbeit gedeihen, erhebt und ſtürzt den Reichthum: ſein Wille geſchehe! **Dominus dedit, Dominus abstulit, sit nomen Domini benedictum.** Gott züchtigt mich, wenn das Elend mich verſchlingt, und wenn ich Verfolgung um der Gerechtigkeit willen erdulde: nehmen wir ehrfürchtig die Plagen an, mit denen ſeine Barmherzigkeit uns beſſern will; **Humiliamini igitur sub potenti manu Dei.** Dieſes Leben, das mir Gott gegeben hat, iſt nur eine Probe, die mich zum Heile führt: fliehen wir das Vergnügen, lieben, ſuchen wir den Schmerz; machen wir unſere Luſt aus der Buße. Die Traurigkeit, die aus der Ungerechtigkeit kommt, iſt eine Gnade von Oben; glücklich die Weinenden! **Beati qui lugent! .... Haec est enim gratia, si quis sustinet tristitias, patiens injuste.**

Es iſt ein Jahrhundert her, ſeit ein Miſſionär, der vor einem aus Finanzmännern und hohen Herren beſtehenden Publikum predigte, dieſe ſcheußliche Moral verurtheilte. „Was habe ich gethan? rief er aus. Ich habe die Armen betrübt, die beſten Freunde meines Gottes! Ich habe die Grauſamkeiten der Buße vor Unglücklichen gepredigt, die kein Brod hatten! Hier, wo

meine Blicke nur auf Mächtige und Reiche, auf die Unterdrücker der duldenden Menschheit fallen, sollte ich das Wort Gottes in der ganzen Gewalt seines Donners ertönen lassen! . . ."

Dennoch müssen wir anerkennen, daß die Theorie der Ergebung der Gesellschaft genützt hat, indem sie die Empörung verhinderte. Die Religion, die durch das göttliche Recht die Unverletzlichkeit der Regierung und des Monopols bestätigte, hat der Menschheit die Kraft gegeben, ihren Weg fortzusetzen und ihre Widersprüche zu Ende zu bringen. Ohne dies Band um die Augen des Volkes hätte sich die Gesellschaft tausendmal aufgelöst. Jemand mußte leiden, damit sie geheilt würde; und die Religion, der Trost der Betrübten, hat den Armen dazu vermocht, zu leiden. Dieses Leiden hat uns dahin geführt, wo wir stehen; die Ziviliſazion, die dem Arbeiter alle ihre Wunder verdankt, verdankt seinem freiwilligen Opfer auch ihre Zukunft und ihre Existenz. **Oblatus est quia ipse voluit, et livore ejus sanati sumus.**

O Volk der Arbeiter! enterbtes, gequältes, geächtetes Volk! Volk, das man gefangen setzt, verurtheilt und tödtet! verhöhntes, gebrandmarktes Volk! Weißt du nicht, daß selbst die Geduld, selbst die Aufopferung ihr Ziel haben? Wirst du nicht aufhören, dein Ohr jenen Predigern des Mystizismus zu leihen, die dir sagen, du sollst beten und warten, die dir das Heil bald in der Religion, bald in der weltlichen Macht verkünden, und deren heftiges und tönendes Wort dich gefangen nimmt? Deine Bestimmung ist ein Räthsel, das weder die physische Kraft, noch der Muth des Herzens, noch die Lichtblendungen des Enthusiasmus, noch die Ueberspannung irgend eines Gefühles lösen können. Die dir das Gegentheil sagen, betrügen dich, und alle ihre Reden rücken die Stunde deiner Befreiung, die eben schlagen will, nur weiter hinaus. Was sind der Enthusiasmus und das Gefühl, was ist eine leere Poesie im Kampfe mit der Nothwendigkeit? Die Nothwendigkeit besiegen, vermag nur wieder die Nothwendigkeit, der letzte Grund der Natur, die reine Wesenheit der Materie und des Geistes.

So mußte der Widerspruch des Werthes, der aus der Noth-

wendigkeit des freien Willens entſprang, von der Verhältniß-mäßigkeit des Werthes beſiegt werden, der andern Nothwendigkeit, dem Produkte der vereinigten Freiheit und Intelligenz. Damit aber dieſer Sieg der intelligenten und freien Arbeit alle ſeine Konſequenzen zöge, mußte die Geſellſchaft nothwendig durch eine lange Entwicklungsreihe von Qualen wandern.

So war es eine Nothwendigkeit, daß die Arbeit, um ihre Macht zu erhöhen, ſich theilte; und um dieſer Theilung willen eine Nothwendigkeit, daß der Arbeiter entwürdigt wurde und verarmte.

Es war eine Nothwendigkeit, daß dieſe urſprüngliche Theilung ſich durch Werkzeuge und gelehrte Kombinazionen wieder zuſammenſetzte; und um dieſer Zuſammenſetzung willen eine Nothwendigkeit, daß der untergeordnete Arbeiter zugleich mit dem rechtmäßigen Lohne die Stelle in der Induſtrie verlor, die ihn ernährte.

Es war eine Nothwendigkeit, daß darauf die Konkurrenz eintrat, um die ihrem Untergange naheſtehende Freiheit zu emanzipiren; und wieder eine Nothwendigkeit, daß dieſe Befreiung zu einer ungeheuern Verdrängung der Arbeiter ausſchlug.

Es war eine Nothwendigkeit, daß der Produzent, geadelt durch ſeine Kunſt, wie ehedem der Krieger durch die Waffen, ſein Banner hoch trug, damit die Tapferkeit des Menſchen in der Arbeit wie im Kriege geehrt würde; und wiederum eine Nothwendigkeit, daß aus dem Privileg ſofort das Proletariat entſtand.

Es war eine Nothwendigkeit, daß die Geſellſchaft ſodann den beſiegten, bettelnden und raſtloſen Plebejer unter ihren Schutz nahm; und wiederum eine Nothwendigkeit, daß dieſer Schutz ſich in eine neue Reihe von Martern verwandelte.

Wir werden auf unſerer Bahn noch andere Nothwendigkeiten antreffen, die alle, wie die erſten, vor noch größeren Nothwendigkeiten verſchwinden, bis daß endlich die allgemeine Ausgleichung, die höchſte Nothwendigkeit, das triumphirende Faktum auftritt, das die Herrſchaft der Arbeit auf immer begründen muß.

Aber dieſe Löſung kann weder die Frucht eines Handſtreichs, noch einer eiteln Vermittlung ſein. Es iſt eben ſo unmöglich, Kapital und Arbeit zu aſſoziiren, als ohne Arbeit und ohne Kapital zu produziren; — eben ſo unmöglich, die Gleichheit durch die Macht herzuſtellen, als die Macht und die Gleichheit zu unterdrücken und eine Geſellſchaft ohne Volk und ohne Polizei zu haben.

Es iſt nöthig, ich wiederhole es, daß eine **überlegene Gewalt** die gegenwärtigen Formeln der Geſellſchaft umkehre; daß die **Arbeit** des Volkes, nicht ſeine Tapferkeit und auch nicht ſeine Abſtimmung, vermöge einer wiſſenſchaftlichen, geſetzmäßigen, unſterblichen, unüberwindlichen Kombinazion dem Volke das Kapital unterwerfe und ihm die Macht überliefere.

Achtes Kapitel.

Von der Verantwortlichkeit des Menschen und Gottes unter dem Gesetz des Widerspruchs, oder Lösung des Problems der Vorsehung.

Die Alten legten das Uebel in der Welt der menschlichen Natur zur Last.

Die christliche Theologie hat dieses Thema nur in ihrer Weise ausgeschmückt; und da diese Theologie die ganze religiöse Periode resumirt, die sich vom Beginn der Gesellschaft bis auf unsere Tage erstreckt, so kann man sagen, das Dogma von der Erbsünde, welches die Zustimmung des Menschengeschlechtes für sich hat, gewinnt grade dadurch den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit.

Wenn also nach allen Zeugnissen der alten Weisheit jedes Volk seine eigenen Institutionen als vortrefflich vertheidigt und verherrlicht, so kann man die Wurzel des Uebels nicht in den Religionen, noch in den Regierungen, noch in den überlieferten Gewohnheiten, welche die folgenden Generazionen mit Achtung aufnahmen, sondern nur in einer ursprünglichen Verderbtheit, in in einer Art von Bosheit suchen, die dem Willen des Menschen innewohnt. Was die Frage anbelangt, wie ein Wesen sich ursprünglich zum Bösen kehren und schlecht werden kann, so zogen sich die Alten mit Gleichnissen aus dieser Schwierigkeit: der Apfel Eva's und die Büchse Pandora's sind berühmt unter ihren symbolischen Lösungen geblieben.

Nicht nur hat also das Alterthum in seinen Mythen die Frage nach dem Ursprunge des Uebels gestellt; es hat sie durch einen andern Mythus gelöst, indem es ohne Zögern die verbrecherische Natur unserer Gattung **ab ovo** behauptete.

Die modernen Philosophen haben im Gegensatz zum christlichen Dogma ein nicht weniger dunkles Dogma aufgestellt, das von der Entartung der Gesellschaft. Der Mensch ist gut geboren, ruft Rousseau in seinem peremtorischen Style aus, aber die Gesellschaft, d. h. die Formen und Einrichtungen der Gesellschaft, verderben ihn. In diesen Ausdrücken wurde das Paradoxon, oder, besser gesagt, der Protest des Genfer Philosophen formulirt.

Augenscheinlich aber ist diese Idee nur die Umkehrung der alten Hypothese. Die Alten klagten den Einzelmenschen an, Rousseau den Kollektivmenschen: im Grunde bleibt es immer derselbe Satz, ein abgeschmackter Satz.

Dennoch war, trotz der Grundidentität des Prinzips, die Formel Rousseau's, grade weil sie ein Gegensatz war, ein Fortschritt: auch wurde sie mit Enthusiasmus aufgenommen, und das Signal einer Reakzion voller Widersprüche und Inkonsequenzen. Wunderbar! bis zu dem vom Verfasser des Emil wider die Gesellschaft geschleuderten Bannstrahle geht der Ursprung des modernen Sozialismus zurück.

Seit siebenzig oder achtzig Jahren ist das Prinzip der sozialen Verderbtheit von verschiedenen Sektirern ausgebeutet und populär gemacht worden, die, während sie Rousseau beständig kopiren, aus allen Kräften die anti-soziale Philosophie dieses Schriftstellers verwerfen, ohne zu merken, daß sie 'grade durch ihre Inbrunst, die Gesellschaft zu reformiren, eben so unsozial oder unsoziabel sind, wie er. Es gewährt ein wunderbares Schauspiel, wie diese Pseudo-Neuerer nach dem Vorgange Jean Jacques' Monarchie, Demokratie, Eigenthum, Gemeinschaft, Mein und Dein, Monopol, Lohnarbeit, Polizei, Steuer, Luxus, Handel, Geld, kurz Alles verdammen, was die Gesellschaft ausmacht, und ohne welches sie nicht denkbar ist; und dann denselben Jean Jacques des Menschenhasses und des Unsinns anklagen, weil er, der die Nich-

tigkeit aller Utopieen eingesehen hatte, zugleich den Widerspruch der Ziviliſazion bezeichnete, und einen ſtreng richtigen Schluß wider die Geſellſchaft ſelbſt zog, während er ſehr wohl einſah, daß außer der Geſellſchaft keine Menſchheit iſt.

Ich rathe denen, den Emil und den Contrat ſozial wieder zu leſen, welche auf das Wort von Verleumdern und Plagiaren ſich einbilden, Rouſſeau habe ſeine Theſe nur aus einem eiteln Streben nach Sonderbarkeit aufgeſtellt. Dieſer bewunderungswürdige Dialektiker war dahin gekommen, die Geſellſchaft vom Geſichtspunkt der Gerechtigkeit zu leugnen, wiewohl er gezwungen war, ſie als nothwendig zuzugeben; eben ſo, wie wir, die wir an einen unendlichen Fortſchritt glauben, unaufhörlich die gegenwärtige Lage der Geſellſchaft als eine normale und definitive leugnen. Nur, während Rouſſeau, vermöge einer politiſchen Kombinazion und durch ein ihm eigenes Erziehungsſyſtem, ſich bemühte, den Menſchen dem zu nähern, was er die Natur nannte, und was für ihn das Ideal der Geſellſchaft war, ſagen wir, die wir in einer gründlicheren Schule waren, daß die Aufgabe der Geſellſchaft darin beſteht, unabläſſig ihre Antinomieen zu löſen, wovon Rouſſeau keine Idee hatte. Alſo, das jetzt aufgegebene Syſtem des Contrat ſozial bei Seite geſetzt, und was lediglich die Kritik betrifft, iſt der Sozialismus, was er auch ſage, noch immer in derſelben Lage mit Rouſſeau, gezwungen, die Geſellſchaft unabläſſig zu reformiren, d. h. ſie beſtändig zu leugnen.

Rouſſeau hat mit Einem Worte nur in ſummariſcher und abſchließender Weiſe erklärt, was die Sozialiſten im Einzelnen und in jedem Momente des Fortſchritts wiederholen, nämlich, daß die geſellſchaftliche Ordnung unvollkommen iſt, und daß immer etwas an ihr fehlt. Der Irrthum Rouſſeau's beſteht nicht, kann nicht beſtehen in dieſer Negazion der Geſellſchaft: er beſteht, wie wir zeigen werden, darin, daß er ſeinen Schlußfolgerungen nicht bis an's Ende nachzugehen, nicht zugleich Geſellſchaft, Menſch und Gott zu leugnen vermochte.

Wie dem auch ſei, die Theorie von der Unſchuld des Menſchen, die mit der von der Entartung der Geſellſchaft in Korrelazion ſteht, hat endlich den Sieg davongetragen. Die ungeheure

Mehrheit des Sozialismus, Saint-Simon, Owen, Fourier und ihre Schüler, die Kommuniſten, die Demokraten, die Progreſſiſten jeder Art, haben den chriſtlichen Mythus vom Sündenfalle feierlich verworfen, um an ſeine Stelle das Syſtem einer Verirrung der Geſellſchaft zu ſetzen. Und da die meiſten dieſer Sektirer, ungeachtet ihrer flagranten Gottloſigkeit, noch zu religiös, zu devot waren, um das Werk Jean Jacques' zu vollenden, und die Verantwortlichkeit für das Uebel bis auf Gott zurückzuführen, ſo haben ſie ein Mittel gefunden, aus der Hypotheſe Gottes das Dogma von der urſprünglichen Güte des Menſchen abzuleiten, und immer beſſer gegen die Geſellſchaft zu donnern angefangen.

Die theoretiſchen und praktiſchen Folgerungen aus dieſer Reakzion waren, daß das Uebel, d. h. die Folge des innern und äußern Kampfes, an ſich etwas Anormales und Vorübergehendes iſt, und folglich die Buß- und Strafgeſetze ebenfalls vorübergehend ſind; daß im Menſchen kein urſprünglicher Fehler zu Grunde liegt, ſondern daß die Umgebung, in der er lebt, ſeine Neigungen verderbt hat; daß die Ziviliſazion ſich in ihren eigenen Beſtrebungen täuſchte; daß der Zwang unmoraliſch iſt, und unſere Leidenſchaften heilig ſind; daß der Genuß heilig iſt und als Tugend erſtrebt werden muß, weil Gott, der das Verlangen darnach in uns erregt, heilig iſt. Und als nun die Frauen der Suade der Philoſophen zu Hülfe kamen, ſo drang eine Sündfluth von Proteſten wider jeden Zwang, **quasi de vulva erumpens**, um mich eines Vergleichs der heil. Schrift zu bedienen, über das beſtürzte Publikum herein.

Die Schriften dieſer Schule erkennt man an ihrem evangeliſchen Style, an ihrem hypochondriſchen Theismus, beſonders an ihrer bildlichen Dialektik.

„Man klagt," ſagt Hr. Louis Blanc, „die menſchliche Natur faſt aller unſerer Leiden an; man ſollte die Mangelhaftigkeit der ſozialen Inſtituzionen dafür anklagen. Blickt um euch, wie viel Fähigkeiten, die nicht an ihrem Platze, **folglich** verderbt ſind! Wie viel Thätigkeitstrieb, der zerſtöreriſch wirkt, weil er kein legitimes und natürliches Ziel finden konnte! Man zwingt unſere Leidenſchaften in eine unſaubere Geſellſchaft hinein; ſie

werden ſchlecht: was iſt dabei zu verwundern? Man ſetze einen geſunden Menſchen in eine verpeſtete Atmosphäre, er athmet den Tod ein .... Die Ziviliſazion iſt auf falſcher Fährte .... und behaupten, es könnte nicht anders ſein, heißt, das Recht verlieren, von Gerechtigkeit, Moral und Fortſchritt zu ſprechen; heißt, das Recht aufgeben, von Gott zu reden. Die Vorſehung verſchwindet, um dem plumpſten Fatalismus Platz zu machen." Der Name Gott kommt in der Organiſazion der Arbeit des Hrn. Blanc, den ich vorzugsweiſe anführe, weil er beſſer als irgend ein Anderer die äußerſte demokratiſche Anſicht repräſentirt, und weil ich ihm gerne die Ehre der Widerlegung anthue, vierzigmal vor, und immer für nichts.

Während alſo der Sozialismus im Bunde mit der äußerſten Demokratie den Menſchen vergöttert, indem er das Dogma vom Sündenfalle leugnet, und folglich Gott entthront, der künftig zur Vervollkommnung ſeines Geſchöpfes unnütz iſt, fällt derſelbe Sozialismus aus geiſtiger Feigheit in die Anerkennung der Vorſehung zurück, und das grade in dem Augenblicke, wo er die providenzielle Autorität der Geſchichte leugnet.

Und da nichts unter den Menſchen ſo ſehr auf Erfolg rechnen kann, als der Widerſpruch, ſo iſt der Gedanke einer Religion des Vergnügens, eine Wiederaufwärmung Epikur's, während einer Verfinſterung des öffentlichen Verſtandes für eine Eingebung des Nazionalgeiſtes genommen worden; dadurch unterſcheiden ſich die neuen Theiſten von den Katholiken, gegen die ſie ſeit zwei Jahren nur aus Wetteifer im Fanatismus ſo viel geſchrieen haben. Es iſt heutzutage Mode, bei jeder Gelegenheit von Gott zu ſprechen und wider den Papſt zu deklamiren, die Vorſehung anzurufen und die Kirche zu verhöhnen. Gott ſei Dank, wir ſind keine Atheiſten, ſagte eines Tages die „Reforme"; um ſo weniger konnte ſie, um das Maß der Inkonſequenz voll zu machen, hinzufügen, als wir keine Chriſten ſind. Alles, was die Feder hält, hat ſich das Wort gegeben, um das Volk unter die Kapuze zu bringen; und der erſte Artikel des neuen Glaubens iſt, daß der unendlich gütige Gott den Menſchen gut wie ſich ſelbſt erſchaffen hat, was den Menſchen nicht abhält, unter den Augen Gottes in einer abſcheulichen Geſellſchaft böſe zu werden.

Und doch iſt klar, daß ungeachtet dieſes religiöſen Scheines, ſagen wir ſogar dieſer religiöſen Neigung, der zwiſchen dem Sozialismus und der chriſtlichen Tradizion, zwiſchen dem Menſchen und der Geſellſchaft entbrannte Kampf, mit einer Negazion der Gottheit enden muß. Die ſoziale Vernunft unterſcheidet ſich für uns nicht von der abſoluten, die nichts Anderes, als Gott ſelbſt iſt, und die Geſellſchaft in ihren früheren Phaſen leugnen, heißt, die Vorſehung, heißt, Gott leugnen.

Alſo ſtehen wir zwiſchen zwei Negazionen und zwei Affirmazionen, die ſich widerſprechen: die eine läßt durch den Mund des ganzen Alterthums die Geſellſchaft und Gott, deren Repräſentanten, aus dem Spiele und führt das Prinzip des Uebels einzig auf den Menſchen zurück; die andere proteſtirt im Namen des freien, intelligenten und progreſſiven Menſchen, und wirft alle Unordnung im Univerſum auf die ſoziale Unvollkommenheit und vermöge einer nothwendigen Folgerung auf den Geiſt, der die Geſellſchaft ſchafft und inſpirirt.

Da aber die Anomalieen der ſozialen Ordnung und die Unterdrückung der perſönlichen Freiheiten beſonders von dem Treiben der ökonomiſchen Widerſprüche herrühren, ſo haben wir, im Hinblick auf die bereits erörterten Ergebniſſe, zu unterſuchen:

1. Ob die Fatalität, in deren Zirkel wir uns bewegen, für unſere Freiheit ſo gebieteriſch und zwingend iſt, daß die unter der Herrſchaft der Antinomieen begangenen Geſetzesverletzungen uns nicht mehr angerechnet werden können? Und wo doch, woher dieſe dem Menſchen eigene Schuld ſtammt?

2. Ob das hypothetiſche, allgütige, allmächtige, allweiſe Weſen, dem der Glaube die oberſte Leitung der menſchlichen Kämpfe zuſchreibt, nicht im Augenblicke der Gefahr ſelbſt die Menſchheit im Stiche gelaſſen hat? Und, wenn dem ſo iſt, die Unzulänglichkeit der Gottheit erklären.

Mit zwei Worten, wir wollen unterſuchen, ob der Menſch Gott iſt, ob Gott ſelbſt Gott iſt, oder ob wir, um zur Fülle der Intelligenz und Freiheit zu gelangen, ein höheres Subjekt ſuchen müſſen.

Digitized by Google

§. 1. Schuld des Menschen. — Erläuterung des Mythus vom Sündenfalle.

So lange der Mensch unter dem Gesetze des Egoismus lebt, klagt er sich selbst an; so wie er sich zum Begriff eines sozialen Gesetzes erhebt, klagt er die Gesellschaft an. In beiden Fällen ist es immer die Menschheit, welche die Menschheit anklagt; und was bis jetzt am Klarsten aus dieser doppelten Anklage hervorgeht, ist die sonderbare Eigenschaft, die wir noch nicht bezeichnet haben, und die die Religion Gott, wie dem Menschen beilegt, die **Reue.**

Was bereut denn die Menschheit? Weßhalb will Gott, den wir ebenfalls reuen, uns bestrafen? **Poenituit Deum quod hominem fecisset in terra, et tactus dolore cordis intrinsecus, delebo, inquit, hominem . . . .**

Wenn ich beweise, daß die Verbrechen, deren die Menschheit sich anklagt, nicht die Folge ihrer ökonomischen Verlegenheiten sind, obgleich diese aus der Beschaffenheit ihrer Ideen entspringen; daß der Mensch das Böse aus freien Stücken und ohne Zwang vollbringt, eben so wie er sich durch heroische Thaten ehrt, welche die Gerechtigkeit nicht fordert: so wird folgen, daß der Mensch vor dem Gerichte seines Gewissens wohl einige mildernde Umstände geltend machen kann, daß er aber nie ganz von seinem Vergehen freizusprechen ist; daß der Kampf in seinem Herzen, wie in seiner Vernunft herrscht; daß er bald lobenswürdig und bald tadelnswerth erscheint, was immer ein Eingeständniß seiner unharmonischen Verfassung bleibt; kurz, daß das Wesen seiner Seele ein fortwährender Kompromiß zwischen entgegengesetzten Anziehungen, seine Moral ein Schaukelsystem, mit Einem Worte, und das sagt Alles, ein Eklektizismus ist.

Mein Beweis soll bald geliefert sein.

Es gibt ein Gesetz, das älter als unsere Freiheit, vom Anbeginn der Welt verkündigt, von Jesus Christus vervollständigt, von den Aposteln, Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen gepredigt und bezeugt, in's Herz des Menschen eingeschrieben und höher, als alle Metaphysik ist: die **Liebe.** Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sagt uns Jesus Christus nach Moses.

Darin ist Alles. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und die Gesellschaft wird vollkommen sein; liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und alle Unterschiede von Fürst und Hirt, von Reich und Arm, von Gelehrt und Unwissend verschwinden, alle Zwistigkeiten unter den menschlichen Interessen hören auf. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und Glück mit Arbeit im Bunde, ohne irgend eine Sorge um die Zukunft, werden unsere Tage erfüllen. Um dieses Gesetz zu erfüllen und sich glücklich zu machen, braucht der Mensch nur dem Hange seines Herzens zu folgen, und die Stimme seiner Neigungen zu hören: er widerstrebt! Er thut noch mehr: nicht zufrieden damit, sich dem Nächsten vorzuziehen, ist er beständig darauf aus, den Nächsten unglücklich zu machen; nachdem er die Liebe um den Egoismus verrathen hat, verwandelt er sie durch die Ungerechtigkeit in ihr Gegentheil.

Der Mensch, sage ich, dem Gesetze der Liebe untreu, hat sich selbst und ohne irgend eine Nothwendigkeit aus den Widersprüchen der Gesellschaft eben so viele Mittel zu schaden gemacht; durch seinen Egoismus ist die Zivilisazion ein Krieg von Ueberrumpelungen und Hinterlisten geworden; er lügt, er stiehlt, er mordet, ohne es mit einer überlegenen Gewalt zu thun zu haben, ohne Herausforderung, ohne Entschuldigung; kurz, er vollbringt das Böse mit allen Anzeichen überlegter Bosheit, aus verbrecherischer Natur, die um so ärger ist, als sie, wenn sie will, auch das Gute ohne Belohnung zu thun und sich aufzuopfern weiß, weßhalb man von ihr eben so richtig als tief gesagt hat: **Homo homini lupus, vel Deus.**

Um mich nicht zu weit auszudehnen und um vor allen Stücken nicht im Voraus über Fragen abzuurtheilen, auf die ich zurückkommen muß, beschränke ich mich auf den Kreis der ökonomischen Thatsachen, die ich im Vorhergehenden analysirt habe.

Daß die Theilung der Arbeit ihrer Natur nach, bis zum Tage einer synthetischen Organisazion eine unaufhaltsame Ursache physischer, moralischer und geistiger Ungleichheit unter den Menschen ist, dazu kann weder die Gesellschaft, noch das Gewissen etwas. Das ist Thatsache der Nothwendigkeit, an welcher der

Reiche eben so unschuldig ist, als der Stückarbeiter, der seiner Stellung nach allen Arten von Entbehrungen unterworfen ist.

Aber woher kommt es, daß diese unumgängliche Ungleichheit für die Einen ein Adelsbrief, für die Andern ein Zeichen der Verworfenheit geworden ist? Weßhalb hat der Mensch, wenn er von Natur gut ist, nicht durch seine Güte dieses durchaus metaphysische Hinderniß wegzuschaffen gewußt, und weßhalb zerreißt die unerbittliche Nothwendigkeit das Bruderband unter den Menschen, anstatt es fester anzuziehen. Hier kann sich der Mensch nicht mit seiner ökonomischen Unerfahrenheit, mit seiner Unvorsichtigkeit in Dingen der Gesetzgebung entschuldigen: er brauchte nur Herz zu haben. Warum, während die Märtyrer der Theilung der Arbeit von den Reichen hätten unterstützt, geehrt werden sollen, sind sie als Unreine verworfen worden? Warum hat man niemals erlebt, daß die Herren die Sklaven ein wenig ablösten, daß die Fürsten, die Magistrate, die Priester einmal die Stelle der Arbeiter einnahmen, daß die Adligen mit den Bauern an der Scholle einmal den Platz wechselten? Woher ist den Mächtigen dieser rohe Stolz gekommen?

Und man bemerke, daß ein solches Betragen ihrerseits nicht nur barmherzig und brüderlich gewesen wäre; die strengste Gerechtigkeit forderte es. Vermöge des Prinzips der Kollektivkraft sind die Arbeiter gleich und assoziirt mit ihren Chefs; so daß im System des Monopols selbst das gemeinsame Handeln das vom Stückwerksystem gestörte Gleichgewicht wieder herstellt, und die Gerechtigkeit Eins wird mit der Barmherzigkeit. Wie soll man also bei der Hypothese der ursprünglichen Güte des Menschen das ungeheuerliche Bestreben erklären, in der Autorität der Einen den Beruf zum Adel, in dem Gehorsam der Andern die Bestimmung zur Kanaille zu erblicken? Die Arbeit hat beständig zwischen dem Leibeigenen und dem Freien, so gut wie die Farbe zwischen dem Schwarzen und dem Weißen, eine unübersteigliche Scheidewand gezogen: und wir selbst, so stolz wir auf unsere Philanthrophie sind, denken im Grunde unserer Seele wie unsere Vorgänger. Die Sympathie, die wir für den Proletarier empfinden, ist wie die, welche uns die Thiere einflößen: wir haben so zarte Organe, wir entsetzen uns vor dem Elend, wir möchten gern hoffärtig

Alles, was duldet, von uns entfernen; auf dieſen egoiſtiſchen Umwegen kommt unſere Barmherzigkeit heran.

Denn am Ende, und dies einzige Faktum ſoll euch ſchlagen, iſt es nicht wahr, daß die freiwillige Wohlthätigkeit, ſo rein in ihrem Urbegriffe (eleemosyna, Sympathie, zärtliches Gefühl), kurz, das Almoſen, für den Unglücklichen ein Zeichen der Verworfenheit, ein öffentliches Brandmal geworden iſt? Und Sozialiſten, die das Chriſtenthum verbeſſern, wagen, uns von Liebe zu reden! Der chriſtliche Gedanke, das Bewußtſein der Menſchheit, hatte das Richtige getroffen, als er ſo viele Einrichtungen zur Unterſtützung des Unglücks hervorrief. Um das Gebot des Evangeliums in ſeiner Tiefe aufzufaſſen, und die legale Mildthätigkeit eben ſo ehrenhaft für die zu machen, welche ihr Gegenſtand geworden wären, als für die Ausübenden ſelbſt, bedurfte es, was? Weniger Hochmuth, weniger Habgier, weniger Egoismus. Man ſage mir, warum, wenn der Menſch gut iſt, das Almoſenrecht der erſte Ring der langen Kette von Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen geworden iſt? Wird man es noch wagen, den Antagonismus der ſozialen Oekonomie für die Miſſethaten des Menſchen in Anſpruch zu nehmen, wenn grade dieſer Antagonismus ihm eine ſo ſchöne Gelegenheit darbot, die Liebesfähigkeit ſeines Herzens, ich will nicht ſagen, durch Aufopferung, ſondern durch einfache Erfüllung der Gerechtigkeit zu bekunden?

Ich weiß, und das iſt der einzige Einwurf, der mir gemacht werden kann, daß die Liebe Schmach und Unehre erleidet, weil das Individuum, welches ſie beanſprucht, leider! zu oft einer ſchlechten Aufführung verdächtig iſt, und weil die Würde der Sittlichkeit und Arbeitſamkeit es ſelten empfiehlt. Und die Statiſtik kommt heran, uns mit Zahlen zu beweiſen, daß es zehnmal mehr Arme aus Feigheit und Sorgloſigkeit gibt, als durch Zufall und Unglück.

Es fällt mir nicht ein, dieſe Bemerkung für unbegründet zu erklären, da ihre Richtigkeit durch zu viele Thatſachen bewieſen, und übrigens vom Volke anerkannt worden iſt. Das Volk iſt der Erſte, der die Armen der Faulheit anklagt; und nichts iſt gewöhnlicher, als in den unteren Klaſſen Menſchen

anzutreffen, die ſich rühmen, als wäre es ein Adelstitel, niemals in's Hospital gegangen zu ſein, und in der größten Dürftigkeit nie eine Unterſtützung von Seiten der öffentlichen Wohlthätigkeit empfangen zu haben. Ebenſo alſo, wie der Reichthum ſeinen Raub, geſteht das Elend ſeine Unwürdigkeit ein. Der Menſch iſt Tyrann oder Sklave aus freiem Willen, ehe er es durch's Schickſal wird; das Herz des Proletariers iſt, wie das des Reichen, eine Kloake von kochender Sinnlichkeit, ein Heerd von Gemeinheit und Betrug.

Bei dieſer unerwarteten Enthüllung frage ich, wie es kommt, wenn der Menſch gut und mildthätig iſt, daß der Reiche die Mildthätigkeit verläumdet, während der Arme ſie beſudelt? — Es iſt Verderbtheit des Urtheils beim Reichen, ſagen die Einen; Entartung der geiſtigen Fähigkeiten beim Armen, ſagen die Andern. — Aber woher kommt es, daß das Urtheil ſich einerſeits verderbt und die Fähigkeiten auf der anderen entarten? Wie kommt es, daß eine wahre und herzliche Bruderſchaft nicht auf beiden Seiten die Wirkungen des Hochmuths und der Arbeit gehemmt hat? Man antworte mir doch mit Gründen und nicht mit Phraſen. Die Arbeit hat Verfahren und Maſchinen erfunden, die ihre Macht in's Unendliche vermehren, dann durch Rivalität das induſtrielle Genie angeſpornt, ſeine Eroberungen vermittelſt des Kapitalgewinnſtes und der Privilegien der Induſtrie ſicher geſtellt, und dadurch die hierarchiſche Verfaſſung der Geſellſchaft tiefer und unerſchütterlicher begründet; noch einmal, man muß deßhalb Niemanden anklagen. Aber ich rufe auf's Neue das heilige Geſetz des Evangeliums zum Zeugen an, es hing von uns ab, aus dieſer Unterordnung des Menſchen unter den Menſchen, oder beſſer geſagt, des Arbeiters unter den Arbeiter, ganz andere Folgerungen zu ziehen.

Die Ueberlieferungen des feudalen und patriarchaliſchen Lebens hatten den Induſtriellen ein Beiſpiel gegeben. Die Theilung der Arbeit und die übrigen Ereigniſſe im Leben der Produkzion waren nur Erinnerungen an das große Familienleben, Anzeichen des Vorbereitungsſyſtems, in Folge deſſen die Bruderſchaft ſich herausſtellen und entwickeln mußte. Die Meiſterſchaften, Innungen

und Altersrechte waren Kinder dieſes Gedankens; vielen Kommuniſten widerſtrebt ſogar dieſe Form der Aſſoziazion durchaus nicht; iſt es überraſchend, daß ihr Ideal noch ſo lebendig unter denen iſt, welche beſiegt, aber nicht bekehrt, ſich heute noch als ihre Repräſentanten geberden? Wer verhinderte alſo die Liebe, die Eintracht, die Aufopferung, in der Hierarchie ſich in Geltung zu erhalten, wenn nämlich die Hierarchie nur eine Bedingung der Arbeit geweſen wäre? Die Herren der Maſchinen, die feſten Ritter mit gleichen Waffen kämpfend, brauchten nur ihr Geheimniß nicht zu verbergen oder zurückzuhalten; die Barone brauchten nur in's Feld zu rücken, um die Wohlfeilheit der Produkte zu erzielen, nicht um ſie aufzukaufen; und die Vaſallen, überzeugt, daß der Krieg nur ihren Reichthum vermehren könnte, ſich beſtändig nur unternehmend, arbeitſam und treu zu beweiſen. Das Haupt der Werkſtatt war dann nur ein Feldhauptmann, der ſeine Krieger, eben ſo ſehr in ihrem wie in ſeinem eigenen Intereſſe, ausführte, und ſie nicht mit ſeinem Lohne, ſondern mit ihrem eigenen Verdienſte ernährte.

Anſtatt dieſer brüderlichen Beziehungen haben wir den Hochmuth, die Eiferſucht und den Meineid erlebt; der Herr beutet wie der Vampyr der Fabel den erniedrigten Lohnarbeiter aus, und der Lohnarbeiter konſpirirt wider den Herrn; der Müſſiggänger verſchlingt die Nahrung des Arbeiters, und der Sklave, im Kothe kriechend, hat nur noch Energie zum Haſſe.

„Berufen, zum Werke der Produkzion theils Arbeitsinſtrumente, theils Arbeit zu liefern, ſind Kapitaliſten und Arbeiter heute dennoch im Streite, warum? Weil die Willkür in allen ihren Verhältniſſen herrſcht, weil der Kapitaliſt auf das Bedürfniß ſpekulirt, das der Arbeiter hat, ſich Inſtrumente zu verſchaffen, während der Arbeiter ſeinerſeits Vortheil aus dem Bedürfniß zu ziehen trachtet, das der Kapitaliſt empfindet, ſein Kapital wuchern zu laſſen.“ (**L. Blanc**, Organiſazion der Arbeit.)

Und weßhalb dieſe Willkür in den Verhältniſſen zwiſchen Kapitaliſt und Arbeiter? Warum dieſe Feindſeligkeit der Intereſſen? Warum dieſe Wuth von beiden Seiten? Anſtatt ewig die

Thatsache durch die Thatsache zu erklären, gehe man auf den Grund, und man wird überall als erste Triebfeder eine brennende Sucht nach Genuß entdecken, welche weder Gesetz, noch Gerechtigkeit, noch Mildthätigkeit dämpfen; man wird den Egoismus sehen, wie er unaufhörlich die Zukunft im Voraus zu genießen sucht, und seinen ungeheuerlichen Launen Arbeit, Kapital, Leben und Sicherheit Aller opfert.

Die Theologen haben die leidenschaftliche Sucht nach sinnlichen Dingen Begierde oder begehrliche Luſt genannt, die nach ihnen eine Folge der Erbsünde ist. Es ist mir im Augenblick wenig daran gelegen, was die Erbsünde ist; ich bemerke nur, daß die begehrliche Luſt der Theologen nichts Anderes als jenes Verlangen nach Luxus ist, das die Akademie der moraliſchen Wissenschaften als die herrschende Triebfeder unserer Epoche bezeichnet. Die Theorie der Verhältnißmäßigkeit der Werthe aber beweiſt, daß der Luxus die Produkzion zum natürlichen Maßstabe hat; daß jede vorzeitige Konsumzion sich durch eine spätere gleichbedeutende Entbehrung deckt, und daß die Uebertreibung des Luxus in der Gesellschaft zum nothwendigen Korrelativ einen Zuwachs von Elend hat. Wenn nun der Mensch sein persönliches Wohl luxuriöſen und vorzeitigen Genüſſen opfert, so werde ich ihn vielleicht nur der Unvorsichtigkeit anklagen; wenn er aber das Vermögen seines Nächsten nimmt, das ihm unverletzlich sein sollte, sowohl aus Gründen der Liebe, als aus Ursachen der Gerechtigkeit, so sage ich, daß der Mensch böse, böse ohne Entschuldigung ist.

Als Gott, nach Bossuet, das Innere des Menschen bildete, legte er vorab die Güte hinein. Also ist die Liebe unser erstes Gesetz: die Vorschriften der reinen Vernunft, so wie die Anreizungen der Sinnlichkeit, kommen erst in zweiter und dritter Linie. Das ist die Hierarchie unserer Fähigkeiten: ein Prinzip der Liebe bildet den Grund unseres Bewußtseins und wird von einer Intelligenz und von Organen bedient. Also entweder — oder: entweder ist der Mensch, der die Liebe verletzt, um seiner Begierde zu gehorchen, schuldig; oder aber, wenn diese Psychologie falsch ist, und wenn im Menschen das Bedürfniß nach Luxus nothwendig gleichen Schritt mit der Liebe und der

Vernunftt hält, so ist der Mensch ein in Unordnung gerathenes Thier, von Grund aus böse und das abscheulichste Wesen.

Also können die organischen Widersprüche der Gesellschaft die Verantwortlichkeit des Menschen nicht decken; an ihnen selbst betrachtet, sind diese Widersprüche übrigens nur die Theorie des hierarchischen Systems, der ersten, folglich untadelhaften Form der Gesellschaft. Durch die Antinomie ihrer Entwicklung wurden die Arbeit und das Kapital unaufhörlich zur Gleichheit und zugleich zur Subordinazion, zur Solidarität eben so wohl, wie zur Abhängigkeit hingeführt: die eine war der Bewerkstelliger, das andere der Veranlasser und Hüter des gemeinsamen Reichthums. Diese Andeutung war von den Theoretikern des Feudalsystems dunkel geahnt worden; das Christenthum war grade zur rechten Zeit gekommen, um den Vertrag zu siegeln; und noch immer ist es das Gefühl für diese verkannte und verfälschte, aber in sich selbst unschuldige und berechtigte Organisazion, welches eine Partei unter uns mit Trauer und zugleich mit Hoffnung erfüllt. Da dieses System vom Geschick vorhergesehen war, so kann man nicht sagen, daß es in sich selbst schlecht ist, eben so wenig man den embryonischen Zustand schlecht nennen kann, weil er in der physiologischen Entwicklung dem erwachsenen Alter vorhergeht.

Ich beharre also auf meiner Anklage:

Unter dem durch Luther und die französische Revoluzion abgeschafften Regime konnte der Mensch, so weit es der Fortschritt seiner Industrie gestattete, glücklich sein: er hat nicht gewollt; im Gegentheil, er hat widerbellt. Die Arbeit ist als Schande betrachtet worden; der Geistliche und Adlige sind die Verschlinger des Armen geworden; um ihre thierischen Leidenschaften zu befriedigen, haben sie in ihrem Herzen die Liebe erlöscht; sie haben den Arbeiter zu Grunde gerichtet, unterdrückt, gemordet. Und in derselben Weise sehen wir das Kapital Jagd auf das Proletariat machen. Anstatt durch Assoziazion und Gegenseitigkeit die verderbliche Tendenz der ökonomischen Prinzipien zu mildern, treibt sie der Kapitalist ohne Nothwendigkeit und mit bösem Willen auf's Aeußerste; er mißbraucht Sinne und Bewußtsein des Arbeiters; er macht aus ihm den Knecht seiner Intriguen, den Lie-

feranten seiner Schwelgerei, den Mitschuldigen seines Raubes; er macht ihn in Allem sich gleich, und dann kann er getrost die Gerechtigkeit der Revoluzionen gegen sich herausfordern. Ungeheuerliche Erscheinung! Der Mensch, der im Elende lebt, dessen Seele folglich der Liebe und Ehre näher zu stehen scheint, dieser Mensch theilt die Verderbtheit seines Herrn; gleich ihm opfert er Alles dem Hochmuth und der Schlemmerei, und wenn er sich zuweilen wider die Ungleichheit entrüstet, unter der er leidet, so geschieht es weniger aus Eifer für die Gerechtigkeit, als aus Eifersucht der Begierde. Das größte Hinderniß, welches die Gleichheit zu besiegen hat, besteht nicht im aristokratischen Hochmuth des Reichen, sondern in dem unzügelbaren Egoismus des Armen. Und ihr zählt auf seine ursprüngliche Güte, um zugleich seine natürliche und seine überlegte Bosheit zu heilen!

„Da die falsche und antisoziale Erziehung der gegenwärtigen Generazion," sagt Louis Blanc, „nicht erlaubt, in etwas Anderem als in einem Lohnzusatz einen Beweggrund des Eifers und der Anfeurung zu suchen, so würden die verschiedenen Löhne nach der Hierarchie der Aemter abgestuft werden, bis eine ganz neue Erziehung in diesem Punkte Ideen und Sitten geändert hätte."

Lassen wir die Hierarchie der Aemter und die Ungleichheit der Löhne auf sich beruhen: erwägen wir hier nur das vom Verfasser gegebene Motiv. Ist es nicht sonderbar, daß Hr. Blanc die Güte unserer Natur behauptet, und sich zugleich an unsere niedrigste Neigung, an die Habsucht, wendet? Das Uebel muß Ihnen in der That sehr tief erscheinen, weil Sie für nöthig halten, die Wiederherstellung der Barmherzigkeit mit einer Verletzung der Barmherzigkeit zu beginnen. Jesus Christus brach offen mit dem Hochmuth und der Begierde: vermuthlich waren die Wüstlinge, die er katechisirte, heilige Personen im Vergleich zu den verpesteten Beichtkindern des Sozialismus. Aber sagen Sie uns doch endlich, wie so unsere Ideen verfälscht worden sind; wie so unsere Erziehung antisozial ist, weil es jetzt feststeht, daß die Gesellschaft den vom Geschick bezeichneten Weg eingehalten hat, und daß man ihr die Verbrechen des Menschen nicht fürder aufladen darf?

Wahrlich, die Logik des Sozialismus ist wunderbar.

Der Mensch ist gut, sagen sie; aber man muß ihm das Interesse am Bösen nehmen, damit er sich dessen enthalte. Der Mensch ist gut; aber man muß ihn für das Gute interessiren, damit er es thue. Denn wenn das Interesse seiner Leidenschaften ihn zum Bösen treibt, so wird er das Böse thun; und wenn dasselbe Interesse ihn gleichgültig gegen das Gute läßt, so wird er das Gute nicht thun. Und die Gesellschaft soll nicht das Recht haben, ihm vorzuwerfen, er gehorche seinen Leidenschaften, weil es Sache der Gesellschaft gewesen wäre, ihn bei seinen Leidenschaften zu lassen. Welche reiche und kostbare Natur ist dieser Nero, der seine Mutter tödtete, weil diese Frau ihn langweilte, und der Rom verbrennen ließ, um ein Bild der Zerstörung Troja's zu haben! Welche Künstlerseele war dieser Heliogabal, der die Prostituzion organisirte! Welcher mächtige Charakter Tiberius! Aber welche abscheuliche Gesellschaft ist es, die diese göttlichen Seelen verderbt, und doch Tacitus und Mark Aurel hervorgebracht hat!

Das nennt man die Unschuld des Menschen, die Heiligkeit seiner Leidenschaften! Eine alte Sappho, von ihren Geliebten verlassen, kehrt zur ehelichen Regel zurück; da sie kein Interesse mehr an der Liebe hat, kommt sie wieder zu Hymen, und sie ist heilig! Wie Schade, daß das Wort Heilige im Französischen nicht den Doppelsinn hat, den es im Hebräischen ausdrückt! Alle Welt wäre einverstanden über die Heiligkeit der Sappho.

Ich lese in einem Rechenschaftsbericht über die belgischen Eisenbahnen, daß die belgische Verwaltung ihren Mechanikern eine Prämie von 35 Cent. auf jeden Hektolitre Coke, der bei einer Durchschnittskonsumzion von 95 Kilogr. auf die zurückgelegte Meile erspart würde, zugesichert, und daß diese Prämie solche Früchte getragen hat, daß die Konsumzion von 95 Kilogr. auf 48 herabgekommen ist. Diese Thatsache enthält die ganze sozialistische Philosophie: den Arbeiter nach und nach zur Gerechtigkeit heranbilden, ihn zur Arbeit anfeuern, ihn bis zur Erhabenheit der Aufopferung erheben, vermöge der Erhöhung des Lohnes, der Betheiligung, vermöge Auszeichnungen und Beloh-

nungen. Gewiß will ich dieſe Methode, die ſo alt wie die Welt iſt, nicht tadeln: wie ihr es auch anfangt, die Schlangen und Tiger zu zähmen und nützlich zu machen, ich zolle euch Beifall. Aber ſagt nicht, eure Beſtien ſeien Tauben; denn ſtatt aller Antwort würde ich euch ihre Klauen und Zähne zeigen. Ehe die belgiſchen Mechaniker bei der Erſparung des Brennmaterials intereſſirt waren, verbrannten ſie die Hälfte mehr. Folglich fand ihrerſeits Nachläſſigkeit, Sorgloſigkeit, Verſchwendung, Verſchleuderung, vielleicht Dieberei ſtatt, obgleich ſie der Verwaltung durch einen Kontrakt verpflichtet waren, der ſie zur Ausübung der entgegenſtehenden Tugenden anhielt. — Es iſt gut, ſagt ihr, den Arbeiter zu intereſſiren! — Ich ſage ferner, daß es gerecht iſt. Aber ich behaupte, dieſes Intereſſe, das mehr Macht über den Menſchen hat, als die eingeſtandene Schuldigkeit, mehr Macht, mit einem Worte, als die **Pflicht**, klagt den Menſchen an. Der Sozialismus macht Rückſchritte in der Moral, und ſagt Pfui! über das Chriſtenthum. Er begreift die chriſtliche Liebe nicht mehr, und wenn man ihm glauben ſollte, ſo wäre er es, der ſie erfunden hätte.

Aber man ſehe doch, bemerken die Sozialiſten, welch' glückliche Früchte ſchon die Vervollkommnung unſerer ſozialen Ordnung getragen hat! Ohne Widerrede iſt die gegenwärtige Generazion beſſer, als die vorhergehenden: ſchließen wir daraus mit Unrecht, daß eine vollkommene Geſellſchaft vollkommene Bürger hervorbringen werde? — Sagt lieber, verſetzen die konſervativen Anhänger des Sündenfalles, daß die Religion die Herzen gereinigt hat, und es daher nicht mehr zu verwundern iſt, wenn man dieſes den Inſtituzionen anſieht. Laßt nur die Religion ihr Werk vollenden, und ſeid ohne Beſorgniß für die Geſellſchaft.

So ſprechen und widerſprechen ſich in endloſem Hin und Her die Theoretiker beider Meinungen. Sie begreifen beide nicht, daß die Menſchheit, um mich eines bibliſchen Ausdruckes zu bedienen, eine und dieſelbe in ihren Geſchlechtern iſt, d. h. daß Alles in ihr, in jeder Epoche ihrer Entwicklung, beim Einzelnen wie bei der Maſſe, nach demſelben Prinzip hergeht, welches nicht das Sein, ſondern das Werden iſt. Sie ſehen einerſeits nicht,

daß der Fortschritt in der Moral ein unaufhörlicher Sieg des Geistes über die Thierheit, eben so wie der Fortschritt im Reichthum die Frucht des Krieges der Arbeit wider die Sparsamkeit der Natur ist; daß folglich die Idee einer ursprünglichen Güte, die die Gesellschaft eingebüßt hätte, eben so abgeschmackt ist, wie die Idee eines ursprünglichen Reichthums, der durch die Arbeit eingebüßt worden, und daß ein Abfinden mit den Leidenschaften in demselben Sinne genommen werden muß, wie ein Abfinden mit der Ruhe. Andererseits wollen sie nicht hören, daß, wenn ein Fortschritt in der Menschheit, sei es durch die Religion oder irgend eine andere Ursache, stattgefunden hat, die Hypothese einer wesentlichen Verderbniß ein Unsinn, ein Widerspruch ist.

Aber ich greife mir in den Schlüssen vor, die ich zu ziehen habe: suchen wir lediglich zu beweisen, daß die moralische Vervollkommnung der Menschheit, gleichwie das materielle Wohl, sich durch eine Reihe von Schwankungen zwischen Laster und Tugend, zwischen Verdienst und Verschuldung verwirklicht.

Ja, es ist ein Fortschritt der Menschheit in der Gerechtigkeit da, aber dieser Fortschritt unserer Freiheit, den wir gänzlich dem Fortschritt unserer Intelligenz verdanken, beweist gewiß nichts für die Güte unserer Natur; und weit entfernt, uns zur Verherrlichung unserer Leidenschaften zu ermächtigen, zerstört er mit voller Beweiskraft ihre Vorherrschaft. Unsere Bosheit wechselt mit der Zeit die Mode und den Styl: die Herren des Mittelalters plünderten den Reisenden auf der Landstraße aus, dann boten sie ihm die Gastfreundschaft ihrer Burg an; die merkantile Feudalität saugt in weniger plumper Weise den Proletarier aus, und erbaut ihm dann Hospitäler: kann man sagen, wer von beiden die Palme der Tugend verdient hat?

Von allen ökonomischen Widersprüchen ist der Werth derjenige, der die übrigen beherrscht und resumirt, und so gewissermaßen das Zepter über die Gesellschaft, fast hätte ich gesagt, über die moralische Welt führt. So lange der Werth zwischen seinen beiden Polen, zwischen der Brauchbarkeit und dem Tauschwerth, schwankt, und nicht zu seiner Konstituzion gelangt ist, bleiben Mein und Dein willkürlich fixirt; die Vermögensverhält-

niſſe ſind die Wirkung des Zufalls; das Eigenthum ruht auf unſicherem Anſpruch; Alles in der ſozialen Oekonomie iſt proviſoriſch. Welche Folgerung mußten aus dieſer Unſicherheit des Werthes geſellige, intelligente und freie Weſen ziehen? Sie mußten in der Güte Einrichtungen treffen, welche die Arbeit ſchützten, Tauſch und Wohlfeilheit garantirten. Welch' glückliche Gelegenheit für Alle, die Unkenntniß objektiver Geſetze über Gerecht und Ungerecht durch Loyalität, Uneigennützigkeit, Mitgefühl zu erſetzen! Statt deſſen iſt der Handel überall im unwillkürlichen Drange und mit allgemeiner Uebereinſtimmung ein Würfelſpiel, ein Bodmereivertrag, eine Lotterie, oft eine Spekulazion auf Ueberliſtung und Betrug geworden.

Was nöthigt den Inhaber der Lebensmittel, den Magazinhüter der Geſellſchaft, eine Theurung zu heucheln, Alarm zu ſchlagen, ein Steigen der Preiſe zu provoziren? Die öffentliche Unvorſichtigkeit überliefert ihm den Konſumenten auf Gnad' und Ungnade; irgend ein Witterungswechſel gibt ihm einen Vorwand; die ſichere Ausſicht auf Gewinn gibt ſeinem Gewiſſen den Gnadenſtoß, und die geſchickt ausgeſtreute Beſorgniß wirft die Bevölkerung in ſeine Netze. Gewiß, der Beweggrund eines Betrügers, Diebes, Mörders, dieſer, wie man ſagt, durch die geſellſchaftliche Ordnung verfälſchten Naturen, iſt derſelbe, der den Aufkäufer über Noth in Thätigkeit ſetzt. Warum ſchlägt nun dieſe Leidenſchaft des Gewinnſtes, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, zum Nachtheil der Geſellſchaft aus? Warum hat beſtändig ein Polizei-, ein Straf- und ein Zwangsgeſetz der Freiheit eine Grenze ziehen müſſen? Denn das iſt die verrätheriſche Thatſache, die man nicht leugnen kann: überall iſt das Geſetz aus dem Mißbrauch hervorgegangen; überall hat ſich der Geſetzgeber genöthigt geſehen, den Menſchen in die Unmöglichkeit zu ſetzen, zu ſchaden, was gleichbedeutend damit iſt, einem Löwen einen Maulkorb anzulegen, oder einen Eber zu infibuliren. Und der Sozialismus, der immer der Vergangenheit nachahmt, will ſelbſt nichts Anderes: was iſt in der That die Organiſazion, die er verlangt, Anderes, als eine ſtärkere Garantie der Gerechtigkeit, eine vollſtändigere Beſchränkung der Freiheit? Der charakteriſtiſche Zug des Kaufmanns iſt,

aus Allem entweder einen Gegenstand oder ein Werkzeug des Schachers zu machen. In keinem Verband mit seines Gleichen, unsolidarisch gegen Alle, ist er für und gegen alle Thatsachen, Meinungen, Parteien. Eine Entdeckung, eine Wissenschaft ist in seinen Augen eine Kriegsmaschine, gegen die er auf seiner Hut ist, und die er vernichten möchte, dafern er sich ihrer nicht bedienen kann, um seine Konkurrenten zu schlagen. Ein Künstler, ein Gelehrter ist ein Artillerist, der ein Geschütz spielen lassen kann, und den er sich bemüht, zu bestechen, wenn er ihn nicht werben kann. Der Kaufmann ist überzeugt, daß die Logik die Kunst ist, nach Laune das Wahre und das Falsche zu beweisen; er hat die politische Verkäuflichkeit, den Gewissenschacher, die Prostituirung der Talente, die Verderbniß der Presse erfunden. Er weiß Beweise und Advokaten für alle Lügen und Ungerechtigkeiten aufzutreiben. Er allein hat sich niemals über den Werth der politischen Parteien getäuscht: er hält sie alle für gleich vernutzbar, d. h. für gleich abgeschmackt.

Ohne Achtung für seine einmal ausgesprochenen Meinungen, die er bald aufgibt, bald wieder annimmt, tadelt er bitter an Andern die Wortbrüchigkeit, deren er sich selbst schuldig macht, lügt er, wenn er Beschwerde erhebt, wenn er Auskunft ertheilt, wenn er einen Waarenbestand angibt; er übertreibt, er sagt zu wenig, er überfordert; er sieht sich als den Mittelpunkt der Welt an, und Alles außer ihm hat nur eine relative Existenz, einen relativen Werth, eine relative Wahrheit. Schlau und durchtrieben in seinen Geschäften, trifft er Verabredungen, macht er Vorbehalte, und zittert immer, zu viel und nicht genug zu sagen; er verdreht die Worte den Einfältigen gegenüber, spricht im Allgemeinen, um sich nicht bloszustellen, läßt sich auf's Einzelne ein, um nichts zuzugeben; dreht sich dreimal auf einem Fleck herum, und überlegt sich die Sache siebenmal hinter seiner Kravatte, ehe er sein letztes Wort sagt. Ist er endlich fertig: so liest er noch einmal, erörtert, erklärt; martert sich ab, um in jedem Wörtchen seines Aktes einen tiefen Sinn zu entdecken, und in den klarsten Sätzen das Gegentheil von dem, was sie besagen.

Welche unendliche Kunst, welche Heuchelei in seinen Ver-

hältniſſen zum Arbeiter! Vom einfachen Haushalter bis zum großen Unternehmer, wie ſie es verſtehen, ſeine Arme auszubeuten! Wie ſie die Arbeit ſtreitig zu machen wiſſen, um ſie zu erbärmlichem Preiſe zu erhalten! Zuerſt läßt der Herr hoffen, dafür erlangt er einen Botengang; dann iſt's ein Verſprechen, das er ſich durch eine Frohnarbeit bezahlen läßt; dann ein verſuchsweiſer Beginn, ein Opfer — denn er bedarf Niemanden —, das der Unglückliche anerkennen muß, indem er ſich mit dem erbärmlichſten Lohn zufrieden gibt; zuletzt endloſe Anſprüche und Ueberladungen, und zum Dank die ſpitzbübiſcheſten und falſcheſten Rechnungsablagen. Und der Arbeiter muß ſchweigen, ſich beugen, und eine Fauſt unter dem Kittel machen: denn der Herr hat die Arbeit, und überglücklich noch, wer die Gunſt, von ihm betrogen zu werden, erlangen kann. Und dieſe abſcheuliche Auspreſſung, die ſo unmittelbar, ſo naiv, ſo frei von jedem äußeren Antriebe iſt, ſchreibt man, weil die Geſellſchaft noch kein Mittel gefunden hat, ſie zu verhindern, zu beſtrafen, zu unterdrücken, dem ſozialen Zwange zu! Welche Unvernunft!

Der Kommiſſionär iſt der Typus, der höchſte Ausdruck des Monopols, der kurze Inhalt des Handels, das heißt der Ziviliſazion. Jeder Gewerbszweig hängt von dem ſeinigen ab, hat Theil an ihm, oder wird ihm ähnlich: denn da vom Geſichtspunkt der Theilung der Güter aus die Verhältniſſe der Menſchen unter ſich alle auf den Tauſch, d. h. auf Werthtransporte, herauskommen, ſo kann man ſagen, daß die Ziviliſazion ſich im Kommiſſionär perſoniſizirt hat.

Nun frage die Kommiſſionäre über die Moralität ihres Handwerks; ſie ſagen die Wahrheit: alle werden dir erklären, daß die Kommiſſion ein Räuberweſen iſt. Man beklagt ſich über die Betrügereien und Verfälſchungen, welche die Induſtrie verunehren; der Handel, ich meine beſonders das Kommiſſionsgeſchäft, iſt nur eine rieſenhafte und fortdauernde Verſchwörung von Monopoliſten, die bald konkurriren, bald koaliſirt ſind; das iſt kein Geſchäft mehr, das in Ausſicht auf rechtmäßigen Gewinnſt betrieben wird, es iſt eine ungeheure Organiſazion des Börſenſpiels auf alle Gegenſtände der Konſumzion, wie auf die Zirku-

lazion der Perſonen und der Produkte. Der Betrug wird bereits geduldet in dieſem Geſchäft: wie viel zu hoch ausgeſtellte, hier und da durchſtrichene, verfälſchte Frachtbriefe! Wie viel fabrizirte Stempel! Wie viel verheimlichter oder betrügeriſch durchgebrachter Waarenverderb! Wie viel Lügen über die Qualitäten! Wie viel gegebene und nicht gehaltene Worte! Wie viel unterdrückte Papiere! Wie viel Intriguen und Verſchwörungen! Und dann, wie viel Verrath!

Der Kommiſſionär, d. h. der Kaufmann, d. h. der Menſch, iſt Spieler, Verleumder, Charlatan, verkäuflich, Dieb, Fälſcher....

Das iſt die Folge unſerer widerſpruchsvollen Geſellſchaft, ſagen die Neumyſtiker. Das ſagen auch die Handelsleute, die bei jeder Gelegenheit die Erſten ſind, die Verderbniß des Jahrhunderts anzuklagen. Was ſie thun, iſt, wenn man ihnen Glauben ſchenkt, reine Repreſſalie, geſchieht durchaus wider ihren Willen: ſie fügen ſich der Nothwendigkeit, ſie ſind im Falle rechtmäßiger Vertheidigung.

Bedarf es einer genialen Anſtrengung, um einzuſehen, daß dieſe gegenſeitigen Beſchuldigungen auf die Natur des Menſchen ſelbſt zurückfallen, daß die angebliche Verdorbenheit der Geſellſchaft nur die des Menſchen, und daß der Gegenſatz von Prinzipien und Intereſſen nur, ſo zu ſagen, eine äußerliche Erſcheinung iſt, die, ohne jeden zwingenden Einfluß, die Schwärze unſeres Egoismus, und die wenigen Tugenden, die unſerer Gattung zur Ehre gereichen, zur Erſcheinung bringt?

Ich begreife die unharmoniſche Konkurrenz und ihr unwiderſtehliches Beſtreben nach Verdrängung der Andern: da iſt Nothwendigkeit. Die Konkurrenz in ihrem höheren Ausdrucke iſt die Maſchinerie, vermittelſt derer die Arbeiter ſich gegenſeitig zum Sporn und zur Stütze dienen. Aber bis die Organiſazion, welche die Konkurrenz zu ihrem wahrhaften Weſen erheben ſoll, verwirklicht iſt, bleibt ein Bürgerkrieg, in welchem die Produzenten, anſtatt ſich bei der Arbeit gegenſeitig zu helfen, ſich einander durch die Arbeit zermalmen und zernichten. Die Gefahr ſtand vor der Thüre: der Menſch hatte, um ſie zu beſchwören, jenes höchſte Geſetz der Liebe; und nichts war leichter, als einerſeits die Kon-

kurrenz im Intereſſe der Produkzion bis auf ihre äußerſte Ausdehnung zu treiben, und andererſeits ihre mörderiſchen Wirkungen durch eine billige Vertheilung wieder gut zu machen. Weit entfernt, dieſe anarchiſche Konkurrenz iſt gleichſam die Seele und der Geiſt des Arbeiters geworden. Die politiſche Oekonomie hatte dem Menſchen die tödtliche Waffe in die Hand gegeben, und er hat losgeſchlagen; er hat ſich der Konkurrenz wie ein Löwe der Tatzen und Kinnladen bedient, um zu tödten und zu verſchlingen. Wie hat nun, wiederhole ich, ein ganz äußerlicher Zufall die Natur des Menſchen umgewandelt, die man als gut, ſanft und geſellig vorausſetzt?

Der Weinhändler ruft den Froſt, den Rebwurm, die Raupe, das Waſſer und die Gifte zu Hülfe; er fügt den zerſtörenden Wirkungen der Konkurrenz Kombinazionen ſeiner Erfindung hinzu. Woher dieſe Wuth? Daher, ſagt ihr, daß ſein Konkurrent ihm ein Beiſpiel gibt. Und dieſen Konkurrenten, wer ſpornt den an? Ein anderer Konkurrent. So werden wir durch die ganze Geſellſchaft geſchickt, und dann finden, daß es die Maſſe iſt, und in der Maſſe jeder Einzelne im Beſondern, die alle durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft ihrer Leidenſchaften, des Stolzes, der Faulheit, der Gier, des Mißtrauens, der Eiferſucht, jenen abſcheulichen Krieg organiſirt haben.

Nachdem der Unternehmer die Arbeitsinſtrumente, den Fabrikazionsſtoff und die Arbeiter um ſich hergeſtellt hat, muß er im Produkte, außer ſeinen ausgelegten Koſten, zunächſt ſeinen Kapitalzins, dann einen Gewinnſt finden. Infolge dieſes Prinzips hat der Geldzins ſich endlich feſtgeſetzt, und hat der Gewinnſt an und für ſich ſelbſt immer für berechtigt gegolten. Da in dieſem Syſtem die Polizei der Nazionen nicht von vorn herein den tiefen Widerſpruch des Geldzinſes bemerkt hatte, ſo mußte der Lohnarbeiter, anſtatt direkt von ſich ſelbſt abzuhängen, von einem Meiſter abhängig ſein, wie der Kriegsmann dem Grafen, die Tribus dem Patriarchen gehörte. Dieſe Verfaſſung war nothwendig, und bis zu dem Augenblicke, wo die vollſtändige Gleichheit eingeführt wird, konnte ſie zum Wohle Aller ausreichen. Sobald aber der Herr in ſeinem unbändigen Egoismus zum Diener

ſagte: Du ſollſt keinen Theil mit mir haben, und ihm auf einmal Arbeit und Lohn raubte, wo blieb da die Nothwendigkeit, wo die Entſchuldigung? Müſſen wir uns, um die begehrliche Luſt zu rechtfertigen, auf die Rachluſt berufen? Hütet euch: indem ihr ausweicht, um das Menſchengeſchlecht in der Reihe ſeiner Gelüſte zu rechtfertigen, gebt ihr ſeine Moralität auf, anſtatt ſie zu retten. Ich meinestheils will lieber den Menſchen ſchuldig, als eine wilde Beſtie aus ihm werden ſehen.

Die Natur hat den Menſchen geſellig gemacht: die unmittelbare Entwicklung ſeiner Inſtinkte macht bald einen Engel von Milde aus ihm, bald raubt ſie ihm ſogar die Empfindung der Bruderſchaft und den Gedanken der Hingebung. Sah man jemals einen Kapitaliſten, des Gewinnes müde, auf's allgemeine Beſte denken, und aus der Emanzipazion des Proletariats ſeine letzte Spekulazion machen? Es gibt eine Maſſe von Leuten, Günſtlinge des Glücks, denen nichts fehlt, als die Krone der Wohlthätigkeit: welcher reich gewordene Krämer fängt an, zum Einkaufspreiſe zu verkaufen? Welcher Metzger, der ſein Geſchäft aufgibt, überläßt ſeine Kundſchaft und ſeine Einrichtung ſeinen Burſchen? Welcher Apotheker, der ſich zurückzuziehen beabſichtigt, gibt ſeine Waaren zu ihrem wahren Werthe ab? Wenn die chriſtliche Liebe ihre Märtyrer hat, warum hat ſie nicht ihre Liebhaber? Wenn ſich plötzlich ein Kongreß von Rentnern, Kapitaliſten und Reformunternehmern bildete, die aber noch arbeitsfähig wären, um gratis eine gewiſſe Zahl von Induſtrieen zu betreiben, ſo würde die Geſellſchaft in kurzer Zeit völlig umgeſtaltet ſein. Aber umſonſt arbeiten! .... Das thun die Vincenz von Paula, die Fenelon, alle die, deren Seele immer frei und deren Herz arm war. Der durch den Gewinnſt bereicherte Menſch wird Stadtrath, Mitglied eines Wohlthätigkeitsvereins, Beamter der Aufenthaltsſäle; er wird alle Ehrenämter bekleiden, nur nicht das, welches helfen könnte, und welches ſeinen Gewohnheiten widerſtrebt. Ohne Hoffnung auf Gewinnſt arbeiten! das geht nicht, das hieße, ſich aufreiben. Er möchte es wohl, er hat nicht den Muth dazu. **Video meliora proboque, deteriora sequor.** Der Eigenthümer, der ſich zurückgezogen hat, iſt in der

That der Uhu der Fabel, der Bucheckern für seine verstümmelten Mäuse sammelt, bis er sie eines Tages verspeist. Muß man wieder die Gesellschaft ob dieser Folgen einer Leidenschaft anklagen, die so lange, so ungehindert, so vollständig gesättigt wurde?

Wer wird uns also das Geheimniß eines vielfachen, disharmonischen Wesens erklären, das zugleich der höchsten Tugenden und der erschrecklichsten Verbrechen fähig ist? Der Hund leckt seinen Herrn, der ihn schlägt; weil die Natur des Hundes die Treue ist, und weil diese Natur ihn niemals verläßt. Das Lamm flüchtet sich in die Arme des Schäfers, der ihm die Haut abzieht und es verzehrt; weil der vom Schafe unzertrennliche Charakter die Sanftmuth und Friedfertigkeit ist. Das Pferd springt durch Feuer und Kugelregen, ohne mit seinen eilenden Hufen die Verwundeten und die Todten zu berühren, die auf seinem Wege liegen; weil die Seele des Pferdes unerschütterlich in ihrem Edelmuth ist. Diese Thiere opfern sich für uns mit ihrer beständigen und aufopfernden Natur. Der Diener, der seinen Herrn mit Gefahr seines Lebens vertheidigt, verräth und mordet ihn um ein wenig Gold; die keusche Gattin verunehrt sein Bett wegen einer Abneigung oder einer Abwesenheit, und in Lukrezia finden wir Messaline; der Eigenthümer, bald Vater, bald Tyrann, hilft seinem ruinirten Pächter wieder auf, und verweist von seinem Boden dessen zu zahlreiche Familie, die unter dem Schutze des Feudalvertrages angewachsen war; der Kriegsmann, Spiegel und Muster des Ritterthums, schreitet über die Leichen seiner Kameraden zur Beförderung empor. Epaminondas und Regulus schachern mit dem Blut ihrer Soldaten; wie viel Beweise davon sind vor meinen Blicken hergegangen! und vermöge eines scheußlichen Kontrastes ist das Handwerk der Aufopferung am fruchtbarsten an Feigheit. Die Menschheit hat ihre Märtyrer und ihre Apostaten: was ist, frage ich noch einmal, Schuld an solchen Gegensätzen?

Der Antagonismus der Gesellschaft, sagt ihr immer wieder; der Zustand der Trennung, der Vereinzelung, der Feindschaft mit seines Gleichen, in dem der Mensch bis jetzt gelebt hat; kurz jene Entfremdung seines innersten Wesens, vermöge deren er den

Genuß für die Liebe, das Eigenthum für den Beſitz, die Mühe für die Arbeit, die Trunkenheit für die Freude nahm, jenes falſche Bewußtſein endlich, das ihn beſtändig unter dem Namen der Erbſünde geplagt hat. Wenn der Menſch, mit ſich ſelbſt verſöhnt, aufhören wird, ſeinen Nächſten und die Natur als feindſelige Mächte zu betrachten, dann wird er lieben, und durch die reine Unmittelbarkeit ſeiner Bethätigung produziren; ſeine Leidenſchaft wird darin beſtehen, zu geben, wie ſie heute im Erwerben beſteht; in der Arbeit und Hingebung wird er ſein einziges Glück, ſein höchſtes Entzücken ſuchen. Dann wird die Liebe wirklich und ungetheilt das Geſetz des Menſchen werden, die Gerechtigkeit nur noch ein bloßer Name, eine läſtige Erinnerung an eine Zeit der Gewaltthätigkeit und der Thränen ſein.

Gewiß, ich verkenne weder die Thatſache des Antagonismus, oder wie ihr es nennen wollt, der religiöſen Entfremdung, noch die Nothwendigkeit, die Menſchen mit ſich ſelbſt zu verſöhnen; meine ganze Philoſophie iſt eine immerwährende Verſöhnung. Ihr erkennt an, daß die Zwieſpältigkeit unſerer Natur die Vorbedingung zur Geſellſchaft, ſagen wir lieber das Material der Ziviliſazion iſt. Das iſt grade die Thatſache, aber bemerkt es wohl, die unzerſtörbare Thatſache, deren Sinn ich ſuche. Gewiß, wir würden uns viel eher verſtändigen, wenn ihr, anſtatt die Zwietracht und Harmonie der menſchlichen Anlagen wie zwei unterſchiedene, getrennte, aufeinanderfolgende Perioden in der Geſchichte zu betrachten, mit mir darin nur die beiden Seiten unſerer menſchlichen Natur ſehen wolltet, die immer gegen einander, und immer in Verſöhnung begriffen ſind, ſich aber niemals vollſtändig verſöhnen. Kurz, wie der Individualismus die urſprüngliche Thatſache der Menſchheit iſt, ſo iſt die Aſſoziazion ihre Vervollſtändigung; aber alle beide beurkunden ſich unaufhörlich, und auf Erden iſt die Gerechtigkeit ewig die Bedingung der Liebe.

So iſt das Dogma vom Sündenfalle nicht nur der Ausdruck für einen beſonderen und vorübergehenden Zuſtand der Vernunft und der menſchlichen Sittlichkeit: es iſt in ſymboliſchem Style das unmittelbare Bekenntniß jenes eben ſo erſtaunlichen als unzerſtörbaren Faktums, der Schuld, der Neigung zum Böſen

in unſerer Gattung. Wehe mir Sünderin! ruft von allen Seiten und in allen Sprachen das Gewiſſen des Menſchengeſchlechts, **Vae nobis, quia peccavimus!** Die Religion, indem ſie dieſen Gedanken konkret und dramatiſch machte, konnte freilich außer die Welt und vor die Geſchichte ſetzen, was unſerer Seele tief eigen iſt. Ihre Intelligenz ſprach in Bildern: ſie hat ſich über das Weſen und die Dauer der Thatſache nicht getäuſcht. Und immer bleibt es dieſe Thatſache, über die Rechenſchaft gegeben werden muß, und von dieſem Geſichtspunkt aus wollen wir das Dogma der Erbſünde erklären.

Alle Völker haben ihre Bußgewohnheiten, ihre Reuopfer, ihre Tilgungs- und Strafeinrichtungen gehabt, die aus dem Abſcheu gegen und der Trauer über die Sünde entſprangen. Der Katholizismus, der überall eine Theorie baute, wo die ſoziale Unmittelbarkeit eine Idee ausgedrückt, oder eine Hoffnung ausſprochen hatte, verwandelte in ein Sakrament die zugleich ſymboliſche und thatſächliche Zeremonie, vermöge deren der Sünder ſeine Reue ausdrückte, Gott und Menſchen um Verzeihung für ſein Vergehen bat, und ſich zu einem beſſeren Leben vorbereitete. Auch nehme ich keinen Anſtand zu ſagen, daß die Reformazion, indem ſie die Zerknirſchung verwarf, über das Wort **metanoïa** ſpintiſirte, dem Glauben allein die rechtfertigende Kraft beilegte, die Buße um ihre Bedeutung brachte, einen Schritt zurückthat, und vollſtändig das Geſetz des Fortſchritts verkannte. Leugnen hieß, nicht antworten. Die Mißbräuche der Kirche machten in dieſem Punkt, wie in ſo manchen andern eine Reform nöthig; die Theorieen von der Buße, von der Verdammung, von der Erlaſſung der Sünden und von der Gnade enthielten, wenn ich ſo ſagen darf, im latenten Zuſtande (an ſich) das ganze Syſtem der Erziehung der Menſchheit; man mußte entwickeln, dieſe Theorieen razionell nehmen: Luther wußte nur zu zerſtören. *)

---

*) Dies iſt irrig. Luther war für ſeine Perſon der Wiederbeleber des Auguſtinus, und inſofern des Chriſtenthums überhaupt. Die aus dem Proteſtantismus hervorgegangene deutſche Religionsphiloſophie ſtimmt daher auch weſentlich mit den Reſultaten des aus dem Katholizismus ſich

Die Ohrenbeichte war eine Entwürdigung der Buße, eine zweideutige Handlung, an die Stelle eines großen Aktes der Demüthigung gesetzt; Luther übertrieb noch die papistische Heuchelei, indem er die ursprüngliche Beichte vor Gott und den Menschen (**exomologoûmai to theo .... kai hümin, adelphoi**) zu einem Alleingespräch herabsetzte. Der christliche Sinn war also verloren, und erst drei Jahrhunderte später ward er durch die Philosophie wieder eingesetzt.

Weil sich also das Christenthum, d. h. die Menschheit als religiöse, über die **Realität** eines der menschlichen Natur wesentlichen Faktums nicht hat täuschen können, eines Faktums, das sie ursprüngliche Verderbniß benannt hat, so wollen wir wiederum das Christenthum, die Menschheit über den **Sinn** dieses Faktums befragen. Lassen wir uns weder durch die Metapher, noch durch die Allegorie in Verwunderung setzen: die Wahrheit ist unabhängig von Bildern. Und was ist übrigens die Wahrheit für uns, als der unaufhörliche Fortschritt unseres Geistes von der Poesie zur Prosa?

Suchen wir vorab, ob diese mindestens sonderbare Lehre von einer ursprünglichen Verderbniß nicht irgendwo in der christlichen Theologie ihr Gegenstück hat. Denn die wahre Idee, die generische Idee, kann nicht aus einem einzelnen Begriffe entspringen; es muß eine Reihe da sein.

Nachdem das Christenthum als Ausgangspunkt das Dogma vom Sündenfalle gesetzt, hat es seinen Gedanken dahin weiter verfolgt, daß es Allen, die im Zustande dieser Unreinheit stürben, eine unwiderrufliche Trennung von Gott, eine Ewigkeit von Qual in Aussicht stellte. Dann hat es seine Theorie vollendet, indem es die beiden Gegensätze durch das Dogma von der Wiederherstellung oder Gnade versöhnte, nach welchem alle Kreatur im Hasse Gottes geboren, durch das Verdienst Jesu Christi erlöst ist, insofern Glauben und Buße dasselbe wirksam machen. Also

---

herausringenden Autodidakten überein. Die Theorieen des Augustinus und Luthers razionell zu nehmen, war in seinem vollen Umfang erst Hegeln gegeben. D. Ü.

weſentliche Verdorbenheit unſerer Natur, Ewigkeit der Strafe, unter Vorbehalt der Erlöſung durch die freiwillige Betheiligung am Opfer Chriſti: das iſt in Summa die Entwickelung der theologiſchen Idee. Die zweite Behauptung iſt eine Folge der erſten; die dritte eine Negazion und Umwandlung der beiden andern: in der That, da ein Naturfehler nothwendig unzerſtörbar iſt, ſo iſt die Sühne, die er nach ſich zieht, ewig wie er, dafern nicht eine höhere Macht, vermöge einer gänzlichen Erneuerung, den Zauber bricht und den Bann löſt.

Der menſchliche Geiſt hat in ſeinen religiöſen Phantaſieen wie in ſeinen poſitivſten Theorieen immer nur eine Methode: dieſelbe Metaphyſik hat die chriſtlichen Myſterien und die Widerſprüche der politiſchen Oekonomie hervorgebracht, der Glaube iſt, ohne es zu wiſſen, der Vernunft zollpflichtig; und wir Erforſcher der göttlichen und menſchlichen Manifeſtazionen haben das Recht, im Namen der Vernunft die Hypotheſen der Theologie zu unterſuchen.

Was hat alſo die allgemeine Vernunft, als religiöſes Dogma in der menſchlichen Natur geſehen, als ſie vermöge einer ſo regelmäßigen metaphyſiſchen Konſtrukzion bald die Angeborenheit des Vergehens, bald die Ewigkeit der Strafe, bald die Nothwendigkeit der Gnade behauptet hat? Die Schleier der Theologie fangen an, ſo durchſichtig zu werden, daß ſie gänzlich einer Naturgeſchichte gleicht.

Wenn wir die Art, in der das höchſte Weſen alle Weſen hervorgebracht haben ſoll, nicht mehr als eine Emanazion, als einen Ausfluß der Schöpferkraft und der unendlichen Subſtanz, ſondern als eine Theilung oder Differenziirung dieſer ſubſtanziellen Kraft faſſen, ſo wird uns jedes organiſirte oder nicht organiſirte Weſen als der beſondere Repräſentant eines der unzähligen Vermögen des unendlichen Weſens, als eine Spaltung des Abſoluten erſcheinen, und alle dieſe Individualitäten (Flüſſigkeiten, Minerale, Pflanzen, Inſekten, Fiſche, Vögel und Vierfüßler) zuſammen genommen, werden die Schöpfung, werden das Univerſum bilden.

Der Menſch, der Auszug des Univerſums, iſt in ſeiner

Perſon das Reſultat und die Zuſammenfaſſung aller Kräfte des Weſens, aller Spaltungen des Abſoluten; er iſt der Gipfel, wo dieſe Vermögen, die nur in ihrer Verſchiedenheit exiſtiren, ſich in einem Bündel zuſammenfaſſen, aber ohne ſich zu durchdringen und zu verſchmelzen. Der Menſch iſt alſo vermöge dieſes Zuſammentreffens zugleich Geiſt und Materie, Spontaneität und Reflexion, Mechanismus und Leben, Engel und Thier. Er iſt verleumderiſch wie die Viper, blutgierig wie der Tiger, gefräßig wie das Schwein, unzüchtig wie der Affe; und ergeben wie der Hund, edelmüthig wie das Pferd, arbeitſam wie die Biene, monogam wie die Taube, geſellig wie der Biber und das Schaf. Er iſt außerdem noch Menſch, d. h. vernünftig und frei, der Erziehung und der Vervollkommnung fähig. Der Menſch hat eben ſo viele Namen wie Jupiter: alle dieſe Namen trägt er auf ſeinem Geſichte geſchrieben, und im wechſelnden Spiegel der Natur weiß ſie ſein untrüglicher Inſtinkt zu erkennen. Eine Schlange iſt für den Verſtand ſchön: das Gewiſſen findet ſie widerwärtig und häßlich. Die Alten ſo gut, wie die Modernen hatten dieſe Entſtehung des Menſchen aus der Anhäufung aller irdiſchen Eigenſchaften begriffen: die Arbeiten Gall's und Lavater's waren ſo zu ſagen nur Verſuche der Auseinanderzettelung des im Menſchen Zuſammengefaßten, und die Klaſſifizirung unſerer Anlagen, die ſie vornahmen, nur eine abgekürzte Tabelle der Natur. Kurz der Menſch, wie der Prophet in der Löwengrube, iſt in Wahrheit den Thieren überliefert; und wenn Etwas bei der Nachwelt Zeugniß von der infamen Heuchelei unſerer Epoche ablegen kann, ſo iſt es dies, daß Gelehrte, bigotte Spiritualiſten, der Religion und Moral einen Dienſt zu erweiſen glaubten, indem ſie unſere Gattung entſtellten und die Anatomie zur Lüge machten.

Es gilt alſo nur darum, zu wiſſen, ob es vom Menſchen abhängt, trotz der Widerſprüche, welche die ſteigende Anzahl der von ihm geſetzten Ideen um ihn her vermehrt, den unter ſeine Botmäßigkeit geſtellten Eigenſchaften, oder, wie die Moraliſten ſagen, ſeinen Leidenſchaften, mehr oder weniger Macht zu laſſen; mit andern Worten, ob er, wie der antike Herkules, die Thierheit,

die ihm anhängt, die hölliſche Schaar, die immer bereit ſcheint, ihn zu vernichten, zu beſiegen vermag.

Nun bezeugt die allgemeine Zuſtimmung der Völker, und wir haben es im dritten und vierten Kapitel bewieſen, daß der Menſch, von allen ſeinen thieriſchen Antrieben abgeſehen, aus Intelligenz und Freiheit beſteht, d. h. zuerſt in einer Fähigkeit der Unterſuchung und Wahl, ſodann in einem Vermögen der Thätigkeit, die ohne Unterſchied auf's Gute und auf's Böſe anwendbar iſt. Wir haben außerdem dargethan, daß dieſe beiden Fähigkeiten, die einen nothwendigen Einfluß auf einander ausüben, einer Entwicklung, einer unendlichen Vervollkommnung fähig ſind.

Die ſoziale Beſtimmung, das Wort des menſchlichen Räthſels, findet ſich alſo in dem Worte: **Erziehung, Fortſchritt.**

Die Erziehung zur Freiheit, die Zähmung unſerer Inſtinkte, die Befreiung oder die Erlöſung unſerer Seele, das iſt alſo, wie es Leſſing bewieſen hat, der Sinn des chriſtlichen Myſteriums. Dieſe Erziehung wird unſer ganzes Leben und das ganze Leben der Menſchheit dauern: die Widerſprüche der politiſchen Oekonomie können gelöſt werden, der innere Widerſpruch unſeres Weſens wird es nie. Deßwegen waren alle großen Lehrer der Menſchheit, Moſes, Buddha, Jeſus Chriſtus, Zoroaſter, Apoſtel der Sühnung, lebendige Symbole der Buße. Der Menſch iſt von Natur ein Sünder, d. h. nicht weſentlich Verbrecher, ſondern eher verbrochen, und ſeine Beſtimmung iſt, beſtändig in ſich ſelbſt ſein Ideal zu erzeugen. Das fühlte tief der größte der Maler, Raphael, als er ſagte, die Kunſt beſtehe darin, die Dinge darzuſtellen, nicht wie ſie die Natur gemacht hat, ſondern wie ſie ſie hätte machen ſollen.

Es iſt alſo künftig an uns, die Theologen zu belehren, denn wir allein ſetzen die Tradizion der Kirche fort, wir allein haben den Sinn der h. Schriften, der Konzilien und der Väter. Unſere Erklärung beruht auf dem, was das Gewiſſeſte und Beurkundetſte iſt, auf der größten Autorität, die unter den Menſchen angerufen werden kann, auf der metaphyſiſchen Konſtrukzion der Ideen und auf den Thatſachen. Ja, das menſchliche Weſen iſt

fehlerhaft, weil es unlogiſch iſt, weil ſeine Konſtituzion nur ein Eklektizismus iſt, der die Kräfte des Weſens, unabhängig von den Widerſprüchen der Geſellſchaft, in beſtändigem Kampfe erhält. Das Leben des Menſchen iſt nur eine beſtändige Vermittlung zwiſchen Arbeit und Mühe, Liebe und Genuß, Gerechtigkeit und Egoismus; und das freiwillige Opfern ſeiner untergeordneten Neigungen zum Beſten der Ordnung iſt die Taufe, die ſeine Wiederverſöhnung mit Gott einleitet, die ihn würdig der beglückenden Einigung und der ewigen Seligkeit macht.

Der Zweck der ſozialen Oekonomie iſt alſo, durch unabläſſige Hervorbringung der Ordnung in der Arbeit und unabläſſige Beförderung der Erziehung des Geſchlechts, ſo viel als möglich, durch die Gleichheit die Barmherzigkeit überflüſſig zu machen, die Barmherzigkeit, die ihren Sklaven nicht zu befehlen verſteht; oder, beſſer geſagt, die Barmherzigkeit aus der Gerechtigkeit wie eine Blüthe aus dem Stengel hervorgehen zu laſſen. Ei, wenn die Barmherzigkeit Macht hätte, das Glück unter den Menſchen zu ſchaffen, ſo würde ſie ſeit langer Zeit ihre Proben abgelegt haben; und der Sozialismus, anſtatt die Organiſazion der Arbeit zu ſuchen, hätte nur zu ſagen gehabt: Nehmt euch in Acht, ihr ermangelt der Barmherzigkeit.

Aber ach, die Barmherzigkeit im Menſchen iſt ärmlich, verſchämt, weich und lau; ſie bedarf Elixire und Arome, um zu handeln. Deßhalb habe ich mich an das dreifache Dogma von der Verderbniß, Verdammung und Erlöſung, das heißt von der Vervollkommnungsfähigkeit durch die Gerechtigkeit, gehalten. Die Freiheit hienieden bedarf immer der Nachhülfe, und die katholiſche Theorie von der himmliſchen Gnade ergänzt dieſen nur zu handgreiflichen Beweis von den Mängeln unſerer Natur.

Die Gnade, ſagen die Theologen, iſt in der Heilsordnung jede Hülfe, jedes Mittel, das uns zum ewigen Leben führen kann. — Das heißt, der Menſch vervollkommnet, ziviliſirt, humaniſirt ſich nur durch die fortwährende Hülfe der Erfahrung, durch die Induſtrie, die Wiſſenſchaft und Kunſt, durch Luſt und Mühe, kurz durch alle Anſtrengungen des Körpers und des Geiſtes.

Es gibt eine habituelle Gnade, welche auch rechtfer-

tigende und heiligende heißt, welche als eine der Seele innewohnende Qualität zu faſſen iſt, die vom heiligen Geiſte ausgegoſſenen Kräfte und Gaben in ſich enthält, und von der Liebe unzertrennlich iſt. — Mit andern Worten, die habituelle Gnade iſt das Symbol der vorwiegend guten Neigungen, die den Menſchen zur Ordnung und zur Liebe führen, und vermittelſt deren er zur Bändigung ſeiner ſchlechten Triebe und zur bleibenden Herrſchaft in ſeinem Bereich kommt. Was die actuelle Gnade anbelangt, ſo bedeutet ſie die äußerlichen Mittel, welche die Macht der Ordnungstriebe begünſtigen, und zur Bekämpfung der verderblichen Leidenſchaften dienen.

Die Gnade iſt nach dem heil. Auguſtin weſentlich unverdient, und geht im Menſchen der Sünde vorher. Boſſuet hat den nämlichen Gedanken in ſeinem poetiſchen und zarten Style ausgedrückt: Als Gott das Herz des Menſchen ſchuf, legte er zuerſt die Güte hinein. — In der That, die erſte Beſtimmung des freien Willens beſteht in dieſer natürlichen Güte, die den Menſchen unaufhörlich zur Ordnung, zur Arbeit, zum Studium, zur Beſcheidenheit, zur Liebe und zum Opfer auffordert. Paulus konnte alſo, ohne den freien Willen anzugreifen, ſagen, was die Erfüllung des Guten betreffe, wirke Gott in uns das Wollen und das Vollbringen. Denn alle heiligen Beſtrebungen des Menſchen ſind in ihm, bevor er denkt und fühlt; und die Herzensерſchütterung, die er bei ihrer Verletzung empfindet, das Ergötzen, das ihn durchdringt, wenn er ihnen gehorcht, kurz, alle Aufforderungen an ihn von Seiten der Geſellſchaft und der Erziehung gehören ihm nicht an.

Wenn die Gnade ſo iſt, daß der Wille mit Fröhlichkeit und Liebe ohne Zaudern und unwiderruflich zum Guten ſich wendet, ſo heißt ſie wirkſam. — Jedermann kennt jene Entzückungen der Seele, die plötzlich über einen Beruf, über einen heroiſchen Akt entſcheiden. Die Freiheit geht dabei nicht zu Grunde; aber man kann ſagen, daß es ihr bei ihren Vorherbeſtimmungen unmöglich war, ſich anders zu entſcheiden. Und die Pelagianer, die Lutheraner und Andere haben Unrecht gehabt, zu behaupten, die Gnade hebe den freien Willen auf und tödte die ſchöpferiſche

Kraft der Selbſtbeſtimmung, weil alle Beſtimmungen des Willens nothwendig entweder von der Geſellſchaft, die ihn trägt, oder von der Natur herkommen, die ihm die Laufbahn eröffnet und ihm ſeine Beſtimmung zeigt.

Aber andererſeits haben die Auguſtinianer, die Thomiſten, Kongruiſten, Janſenius, der P. Thomaſſin, Molina ꝛc. ſich auffallend geirrt, als ſie den freien Willen und die Gnade zugleich behaupteten, und nicht einſahen, daß zwiſchen dieſen beiden Beſtimmungen dasſelbe Verhältniß herrſcht, wie zwiſchen Subſtanz und Modus, und einen Gegenſatz einräumten, der nicht vorhanden iſt. Es iſt eine Nothwendigkeit, daß die Freiheit wie die Intelligenz, wie jede Subſtanz und jede Kraft beſtimmt werde, d. h. Modi und Attribute habe. Während aber in der Materie Modus und Attribut der Subſtanz inhärent, zugleich mit der Subſtanz entſtanden ſind, wird in der Freiheit der Modus von drei gewiſſermaßen äußeren Weſenheiten gegeben: vom menſchlichen Weſen, den Geſetzen des Gedankens und der Bildung oder Erziehung. Kurz, die Gnade, wie ihr Gegenſatz, die Verſuchung, bedeutet grade die Thatſache der Beſtimmung der Freiheit.

Mit wenigen Worten, alle modernen Ideen über die Erziehung der Menſchheit ſind nur eine Erklärung, eine Philoſophie der katholiſchen Lehre von der Gnade, einer Lehre, die ihren Urhebern lediglich in Folge ihrer Ideen über den freien Willen dunkel erſchien, den ſie bedroht glaubten, ſobald man von der Gnade, d. h. von der Quelle ſeiner Beſtimmungen ſprach. Wir dagegen behaupten, daß die Freiheit, an ihr ſelbſt gegen jede Modalität indifferent, aber berufen, nach einer vorherbeſtimmten Ordnung zu handeln und ſich zu bilden, ihren erſten Anſtoß vom Schöpfer erhält, der ihr Liebe, Intelligenz, Muth, Entſchloſſenheit und alle Gaben des heil. Geiſtes einflößt, und ſie dann der Arbeit der Erfahrung übergibt. Daraus folgt, daß die Gnade nothwendig vorherbewegend iſt, daß ohne ſie der Menſch keiner Art des Guten fähig iſt, und daß dennoch der freie Wille ſelbſtſtändig, mit Ueberlegung und Wahl, ſein eigenes Geſchick erfüllt. In Allem dem iſt weder Widerſpruch, noch Geheimniß. Der Menſch als Menſch iſt gut; aber wie der Tyrann, den Plato

zeichnete, der auch ein Lehrer der Gnade war, trägt der Mensch in seinem Innern tausend Ungeheuer, die der Kultus der Gerechtigkeit und der Wissenschaft, die Musik und die Gymnastik, alle gelegentlichen und Staatsgnaden ihm besiegen helfen müssen. Verbessert eine Definizion im heil. Augustin, und diese ganze Lehre von der Gnade, berühmt durch die Streitigkeiten, welche sie hervorrief und welche die Reformazion in Verwirrung brachten, wird euch leuchtend von Klarheit und Harmonie erscheinen.

Ist nun der Mensch Gott?

Da Gott nach der theologischen Hypothese das souveräne, absolute, vollkommen synthetische Wesen, das unendlich weise und freie, folglich unfehlbare und heilige Ich ist; so ist klar, daß der Mensch, der Synkretismus der Schöpfung, der Vereinigungspunkt aller physischen, organischen, intellektuellen und moralischen Kräfte der Schöpfung, der vervollkommnungsfähige, fehlende Mensch, nicht den Bedingungen der Gottheit entspricht, wie er diese nach der Natur seines Geistes auffaßt. Er ist weder Gott, noch kann er, so lange er lebt, Gott werden.

Noch weniger sind die Eiche, der Löwe, die Sonne, das Weltall selbst, lauter Spaltungen des Absoluten, Gott. Mit einem Schlage sind die Menschenvergötterung und die Naturvergötterung umgeworfen.

Es handelt sich jetzt darum, die Gegenprobe auf diese Theorie zu machen.

Wir haben vom Gesichtspunkt der sozialen Widersprüche die Moralität des Menschen beurtheilt. Wir wollen jetzt von demselben Gesichtspunkt aus die Moralität der Vorsehung untersuchen. Mit andern Worten: Ist Gott, wie ihn die Spekulazion und der Glaube der Anbetung der Sterblichen hinhalten, möglich?

§. 2. Auseinandersetzung des Mythus der Vorsehung. — Rückwärtsgehen Gottes.

Die Theologen und Philosophen führen unter den Beweisen, drei an der Zahl, die sie gewöhnlich für die Existenz Gottes beibringen, zuerst die allgemeine Uebereinstimmung auf.

Ich habe dieſen Beweis erwogen, und ohne ihn zu verwerfen und anzunehmen, habe ich mich ſofort gefragt: Was behauptet die allgemeine Uebereinſtimmung, indem ſie Gott behauptet? Und in dieſer Beziehung muß ich in Erinnerung bringen, daß der Unterſchied der Religionen kein Zeugniß von dem Irrthume ablegt, in den das Menſchengeſchlecht dadurch verfallen wäre, daß es ein oberſtes Ich außer ſich ſetzte, ſo wenig, als die Verſchiedenheit der Sprachen ein Zeugniß von dem Nichtvorhandenſein der Vernunft ablegt. Die Hypotheſe Gottes, weit entfernt, geſchwächt zu werden, wird ſtärker und begründeter grade durch die Verſchiedenheit und den Gegenſatz der Gottesverehrungen.

Ein Beweis von ganz anderer Art iſt der aus der Ordnung der Welt gezogene. Ich habe in dieſer Hinſicht bemerkt, daß die Natur ſelbſt durch den Mund des Menſchen ihre eigene Unterſcheidung in Geiſt und Materie ausſpricht, und alſo die Frage übrig bliebe, ob ein unendlicher Geiſt, eine Weltſeele das Univerſum regierte und belebte, wie das Bewußtſein in ſeiner dunkeln Anſchauung uns ſagt, daß ein Geiſt den Menſchen belebe. Wenn alſo, fügte ich hinzu, die Ordnung ein untrügliches Zeichen von der Gegenwart des Geiſtes wäre, ſo könnte man im Weltall die Gegenwart eines Gottes nicht verkennen.

Unglücklicherweiſe iſt dieſes Wenn nicht bewieſen, und kann nicht bewieſen werden. Denn einerſeits iſt der reine Geiſt, im Gegenſatz zur Materie aufgefaßt, ein ſich widerſprechendes Weſen, deſſen Realität folglich durch nichts bezeugt wird. Andererſeits erſcheinen uns gewiſſe Weſen, die in ſich ſelbſt organiſirt ſind, wie die Kryſtalle, Pflanzen, das Planetenſyſtem, die bei den Empfindungen, welche ſie bei uns erregen, uns nicht, wie die Thiere, Gefühl mit Gefühl erwiedern, als des Bewußtſeins gänzlich beraubt, und dann haben wir nicht mehr Grund, einen Geiſt im Mittelpunkt der Welt vorauszuſetzen, als ihn in einem Schwefelfaden anzunehmen; und es kann ſein, daß, wenn der Geiſt, das Bewußtſein irgendwo exiſtirt, dies einzig im Menſchen ſtattfindet.

Dennoch, wenn uns die Ordnung der Welt nichts über das Daſein Gottes lehren kann, ſo offenbart ſie uns doch etwas viel-

leicht nicht weniger Werthvolles, das uns als Anhaltspunkt bei unſern Unterſuchungen dienen kann, den Umſtand nämlich, daß alles Seiende, alle Weſenheiten, alle Erſcheinungen durch eine Geſammtheit von Geſetzen, die aus ihren Eigenthümlichkeiten entſpringen, mit einander zuſammenhängen, eine Geſammtheit, die ich (drittes Kapitel) die Fatalität oder Nothwendigkeit genannt habe. Wenn es alſo eine unendliche Intelligenz gibt, die das ganze Syſtem dieſer Geſetze, das ganze Feld der Nothwendigkeit umfaßt, mag dieſe unendliche Intelligenz in inniger Vereinigung ſtehen mit einem höchſten Willen, der in Ewigkeit beſtimmt iſt durch die Geſammtheit der kosmiſchen Geſetze, und folglich unendlich mächtig und frei iſt; mögen endlich dieſe drei: Nothwendigkeit, Intelligenz, Willen, gleichzeitig im Univerſum walten, einander adäquat und identiſch ſein: es iſt klar, daß uns in Allem dem nichts widerſtrebt; aber das iſt grade die Hypotheſe; dieſer Anthropomorphismus bleibt zu beweiſen.

Während uns alſo das Zeugniß des menſchlichen Geſchlechts einen Gott offenbart, ohne uns zu ſagen, was dieſer Gott ſein mag, offenbart uns die Ordnung der Welt eine Fatalität, d. h. eine abſolute und unbedingte Geſammtheit von Urſachen und Wirkungen, mit einem Wort, ein Syſtem von Geſetzen, das, wenn Gott exiſtirte, gleichſam Gottes Auge und Verſtand wäre.

Der dritte und letzte Beweis für das Daſein Gottes, wie ihn die Theiſten vorbringen, und den ſie den metaphyſiſchen benennen, iſt nur eine tautologiſche Konſtrukzion der Kategorieen, die ſchlechterdings nichts beweiſt.

Etwas exiſtirt, folglich exiſtirt Etwas.

Etwas iſt zuſammengeſetzt, folglich iſt Etwas Eins.

Etwas kommt nach Etwas, folglich geht Etwas Etwas voraus.

Etwas iſt kleiner oder größer als Etwas, alſo iſt Etwas größer als alles Andere.

Etwas wird bewegt, folglich iſt Etwas Beweger ꝛc., in infinitum.

Das heißt man noch heute in den Fakultäten und Seminarien, von wegen des Miniſters des öffentlichen Unterrichts und

der Herren Bischöffe, den metaphysischen Beweis für das Dasein Gottes liefern. Das ist die Elite der französischen Jugend verdammt, ihren Professoren ein Jahr lang nachzublöcken, bei Strafe, ihre Zeugnisse nicht zu bekommen, und das Recht, die Medizin, die Polytechnie und die Naturwissenschaften nicht studiren zu dürfen. Gewiß, wenn Etwas verwundern darf, so ist es dies, daß bei einer solchen Philosophie Europa noch nicht atheistisch geworden ist. Die Hartnäckigkeit der theistischen Idee neben dem Rothwälsch der Schulen ist das größte der Wunder; sie bildet das stärkste Vorurtheil, das man zu Gunsten der Gottheit anrufen kann.

Ich weiß nicht, was die Menschheit Gott nennt.

Ich kann nicht sagen, ob es der Mensch, das Universum, oder irgend eine andere unsichtbare Realität ist, die man unter diesem Worte zu verstehen hat; oder ob dieses Wort nur ein Ideal, ein abstraktes Wesen ausdrückt.

Dennoch, um meiner Hypothese einen Körper und meinen Forschungen einen Anhaltspunkt zu geben, will ich Gott nach der gemeinen Meinung als ein besonderes, überall gegenwärtiges, von der Schöpfung verschiedenes, mit unvergänglichem Leben wie unendlicher Wissenschaft und Thätigkeit begabtes, besonders aber allvorhersehendes und gerechtes Wesen betrachten, das das Laster bestraft, und die Tugend belohnt. Ich will die pantheistische Hypothese als eine Heuchelei und einen Mangel an Muth beseitigen. Gott ist persönlich, oder er ist gar nicht: diese Alternative ist das Axiom, aus dem ich meine Theodicee ableite.

Es handelt sich also für mich im Augenblicke, ohne Rücksicht auf die Fragen, welche die Idee Gottes später anregen kann, darum, zu wissen, was ich angesichts der Thatsachen, deren Entwicklung in der Gesellschaft ich dargelegt habe, vom Betragen Gottes, wie man ihn meinem Glauben darbietet, und in Bezug auf die Menschheit denken soll. Mit einem Worte, ich will vom Gesichtspunkt der erwiesenen Existenz des Uebels aus, mit Hülfe einer neuen Dialektik, das höchste Wesen sondiren.

Das Uebel ist da: in diesem Punkte scheint die Welt fortan einig zu sein.

Wie aber, so fragen die Stoiker, die Epikuräer, die Manichäer, die Atheisten, soll man die Gegenwart des Uebels mit der Idee eines durchaus guten, weisen und mächtigen Gottes vereinigen? Wie hat ferner Gott, der entweder aus Ohnmacht, oder aus Nachlässigkeit, oder aus bösem Willen das Uebel in der Welt zugelassen hat, Geschöpfe für ihre Handlungen verantwortlich machen können, die er selbst unvollkommen erschaffen, und die er so allen Gefahren ihrer Neigungen überliefert hatte? Warum endlich, da er den Gerechten nach dem Tode eine ungestörte Seligkeit verspricht, oder, mit andern Worten, da er uns die Idee und den Wunsch nach Glück gegeben hat, läßt er uns nicht schon in diesem Leben genießen, indem er uns der Versuchung zum Bösen entzöge, anstatt uns einer Ewigkeit von Qualen auszusetzen?

Das ist, seinem alten Inhalte nach, der Protest der Atheisten.

Heutzutage streitet man kaum noch: die Theisten kümmern sich nicht mehr um die logischen Unmöglichkeiten ihres Systems. Man will einen Gott, vor Allem eine Vorsehung: es ist Konkurrenz in diesem Artikel zwischen Radikalen und Jesuiten. Die Sozialisten predigen im Namen Gottes das Glück und die Tugend; in den Schulen sind die, welche am lautesten gegen die Kirche schreien, die ersten Mystiker.

Die alten Theisten waren sorgsamer für ihren Glauben. Sie strengten sich an, ihn, wo nicht zu beweisen, so doch annehmbar zu machen, indem sie, im Gegensatz zu ihren Nachfolgern, wohl fühlten, daß der Gläubige überzeugt sein muß, soll er anders seine Würde und Ruhe bewahren.

Die Väter der Kirche antworteten den Ungläubigen, das Uebel sei nur die Entbehrung eines größeren Gutes, und wenn man immer vom Besseren spreche, so entbehre man des festen Standpunktes, was direkt zur Abgeschmacktheit führe. In der That, da jedes Geschöpf nothwendig beschränkt und unvollkommen ist, so kann Gott, vermöge seiner unendlichen Allmacht, unaufhörlich dessen Vollkommenheiten vermehren: in diesem Betracht findet beständig in der Schöpfung Entbehrung des Guten

für das Geschöpf statt. Umgekehrt, so unvollkommen und beschränkt man es voraussetzt, sobald das Geschöpf existirt, erfreut es sich bis zu einem gewissen Grade des Guten, das besser für es ist, als Nichts. Wenn es also Regel ist, daß der Mensch nur insofern für gut erachtet werden kann, als er alles Gute erfüllt, was er thun kann, so verhält es sich anders mit Gott, weil die Verpflichtung, unendlich Gutes zu thun, im Widerspruch mit der schöpferischen Macht steht: Vollkommenheit und Geschöpf sind zwei Begriffe, die sich nothwendig ausschließen. Gott war also allein Schiedsherr über den Grad von Vollkommenheit, der jedem Geschöpfe geziemte: in diesem Betracht eine Anklage wider ihn erheben, heißt, seine Gerechtigkeit verleumden.

Was die Sünde, d. h. das moralische Uebel betrifft, so konnten die Väter den Einwürfen der Atheisten mit den Theorieen vom freien Willen, von der Erlösung, von der Rechtfertigung und Gnade antworten, auf die wir nicht mehr zurückzukommen brauchen.

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß die Atheisten kategorisch auf diese Theorie der dem Geschöpf wesentlichen Unvollkommenheit geantwortet hätten, eine Theorie, die von Hrn. von Lamennais glänzend erneuert wurde in seiner Esquisse. Es war in der That unmöglich, daß sie darauf antworteten; denn da sie von einem falschen Begriff des Uebels und des freien Willens ausgingen, und die Gesetze der Menschheit ihnen vollständig unbekannt waren, so fehlten ihnen die Gründe, sowol um ihres Zweifels Herr zu werden, als auch, um die Gläubigen zu widerlegen.

Verlassen wir die Sphäre des Endlichen und Unendlichen, und stellen wir uns auf den Standpunkt des Begriffs der Ordnung. Kann Gott einen runden Kreis, ein Viereck mit rechten Winkeln machen? — Sicherlich.

Wäre Gott schuldig, wenn er erst die Welt nach den Gesetzen der Geometrie geschaffen, und uns dann eingegeben, oder nur in dem Glauben gelassen hätte, es sei unsere Schuld, daß ein Kreis viereckig, ein Viereck rund sein könnte, sobald aus dieser

falschen Ansicht für uns eine unberechenbare Reihe von Uebeln entspringen müßte? — Ebenfalls ohne Zweifel.

Wohlan! grade das hat Gott, der Gott der Vorsehung, in der Regierung der Menschheit gethan; grade deßhalb klage ich ihn an. Er wußte von aller Ewigkeit her, weil wir Sterblichen es nach sechstausendjähriger schmerzlicher Erfahrung entdeckt haben, daß die Ordnung in der Gesellschaft, d. h. die Freiheit, der Reichthum, die Wissenschaft, sich durch die Versöhnung entgegengesetzter Ideen verwirklicht, die, wenn sie einzeln als absolut genommen wurden, uns in einen Abgrund von Elend stürzen mußten: warum hat er uns nicht in Kenntniß gesetzt? warum hat er nicht von Anfang an unser Urtheil berichtigt? warum hat er uns unserer unvollkommenen Logik überlassen? besonders da unser Egoismus in seinen Ungerechtigkeiten und Treulosigkeiten sich darauf berufen mußte. Er wußte, dieser eifersüchtige Gott, daß wenn er uns den Zufälligkeiten der Erfahrung überließe, wir nur sehr spät jene Sicherheit des Lebens finden würden, die unser ganzes Glück ausmacht; warum hat er nicht durch eine Offenbarung unserer eigenen Gesetze diese lange Lehrzeit abgekürzt? warum hat er nicht, anstatt uns mit gegensätzlichen Meinungen zu blenden, die Erfahrung umgekehrt, indem er uns auf analytischem Wege von den synthetischen Ideen zu den Antinomieen führte, anstatt uns mühsam den steilen Pfad von der Antinomie zur Synthese klettern zu lassen?

Wenn, wie man ehedem glaubte, das Uebel, an dem die Menschheit leidet, einzig von der unvermeidlichen Unvollkommenheit in jeder Kreatur herrührte, besser gesagt, wenn dieses Uebel nur den Antagonismus der Kräfte und Neigungen zur Ursache hätte, die unser Wesen ausmachen, und die die Vernunft uns zu beherrschen und zu leiten lehren muß, so hätten wir nicht das Recht, eine Klage zu erheben. Unsere Stellung wäre, was sie sein könnte, und Gott gerechtfertigt.

Aber wo bleibt, angesichts der unfreiwilligen Verblendung unseres Verstandes, die so leicht zu heben war, und deren Wirkungen so schrecklich sein mußten, die Entschuldigung der Vorsehung? Ist es nicht wahr, daß hier dem Menschen die Gnade

gefehlt hat? Gott, den der Glaube als einen zärtlichen Vater und weisen Herren darstellt, übergibt uns den unvermeidlichen Folgen unserer unvollständigen Begriffe; er gräbt die Grube unter unsern Füßen; er läßt uns blind einhergehen; und dann bestraft er uns bei jedem Sturze als Verbrecher. Was sage ich? es scheint, als ob wir endlich, trotz seiner ganz geschunden von der Reise, unseren Weg kennen lernten; als hieße es, seinen Ruhm beleidigen, würden wir durch die Proben, die er uns auferlegt, intelligenter und freier. Was brauchen wir uns also unaufhörlich auf die Gottheit zu berufen, und was wollen jene Trabanten einer Vorsehung von uns, die uns seit sechszig Jahrhunderten mit Hülfe von tausend Religionen betrügt und täuscht?

Was? Gott befiehlt uns durch seine Briefträger und durch das Gesetz, das er in unsere Herzen gelegt hat, unseren Nächsten wie uns selbst zu lieben, Andern zu thun, wie wir wollen, daß uns geschieht, Jedem zu geben, was ihm gebührt, den Arbeiter im Lohne nicht zu verkürzen, nicht auf Zins zu leihen; er weiß ferner, daß die Liebe in uns lau, das Gewissen schwankend ist, und daß der geringste Vorwand immer ein hinreichender Grund für uns ist, das Gesetz zu umgehen: und mit solchen Dispositionen führt er uns in die Widersprüche des Handels und des Eigenthums, wodurch die Fatalität der Theorieen Liebe und Gerechtigkeit nothwendig zu Falle kommen müssen! Anstatt unsere Vernunft über die Bedeutung von Prinzipien aufzuklären, die sich ihr mit dem ganzen Gewichte der Nothwendigkeit aufdrängen, deren Folgen aber, vom Egoismus aufgenommen, tödtlich für die menschliche Bruderschaft sind, gibt er diese getäuschte Vernunft in den Dienst unserer Leidenschaft; zerstört er in uns durch die Verführung unseres Geistes das Gleichgewicht unseres Gewissens; rechtfertigt er in unseren eigenen Augen unsere Uebergriffe und unsere Habsucht; macht er die Trennung des Menschen von seines Gleichen unvermeidlich, berechtigt; erzeugt er in uns die Spaltung und den Haß, indem er die Gleichheit durch die Arbeit und das Recht zur Unmöglichkeit macht; läßt er uns glauben, diese Gleichheit, das Gesetz der Welt, sei eine Ungerechtigkeit unter

den Menſchen: und dann ächtet er uns in Maſſe, daß wir ſeine unbegreiflichen Gebote nicht auszuüben wußten! Gewiß, ich glaube, bewieſen zu haben, daß unſere Verlaſſenheit von der Vorſehung uns nicht rechtfertigt; aber welches auch unſer Verbrechen ſei, vor ihr ſind wir nicht ſchuldig; und wenn es ein Weſen gibt, das vor uns und mehr als wir die Hölle verdient hat, ich muß es nennen, es iſt Gott.

Wenn die Theiſten, um das Dogma ihrer Vorſehung zu begründen, als Beweis die Ordnung der Natur anführen, ſo kann man, wiewohl dieſer Grund eine **petitio principii** iſt, wenigſtens nicht ſagen, er enthalte einen Widerſpruch, und die angeführte Thatſache zeuge wider die Hypotheſe. Nichts z. B. im Weltſyſtem zeigt die geringſte Anomalie, die leiſeſte Unvorſichtigkeit, aus der man irgend einen vorläufigen Grund gegen die Idee eines oberſten intelligenten, perſönlichen Urhebers folgern könnte. Mit Einem Worte, wenn die Ordnung der Natur nicht die Realität einer Vorſehung beweiſt, ſo widerſpricht ſie ihr nicht.

Etwas ganz Anderes iſt es in der Regierung der Menſchheit. Hier erſcheint die Ordnung nicht zugleich mit der Materie; ſie iſt nicht, wie im Weltſyſtem, einmal und für ewig geſchaffen worden. Sie entwickelt ſich ſtufenweiſe nach einer nothwendigen Reihe von Prinzipien und Konſequenzen, die das menſchliche Weſen ſelbſt, das Weſen, welches organiſirt werden ſoll, frei thätig, vermöge ſeiner eigenen Kraft, und auf Grund der Erfahrung finden muß. Keine Offenbarung iſt ihm in dieſem Betracht gegeben. Der Menſch iſt von ſeinem Urſprung an einer präſtabilirten Nothwendigkeit, einer abſoluten und unwiderſtehlichen Ordnung unterworfen. Damit aber dieſe Ordnung ſich realiſire, muß der Menſch ſie entdecken; damit ſie exiſtire, muß er ſie errathen. Dieſe Arbeit der Erfindung könnte abgekürzt werden: Niemand im Himmel und auf Erden kommt dem Menſchen zu Hülfe; Niemand unterweiſt ihn. Die Menſchheit verſchlingt Hunderte von Jahrhunderten ihre Geſchlechter; ſie erſchöpft ſich in Blut und Schlamm, ohne daß der Gott, den ſie anbetet, einmal ihre Vernunft erleuchtete, ihre Prüfung abkürzte. Wo bleibt hier das göttliche Wirken? wo bleibt die Vorſehung?

„Wenn Gott nicht existirte, hier spricht Voltaire, der Feind der Religionen, so müßte man ihn erfinden." — Warum? — Weil, fügt derselbe Voltaire hinzu, wenn ich mit einem atheistischen Fürsten zu thun hätte, dessen Interesse es wäre, mich in einem Mörser zerstampfen zu lassen, ich fest überzeugt bin, daß ich zerstampft würde." Seltsame Verirrung eines großen Geistes! Und wenn du mit einem devoten Fürsten zu thun hättest, dem sein Beichtiger im Namen Gottes beföhle, dich lebendig zu verbrennen, wärst du nicht auch fest überzeugt, daß du verbrannt würdest? Vergissest du denn, du Antichrist, die Inquisizion und die Bartholomäusnacht, und die Scheiterhaufen Vanini's und Bruno's, und die Folterqualen Galilei's und den Märtyrertod so vieler freier Denker? .... Und wolle hier nicht zwischen Gebrauch und Mißbrauch unterscheiden: denn ich würde dir erwiedern, daß alle Konsequenzen eines mystischen und übernatürlichen Prinzips, eines Prinzips, das Alles umfaßt, Alles erklärt, Alles rechtfertigt, wie die Idee Gottes, berechtigt sind, und daß der Eifer des Gläubigen allein Herr über die richtige Anwendung ist.

„Früher habe ich geglaubt, sagt Rosseau, daß man ein ehrlicher Mann sein, und Gott entbehren könnte: aber ich bin von diesem Irrthum zurückgekommen." Im Grunde dasselbe Raisonnement wie das Voltaire'sche, dieselbe Rechtfertigung der Intoleranz: Der Mensch thut das Gute, und enthält sich des Bösen nur aus Rücksicht auf eine Vorsehung, die ihn überwacht: Anathema die, welche sie leugnen! Und um den Unverstand voll zu machen, lehrt derselbe Mann, der so für unsere Tugend die Bestätigung einer belohnenden und strafenden Gottheit in Anspruch nimmt, zugleich als Glaubensartikel die ursprüngliche Güte des Menschen.

Und ich sage: die erste Pflicht des intelligenten und freien Menschen ist, unverweilt die Idee Gottes aus seinem Geiste und seinem Gewissen zu vertreiben. Denn Gott, wenn er existirt, ist unserer Natur wesentlich feind, und wir hängen in keinerlei Weise von ihm ab. Wir gelangen zur Wissenschaft trotz seiner, zum Glück trotz seiner, zur Gesellschaft trotz seiner: jeder unserer Fortschritte ist ein Sieg, durch den wir die Gottheit zermalmen.

Man ſage ferner nicht: die Wege Gottes ſind unergründlich! Wir haben ſie ergründet, dieſe Wege, und haben in Buchſtaben von Blut die Beweiſe der Ohnmacht, wo nicht des böſen Willens Gottes geleſen. Meine ſo lange erniedrigte Vernunft erhebt ſich nach und nach zur Höhe des Unendlichen; mit der Zeit wird ſie Alles entdecken, was ihre Unerfahrenheit ihr noch verhüllt; mit der Zeit werde ich immer weniger ein Schmied des Unglücks ſein, und durch die erlangte Aufklärung, durch die Vervollkommnung meiner Freiheit werde ich mich reinigen, mein Weſen idealiſiren, und der Herr der Schöpfung, Gott gleich werden. Ein einziger Augenblick von Unordnung, die der Allmächtige hätte verhindern können, und die er nicht verhindert hat, klagt ſeine Vorſehung an und ſtellt ſeine Weisheit blos: der geringſte Fortſchritt, den der unwiſſende, verlaſſene und verrathene Menſch zum Guten hin thut, ehrt ihn über die Maßen. Mit welchem Rechte kann mir Gott noch ſagen: Sei heilig, denn ich bin heilig? Lügengeiſt, werde ich ihm antworten, einfältiger Gott, dein Reich iſt zu Ende; ſuch' dir unter den Beſtien andere Opfer. Ich weiß, daß ich weder heilig bin, noch jemals heilig werden kann; und wie wärſt du es, du, wenn ich dir gleiche? Ewiger Vater, Jupiter, oder Jehovah, wir haben dich kennen gelernt: du biſt, du warſt, du wirſt immer eiferſüchtig ſein auf Adam, den Tyrannen des Prometheus.

Alſo verfalle ich nicht in die Sophiſterei, die Paulus widerlegte, als er dem Gefäße verbot, zum Töpfer zu ſagen: Warum haſt du mich ſo gemacht? Ich mache dem Urheber aller Dinge nicht zum Vorwurf, daß er aus mir ein unharmoniſches Geſchöpf, ein unzuſammenhängendes Gemiſch gemacht hat; ich konnte nur unter dieſer Bedingung exiſtiren. Ich begnüge mich, ihm zuzurufen: Warum betrügſt du mich? Warum haſt du durch dein Stillſchweigen den Egoismus in mir entfeſſelt? Warum haſt du mich durch die bittere Täuſchung der ſich widerſtreitenden Ideen, die du in meinen Verſtand gelegt hatteſt, auf die Folter des Zweifels an Allem gelegt? Des Zweifels an der Wahrheit, des Zweifels an der Gerechtigkeit, des Zweifels an meinem Bewußtſein und an meiner Freiheit, des Zweifels an dir ſelbſt, o Gott! in Folge

deſſen ich nothwendig mit mir ſelbſt und meinem Nächſten in Streit gerathen mußte! Das haſt du, höchſter Vater, für unſer Glück und für deinen Ruhm gethan; ſo war von Anfang an dein Wille und dein Regiment; das iſt das mit Blut und Thränen gefeuchtete Brod, womit du uns geſpeiſt haſt. Die Fehler, um deren Verzeihung wir dich bitten, du haſt ſie uns begehen laſſen; die Schlingen, aus denen wir dich beſchwören, uns zu befreien, du haſt ſie uns gelegt; und der Satan, der uns verfolgt, dieſer Satan biſt du.

Du triumphirteſt, und Niemand wagte, dir zu widerſprechen, als du den gerechten Hiob, das Sinnbild unſerer Menſchheit, erſt an Leib und Seele quälteſt, und ihn dann in ſeiner dumm-guten Frömmigkeit, in ſeiner beſcheidenen und ehrfurchtsvollen Unwiſſenheit verhöhnteſt. Wir waren wie Nichts vor deiner unſichtbaren Majeſtät, der wir den Himmel zum Throne und die Erde zum Schemel gaben. Und jetzt biſt du entthront und vernichtet. Dein Name, der ſo lange das letzte Wort des Weiſen, die Bekräftigung des richterlichen Spruches, die Macht des Fürſten, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des reuvollen Sünders war, wohlan! dieſer unausſprechliche Name, der künftig der Verachtung und der Verwünſchung geweiht iſt, wird verhöhnt ſein unter den Menſchen. Denn Gott, das iſt Dummheit und Feigheit; Gott, iſt Heuchelei und Lüge; Gott, iſt Tyrannei und Elend; Gott, das iſt das Böſe. So lange die Menſchheit ſich vor einem Altare beugen wird, wird ſie als Sklavin der Könige und Prieſter verworfen ſein; ſo lange ein Menſch im Namen Gottes den Eid einem andern Menſchen abnimmt, wird die Geſellſchaft auf den Meineid gegründet, und Friede und Liebe unter den Sterblichen verbannt ſein. Gott! hebe dich weg! denn von heute an ſchwöre ich, der ich ohne Furcht vor dir und klug geworden bin, mit zum Himmel gehobener Hand, daß du nur der Henker meiner Vernunft, das Geſpenſt meines Gewiſſens biſt.

Ich leugne alſo die Oberherrſchaft Gottes über die Menſchheit; ich verwerfe ſeine providenzielle Regierung, deren Nichtexiſtenz durch die metaphyſiſchen und ökonomiſchen Fieberträume der Menſchheit, durch das Märtyrthum unſerer Gattung hinläng-

lich bewiesen ist; ich lehne die Gerichtsbarkeit des höchsten Wesens über den Menschen ab; ich nehme ihm seine Titel: Vater, König, Richter, gut, gnädig, barmherzig, hülfreich, Belohner und Bestrafer. Alle diese Attribute, aus denen die Idee der Vorsehung zusammengesetzt ist, sind nur eine Karrikatur auf die Menschheit, unvereinbar mit der Autonomie der Zivilisazion, und außerdem durch die Geschichte ihrer Verirrungen und ihrer Katastrophen Lügen gestraft. Folgt nun, wenn Gott nicht mehr als Vorsehung gefaßt werden kann, wenn wir ihm dieses Attribut genommen haben, welches so wichtig für den Menschen ist, daß er einen mit Gott gleichbedeutenden Begriff daraus gemacht hat, daß Gott nicht existirt, und daß die Falschheit des theologischen Dogma's, was die Realität seines Inhalts betrifft, jetzt erwiesen ist?

Leider! nein. Es ist ein auf das göttliche Wesen bezügliches Vorurtheil zerstört worden; auf denselben Schlag ist die Unabhängigkeit des Menschen erwiesen: das ist Alles. Die Realität des göttlichen Wesens ist unberührt geblieben, und unsere Hypothese besteht immer noch. Indem wir bei Gelegenheit der Vorsehung zeigten, was Gott unmöglich sein könnte, haben wir in der Bestimmung der Idee Gottes einen ersten Schritt gethan: es fragt sich jetzt, ob dieses erste Resultat sich mit dem Reste der Hypothese verträgt; es muß folglich bestimmt werden, von demselben Gesichtspunkte der Intelligenz aus, was Gott ist, wenn er ist.

Denn eben so, wie wir nach Erhärtung der Schuld des Menschen unter dem Einflusse der ökonomischen Widersprüche Rechenschaft von dieser Schuld geben mußten, bei Strafe, den Menschen verstümmelt zu lassen, und nur eine verächtliche Satyre aus ihm gemacht zu haben: eben so müssen wir nach der Erkenntniß, daß eine Vorsehung in Gott eine Chimäre ist, untersuchen, wie diese mangelnde Vorsehung sich mit der Idee einer obersten Intelligenz und Freiheit verträgt, bei Strafe, nicht bei der vorgeschlagenen Hypothese zu bleiben, von der noch nichts beweist, daß sie falsch ist.

Ich behaupte also, daß, wenn ein Gott ist, er nicht den

Bildern gleicht, welche Philoſophen und Prieſter von ihm gemacht haben; daß er nach dem Geſetze der Analyſe, der Vorausſicht und des Fortſchrittes, das den Charakterzug des Menſchen bildet, weder denkt, noch handelt; daß er im Gegentheil vielmehr einen umgekehrten und rückwärtsgehenden Weg eingeſchlagen zu haben ſcheint; daß die Intelligenz, die Freiheit, die Perſönlichkeit in Gott anders beſchaffen ſind, als in uns, und daß dieſe vollkommen begründete Originalität ſeiner Natur aus Gott einen weſentlichen Gegenſatz zur Ziviliſazion, ein antiliberales, antihumanes Weſen macht.

Ich beweiſe meinen Satz, indem ich vom Negativen zum Poſitiven gehe, d. h. indem ich die Wahrheit desſelben aus der Aufeinanderfolge der Einwürfe herleite.

1. Gott, ſagen die Gläubigen, kann nur als unendlich gütig, unendlich weiſe, unendlich mächtig ꝛc. gefaßt werden: die ganze Litanei der Unendlich. Die unendliche Vollkommenheit aber verträgt ſich nicht mit der Beſtimmung eines gegen den Fortſchritt gleichgültigen oder gar reakzionären Willens: Gott exiſtirt alſo entweder nicht, oder der der Entwicklung der Antinomieen entnommene Einwurf beweiſt nur unſere Unwiſſenheit in den Geheimniſſen des Unendlichen.

Ich antworte dieſen Schlüſſemachern, daß, wenn man, um eine durchaus willkürliche Anſicht in Anſehen zu bringen, ſich nur auf die Unerforſchlichkeit der Geheimniſſe zu berufen braucht, ich eben ſo gern das Geheimniß eines Gottes ohne Vorſehung, als das einer Vorſehung ohne Macht haben will. Aber man braucht den Thatſachen gegenüber eine ſolche Wahrſcheinlichkeitsphiloſophie nicht; man muß ſich an die beſtimmte Erklärung der Erfahrung halten. Die Erfahrung aber und die Thatſachen beweiſen, daß die Menſchheit in ihrer Entwicklung einer unbeugſamen Nothwendigkeit gehorcht, deren Geſetz gefunden und deren Syſtem realiſirt wird, je mehr die Kollektivvernunft es entdeckt, ohne daß etwas in der Geſellſchaft einen äußerlichen Antrieb, noch einen providenziellen Befehl, noch irgend einen übermenſchlichen Gedanken verriethe. Was den Glauben an die Vorſehung hervorgerufen, iſt grade dieſe Nothwendigkeit, die gleichſam den Grund

und das Wesen der Kollektivmenschheit ausmacht. Aber diese Nothwendigkeit, so systematisch und fortschreitend sie auch erscheine, macht deßhalb noch nicht in der Menschheit oder in Gott eine Vorsehung aus; man braucht, um sich davon zu überzeugen, sich nur an die endlosen Schwankungen und die schmerzhaften Herumtastungen zu erinnern, durch die sich die soziale Ordnung bekundet.

2. Andere Schlußfolgerer kreuzen die vorigen und rufen aus: Wozu diese abstrusen Untersuchungen? Es gibt eben so wenig eine unendliche Intelligenz, als eine Vorsehung; es gibt im Weltall weder ein Ich, noch einen Willen außer dem Menschen. Alles, was eintrifft, im Guten wie im Bösen, geschieht mit Nothwendigkeit. Ein unwiderstehlicher Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen umfaßt den Menschen und die Natur mit derselben Fatalität; und was wir in uns selbst Gewissen, Willen, Urtheil ꝛc. nennen, sind nur besondere Erscheinungen des ewigen, unveränderlichen und nothwendigen Alls.

Dieses Argument ist das umgekehrte des vorhergehenden. Es besteht darin, an die Stelle der Idee eines allmächtigen und allweisen Urhebers die einer nothwendigen und ewigen, aber unbewußten und blinden Koordinazion zu setzen. Dieser Gegensatz läßt uns schon ahnen, daß die Dialektik der Materialisten nicht solider ist, als die der Gläubigen.

Wer Nothwendigkeit oder Fatalität sagt, sagt absolute und unverletzliche Ordnung; wer dagegen Verwirrung und Unordnung sagt, behauptet den stärksten Gegensatz der Fatalität. Nun ist aber Unordnung in der Welt, Unordnung als die Frucht der Wirkung spontaner Kräfte, die keine Macht bindet: wie kann das sein, wenn Alles nothwendig ist?

Aber wer sieht nicht, daß dieser alte Streit zwischen Theismus und Materialismus von einem falschen Begriffe der Freiheit und der Nothwendigkeit herrührt, zweier Begriffe, die man als sich widersprechend betrachtet hat, was sie in der That nicht sind. Wenn der Mensch frei ist, sagten die Einen, so ist Gott um so viel mehr frei, und die Nothwendigkeit ist nur ein Wort; — wenn Alles in der Natur zusammenhängt, erwiederten die Andern,

ſo gibt es weder Freiheit, noch Vorſehung: und Jeder folgerte in der einmal eingeſchlagenen Richtung bis in's Aſchgraue fort, ohne jemals einſehen zu können, daß dieſer ſogenannte Gegenſatz von Freiheit und Nothwendigkeit nur die natürliche, aber nicht antithetiſche Unterſcheidung der Thatſachen der Aktivität von denen der Intelligenz iſt.

Die Nothwendigkeit iſt die abſolute Ordnung, das Geſetz, der Kodex, das Fatum der Einrichtung des Weltalls. Aber weit entfernt, daß dieſer Kodex an ſich ſelbſt den Gedanken eines ſouveränen Geſetzgebers ausſchließe, ſetzt er ihn vielmehr ſo natürlich voraus, daß das ganze Alterthum ihn ohne Anſtand angenommen hat: und die ganze Frage iſt heute die, ob, wie die Religionsſtifter geglaubt haben, im Univerſum der Geſetzgeber dem Geſetze vorausgegangen iſt, d. h. ob die Intelligenz früher iſt, als die Nothwendigkeit, oder ob, wie die Modernen wollen das Geſetz dem Geſetzgeber vorausgegangen iſt, mit andern Worten, ob der Geiſt aus der Natur entſpringt. **Vorher** oder **Nachher**, dieſe Alternative enthält die ganze Philoſophie. Daß man über die Poſteriorität oder Anteriorität des Geiſtes ſtreitet, iſt ganz gut: ihn aber im Namen der Fatalität leugnen, iſt eine Ausſchließung, die nichts rechtfertigt. Um ſie zu widerlegen, braucht man nur grade an die Thatſache zu erinnern, auf die ſie ſich ſtützt, an die Exiſtenz des Böſen.

Wenn die Materie und die Attrakzion gegeben ſind, ſo iſt das Weltſyſtem ihr Produkt: das iſt nothwendig. Wenn zwei korrelative und kontradiktoriſche Ideen gegeben ſind, ſo muß eine Zuſammenſetzung erfolgen: auch das iſt nothwendig. Was der Nothwendigkeit widerſtrebt, iſt nicht die Freiheit, deren Beſtimmung ganz im Gegentheil iſt, in einer gewiſſen Sphäre die Erfüllung der Nothwendigkeit zu bewirken: es iſt die Unordnung, Alles, was die Ausübung des Geſetzes hemmt. Iſt Unordnung in der Welt, ja oder nein? Die Fataliſten leugnen es nicht; weil es die Gegenwart des Uebels iſt, die ſie vermöge des ſeltſamſten Schnitzers zu Fataliſten gemacht hat. Ich aber ſage, daß die Gegenwart des Uebels, weit entfernt, die Fatalität zu bezeugen, ſie zerbricht, dem Geſchicke Gewalt anthut, und eine

Urſache vorausſetzt, deren irrige aber freie Bethätigung in Disharmonie mit dem Geſetz iſt. Dieſe Urſache nenne ich Freiheit, und ich habe (viertes Kapitel) bewieſen, daß die Freiheit, eben ſo, wie die Vernunft, die ihr im Menſchen als Fackel dient, um ſo größer und vollkommener iſt, als ſie mehr mit der Ordnung der Natur, d. h. mit der Nothwendigkeit, übereinſtimmt.

Alſo, die Nothwendigkeit dem Zeugniß des Bewußtſeins, das ſich frei fühlt, entgegenſetzen, und umgekehrt, beweiſt nur, daß man die Ideen falſch nimmt, und die Frage nicht im Entfernteſten verſteht. Der Fortſchritt der Menſchheit kann definirt werden: Erziehung der menſchlichen Vernunft und Freiheit durch die Nothwendigkeit: es iſt abgeſchmackt, dieſe drei Begriffe als einander ausſchließend und unvereinbar zu betrachten, da ſie ſich in der Wirklichkeit bedingen, indem die Nothwendigkeit zu Grunde liegt, hierauf die Vernunft kommt, und die Freiheit das Gebäude krönt. Die Nothwendigkeit zu erkennen und zu durchdringen, ſtrebt die menſchliche Vernunft; ſich ihr anzupaſſen, iſt die Sehnſucht der Freiheit: und die Kritik der natürlichen Entwicklung und des inſtinktmäßigen Glaubens der Menſchheit, mit der wir uns in dieſem Augenblicke befaſſen, iſt im Grunde nur ein Studium der Nothwendigkeit. Erklären wir das.

Der Menſch, mit Aktivität und Intelligenz begabt, hat die Macht, die Ordnung der Welt zu ſtören, deren Glied er iſt. Aber alle ſeine Abweichungen ſind vorhergeſehen, und vollbringen ſich innerhalb gewiſſer Gränzen; wenn er eine Weile hin und her gegangen iſt, kehrt der Menſch zur Ordnung zurück. Nach dieſen Schwankungen der Freiheit kann man die Rolle der Menſchheit in der Welt beſtimmen, und weil die Beſtimmng des Menſchen an die der Geſchöpfe gebunden iſt, ſo iſt es möglich, von ihm aufwärts zum oberſten Geſetze der Dinge, und bis zu den Quellen des Weſens zu ſteigen.

Alſo frage ich nicht mehr: Wie hat der Menſch die Macht, die providenzielle Ordnung zu verletzen, und warum läßt ihn die Vorſehung gehen? Ich ſtelle die Frage anders: Warum hat der Menſch, ein integrirender Theil des Univerſums, das Produkt der Nothwendigkeit, die Macht, die Nothwendigkeit zu brechen?

Wie kommt es, daß eine nothwendige Organiſazion, die der Menſchheit Zufälligkeiten unterworfen, widerlogiſch, voller Unruhe und Kataſtrophen iſt? Die Nothwendigkeit hängt nicht an einer Stunde, an einem Jahrhundert, an tauſend Jahren: warum kommen uns die Wiſſenſchaft und die Freiheit, wenn ſie nothwendig kommen müſſen, nicht früher? Denn ſo wie wir über dem Warten dulden, iſt die Nothwendigkeit im Widerſpruch mit ſich ſelbſt; ſo wie das Uebel da iſt, gibt es eben ſo wenig eine Nothwendigkeit, als eine Vorſehung.

Was iſt, mit einem Worte, eine Nothwendigkeit, die jeden Augenblick von den Thatſachen Lügen geſtraft wird, die in ihrem Schooße vorgehen? Das müſſen die Fataliſten erklären, eben ſo wohl, wie die Theiſten erklären müſſen, was eine unendliche Intelligenz iſt, die das Elend ihrer Geſchöpfe weder vorausſehen, noch hindern kann.

Aber das iſt nicht Alles. Freiheit, Intelligenz, Nothwendigkeit ſind im Grunde drei adäquate Ausdrücke, die drei verſchiedene Seiten des Weſens bezeichnen. Im Menſchen iſt die Vernunft nur eine beſtimmte Freiheit, die ihre Schranke fühlt. Aber dieſe Freiheit iſt wieder im Kreiſe ihrer Beſtimmungen Nothwendigkeit, eine lebendige und perſönliche Nothwendigkeit. Wenn alſo das Bewußtſein des Menſchengeſchlechts ausſagt, daß die Nothwendigkeit des Univerſums, d. h. die höchſte, oberſte Nothwendigkeit, einer unendlichen Vernunft und Freiheit adäquat iſt, ſo ſpricht es nur eine Hypotheſe aus, die durchaus berechtigt iſt, und deren Unterſuchung zur Pflicht für alle Parteien wird.

3. Jetzt kommen die Humaniſten, die neuen Atheiſten, heran, und ſagen:

Die Menſchheit in ihrer Geſammtheit iſt die vom ſozialen Genius unter dem myſtiſchen Namen: Gott verfolgte Realität. Dieſe Erſcheinung der Kollektivvernunft, eine Art von Spiegelung, in welcher ſich die Menſchheit ſelbſt betrachtet, ſich für ein äußeres und transzendentes Weſen nimmt, das ſie anſchaut und über ihr Geſchick waltet; dieſe Illuſion des Bewußtſeins, ſagen wir, iſt analyſirt und erklärt worden; und künftig heißt es, in der Wiſſenſchaft Rückſchritte machen, wenn man die theologiſche

Hypotheſe wieder aufbringt. Man muß ſich einzig an die Geſellſchaft halten, an den Menſchen. Gott in der Religion, der Staat in der Politik, das Eigenthum in der Oekonomie, das iſt die dreifache Form, unter der die Menſchheit, ſich ſelbſt entfremdet, ſich unaufhörlich mit eigenen Händen zerfleiſcht hat, und die ſie heute verwerfen muß.

Ich gebe zu, daß jede Behauptung oder Hypotheſe der Gottheit von einem Anthropomorphismus herrührt, und daß Gott von vorn herein nur das Ideal, beſſer geſagt, das Geſpenſt des Menſchen iſt. Ich gebe ferner zu, daß die Idee Gottes das Vorbild und die Grundlage des Autoritäts- und Willkürprinzips iſt, das wir zu zerſtören, oder doch wenigſtens überall unterzuordnen haben, wo es auftritt, in der Wiſſenſchaft, in der Arbeit, im Staate. Auch widerſpreche ich dem Humanismus nicht, ich ſetze ihn fort. Ich bemächtige mich ſeiner Kritik des göttlichen Weſens, wende ſie auf den Menſchen an, und bemerke:

Daß der Menſch, indem er ſich als Gott anbetete, von ſich ſelbſt ein Ideal entworfen hat, das ſeinem eigenen Weſen widerſpricht, und ſich zum Gegner des durchaus vollkommen geglaubten Weſens, zum Gegner des Unendlichen, aufgeworfen hat;

daß der Menſch folglich nach ſeinem eigenen Urtheile nur eine falſche Gottheit iſt, weil er, indem er Gott ſetzt, ſich ſelber leugnet; und daß der Humanismus eine eben ſo abſcheuliche Religion iſt, als alle Theismen alten Urſprungs;

daß dieſe Erſcheinung der Menſchheit, die ſich für Gott nimmt, ſich nicht durch den Humanismus erklärt, und eine fernerweite Erklärung nöthig macht.

Gott iſt, nach der theologiſchen Auffaſſung, nicht nur der oberſte Schiedsrichter des Weltalls, der unfehlbare und unverantwortliche König der Geſchöpfe, der verſtändliche Typus des Menſchen; er iſt das ewige, unveränderliche, überall gegenwärtige, unendlich weiſe, unendlich freie Weſen. Nun behaupte ich, dieſe Attribute Gottes enthalten mehr als ein Ideal, mehr als eine Erhebung in die noch ſo vielſte Potenz der entſprechenden Attribute der Menſchheit; ich behaupte, ſie widerſprechen ihnen. Gott iſt im Widerſpruch mit dem Menſchen, eben ſo, wie die

Liebe im Widerſpruch zur Gerechtigkeit ſteht; die Heiligkeit, das Ideal der Vollkommenheit, im Widerſpruch zur Vervollkommnungsfähigkeit; das Königthum, das Ideal der geſetzgeberiſchen Macht, im Widerſpruch zum Geſetz ꝛc.; ſo daß die göttliche Hypotheſe aus ihrer Auflöſung in die menſchliche Wirklichkeit auf's Neue hervorgeht, und das Problem einer vollſtändigen, harmoniſchen, abſoluten Exiſtenz, das immer beſeitigte, immer wiederkehrt.

Um dieſe radikale Antinomie darzulegen, braucht man nur die Thatſachen den Definizionen gegenüber zu betrachten.

Aller Thatſachen gewiſſeſte, feſtſtehendſte, unzweifelhafteſte iſt ſicherlich die, daß das Bewußtſein im Menſchen progreſſiv, methodiſch, reflektirt, kurz, experimental iſt; ſo zwar, daß jede Theorie, die der Beſtätigung der Erfahrung ermangelt, d. h. die nicht ſtetig und zuſammenhängend in ihren Darſtellungen iſt, grade deßhalb des wiſſenſchaftlichen Charakters entbehrt. Man kann in dieſem Betracht nicht den mindeſten Zweifel erheben. Die Mathematik ſelbſt, die man die reine nennt, iſt dem **Zuſammenhange** in ihren Lehrſätzen unterworfen, iſt deßhalb der Erfahrung zollpflichtig und erkennt ihr Geſetz an.

Die menſchliche Wiſſenſchaft, von der erlangten Erfahrung ausgehend, ſchreitet alſo fort und rückt in einer ſchrankenloſen Sphäre weiter. Das Ziel, wohin ſie ſtrebt, das Ideal, das ſie zu realiſiren beabſichtigt, das ſie aber nie erreichen kann, im Gegentheil immer weiter hinausſchiebt, iſt das Unendliche, Abſolute.

Was wäre aber eine unendliche Wiſſenſchaft, eine abſolute Wiſſenſchaft, die eine gleichfalls unendliche Freiheit vorausſetzte, wie die Spekulazion es in Gott thut? Es wäre eine nicht nur univerſelle, ſondern intuitive, ſpontane Erkenntniß, alles Schwankens und aller Objektivität bar, obgleich ſie das Reale und das Mögliche zuſammen umfaßte; eine gewiſſe, aber nicht beweisbare Wiſſenſchaft; vollſtändig, aber nicht methodiſch; kurz, eine Wiſſenſchaft, ewig in ihrer Geſtaltung, aber jedes progreſſiven Charakters im Zuſammenhang ihrer Theile entbehrend.

Die Pſychologie hat zahlreiche Beiſpiele von dieſer Art zu

erkennen, in den instinktiven und divinatorischen Fähigkeiten der Thiere gesammelt; im unmittelbaren Talent gewisser Menschen, die geborne Rechenmeister und Künstler sind, unabhängig von jeder Erziehung; endlich in den meisten menschlichen Einrichtungen und ursprünglichen Denkmälern, den Erzeugnissen eines bewußtlosen und von den Theorieen unabhängigen Genies. Und die so regelmäßigen, so komplizirten Bewegungen der Himmelskörper, die wunderbaren Kombinazionen der Materie: sollte man nicht wieder sagen, Alles das sei die Wirkung eines besonderen, den Elementen innewohnenden Instinktes?....

Wenn also Gott existirt, so erscheint etwas von ihm in der Welt und in uns: aber dieses Etwas ist in entschiedenem Gegensatze zu unseren gewissesten Bestrebungen, zu unserer ausgemachtesten Bestimmung; dies Etwas wird durch die Erziehung beständig in unserm Innern beeinträchtigt, und unsere ganze Sorgfalt geht auf seine Aufhebung. Gott und der Mensch sind zwei Naturen, die sich fliehen, sobald sie sich kennen: wie sollten sie sich jemals, dafern man nicht eine von beiden, oder alle zwei umwandelte, versöhnen können? Wie wären Gott und der Mensch identisch, wenn der Fortschritt der Vernunft darin besteht, uns immer mehr von der Gottheit zu entfernen? Wie kann also die Menschheit durch die Erziehung Gott werden?

Nehmen wir ein anderes Beispiel.

Der wesentliche Charakter der Religion ist das Gefühl. Folglich gibt der Mensch in der Religion Gott Gefühl, wie er ihm Vernunft zuschreibt; ferner behauptet er, nach dem gewöhnlichen Gange seiner Gedanken, daß das Gefühl in Gott, wie die Wissenschaft unendlich sei.

Das allein reicht hin, um in Gott die Qualität des Gefühls zu ändern, und ein vom menschlichen Gefühl völlig verschiedenes Attribut daraus zu machen. Im Menschen fließt das Gefühl so zu sagen aus tausend Quellen: es widerspricht sich, trübt sich, zerreißt sich selbst; sonst würde es sich nicht empfinden. In Gott dagegen ist das Gefühl unendlich, d. h. einheitlich, voll, fest, lauter, erhaben über die Stürme, und hat durchaus nicht nöthig, sich durch den Kontrast zu reizen, um zur Seligkeit zu gelangen.

Wir ſelbſt machen die Erfahrung dieſer göttlichen Art zu empfinden, wenn, wie in der Extaſe, ein einziges Gefühl unſer ganzes Innere in Anſpruch nimmt, und allen anderen Affekten für den Augenblick Schweigen auferlegt. Aber dieſe Entzückung beſteht nur vermöge des Kontraſtes und durch eine Art von außen gekommener Anregung: ſie iſt nie vollkommen, oder wenn ſie zu ihrer Fülle gedeiht, ſo iſt ſie wie das Geſtirn, das ſeinen Höhepunkt in einem unbeſtimmbaren Augenblick erreicht.

So leben, fühlen, denken wir nur durch eine Reihe von Gegenſätzen und Stößen, durch einen inneren Krieg; unſer Ideal iſt alſo nicht ein Unendliches, ſondern ein Gleichgewicht; das Unendliche drückt etwas von uns Verſchiedenes aus.

Man ſagt: Gott hat keine eigenthümlichen Attribute; ſeine Attribute ſind die des Menſchen; alſo der Menſch iſt Gott, beides iſt Eins und dasſelbe.

Ganz im Gegentheil, da die Attribute des Menſchen in Gott unendlich ſind, ſo ſind ſie grade deßhalb eigenthümlich und ſpezifiſch: das Weſen des Unendlichen iſt, Beſonderheit, Weſenhaftigkeit durch die Exiſtenz des Endlichen zu werden. Man leugne alſo die Realität Gottes, wie man die Idee einer ſich widerſprechenden Idee leugnet; man werfe aus der Wiſſenſchaft und der Moral das unfaßbare und blutige Phantom heraus, das, je weiter es ſich entfernt, uns um ſo mehr zu verfolgen ſcheint; das läßt ſich bis auf einen gewiſſen Punkt rechtfertigen, und in keinem Falle kann es ſchaden. Aber man mache nicht aus Gott die Menſchheit, weil das beide verleumden hieße.

Wird man ſagen, der Gegenſatz zwiſchen dem Menſchen und dem göttlichen Weſen ſei illuſoriſch und komme von dem Gegenſatze her, der zwiſchen dem Einzelmenſchen und dem Weſen der ganzen Menſchheit beſtehe? Dann muß man behaupten, die Menſchheit, weil es die Menſchheit iſt, die man vergöttlicht, ſei weder progreſſiv, noch entwickele ſie Gegenſätze in Vernunft und Gefühl, kurz, ſie ſei unendlich in Allem, was nicht nur von der Geſchichte, ſondern auch von der Pſychologie in Abrede geſtellt wird.

So muß man das nicht verſtehen, rufen die Humaniſten. Um das Ideal der Menſchheit zu haben, muß man ſie nicht

mehr in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung, ſondern in der Geſammtheit ihrer Manifeſtazionen betrachten, als wenn alle menſchlichen Generazionen, in demſelben Augenblick vereinigt, einen einzigen Menſchen, einen unendlichen und unſterblichen Menſchen bildeten.

Das heißt, man gibt die Realität auf, um ein hingeworfenes Bild zu umarmen; der wahre Menſch iſt nicht der wirkliche Menſch; um den wahrhaften Menſchen, das menſchliche Ideal zu finden, muß man die Zeit mit der Ewigkeit vertauſchen, nein! aus dem Endlichen in's Unendliche flüchten, ſtatt des Menſchen Gott nehmen! Die Menſchheit, wie wir ſie kennen, wie ſie ſich entwickelt, kurz, wie ſie exiſtiren kann, iſt grade; man zeigt uns ihr umgekehrtes Bild, gleichſam in einem Spiegel und ſagt uns: Das iſt der Menſch! Und ich antworte: Das iſt nicht mehr der Menſch! das iſt Gott. Der Humanismus iſt der perfekteſte Theismus.

Was iſt denn dieſe Vorſehung, welche die Theiſten in Gott vorausſetzen? Eine weſentlich menſchliche Eigenſchaft, ein anthropomorphiſches Attribut, vermöge deſſen Gott die Entwicklung der Ereigniſſe in der Zukunft ſehen ſoll, grade, wie wir andere Menſchen unter dem Sehwinkel der Chronologie und Geſchichte in die Vergangenheit blicken.

Es iſt aber erwieſen, daß eben ſo ſehr als die Unendlichkeit, d. h. die ſpontane und univerſelle Intuizion in der Wiſſenſchaft, der Menſchheit unmöglich iſt, eben ſo ſehr die Vorſehung der Hypotheſe eines göttlichen Weſens widerſtrebt. Gott, für den alle Ideen gleich und gleichzeitig ſind; Gott, deſſen Vernunft die Syntheſe nicht von der Antinomie trennt; Gott, dem die Ewigkeit alle Dinge gegenwärtig und neben einander vorführt, konnte, indem er uns ſchuf, uns das Geheimniß unſerer Widerſprüche nicht offenbaren; und das grade, weil er Gott iſt, weil er den Widerſpruch nicht ſieht, weil ſeine Intelligenz nicht unter der Kategorie der Zeit und dem Geſetze des Fortſchrittes ſteht, weil ſeine Vernunft intuitiv und ſeine Wiſſenſchaft unendlich iſt. Die Vorſehung in Gott iſt ein Widerſpruch in einem andern Widerſpruch; durch die Vorſehung iſt Gott in Wahrheit nach dem Bilde des Menſchen gemacht; nehmt dieſe Vorſehung weg, und

Gott hört auf, Menſch zu ſein, und der Menſch muß ſeinerſeits alle Anſprüche auf die Gottheit aufgeben.

Man fragt vielleicht, was es Gott nützt, die unendliche Wiſſenſchaft zu beſitzen, wenn er nicht weiß, was in der Menſchheit vor ſich geht.

Unterſcheiden wir. Gott hat den Begriff der Ordnung, das Gefühl des Guten. Aber dieſe Ordnung und dieſes Gute ſieht er als ein Ewiges und Abſolutes, er ſieht es nicht in ſeiner Allmähligkeit und Unvollkommenheit; er faßt ſeine Mängel nicht. Wir allein ſind im Stande, das Uebel zu ſehen, zu fühlen und zu beurtheilen, wie die Zeit zu meſſen; weil wir allein fähig ſind, das Uebel hervorzubringen, und weil unſer Leben der Zeit verfällt. Gott ſieht und fühlt nur die Ordnung, Gott faßt das Ereigniß nicht, weil das Ereigniß **unter ihm**, unter ſeinem Horizonte iſt. Wir dagegen ſehen zugleich das Gute und das Böſe, das Zeitliche und Ewige, die Ordnung und die Unordnung, das Endliche und das Unendliche; wir ſehen in uns und außer uns, und unſere Vernunft, weil ſie endlich iſt, geht über unſern Horizont hinaus.

So iſt durch die Schöpfung des Menſchen und die Entwicklung der Geſellſchaft eine endliche und providenzielle Vernunft, die unſrige, in Widerſpruch mit der intuitiven und unendlichen Vernunft, mit Gott, geſetzt worden; ſo daß Gott, ohne etwas von ſeiner Unendlichkeit in jeder Beziehung einzubüßen, durch die bloße Thatſache der Exiſtenz der Menſchheit verkürzt zu ſein ſcheint. Da die progreſſive Vernunft aus der Abſpiegelung der ewigen Ideen auf der beweglichen und abhängigen Ebene der Zeit entſteht, ſo kann der Menſch die Sprache Gottes verſtehen, weil er von Gott herſtammt, und ſeine Vernunft im Anfang der Vernunft Gottes ähnlich iſt; aber Gott kann uns nicht verſtehen, noch bis zu uns kommen, weil er unendlich iſt, und die Attribute des Endlichen nicht anzunehmen vermag, ohne aufzuhören, Gott zu ſein, ohne ſich aufzuheben. Das Dogma von der Vorſehung in Gott iſt, als falſch erwieſen, faktiſch und rechtlich.

Jetzt iſt leicht einzuſehen, wie derſelbe Beweis ſich gegen das Syſtem der Vergöttlichung des Menſchen kehrt.

Da der Menſch unvermeidlich Gott als abſolut und unendlich in ſeinen Attributen ſetzt, während er ſich ſelbſt im umgekehrten Sinn dieſes Ideals entwickelt, ſo iſt ein Zwieſpalt zwiſchen dem Fortſchritt des Menſchen und dem, was der Menſch Gott nennt. Einerſeits erhellt, daß der Menſch, vermöge der Zuſammenſetzung ſeines Weſens und der Vervollkommnungsfähigkeit ſeiner Natur, weder Gott iſt, noch werden kann; andrerſeits, daß Gott das höchſte Weſen, der Gegenfüßler der Menſchheit iſt, die ontologiſche Spitze, von der ſie ſich immerfort weiter entfernt. Gott und der Menſch, die, ſo zu ſagen, die ſtreitenden Kräfte des Weſens unter ſich vertheilt haben, ſcheinen einen Wettkampf eingegangen zu ſein, deſſen Preis die Oberherrſchaft über die Welt iſt: dem Einen die Spontaneität, Unmittelbarkeit, Unfehlbarkeit, Ewigkeit; dem Andern die Vorausſicht, die Reflexion, die Veränderlichkeit, die Zeit. Gott und der Menſch halten ſich beſtändig im Schach und fliehen ſich unaufhörlich einander; während der Eine in der Reflexion und Theorie vorwärts ſchreitet, ohne jemals auszuruhen, ſcheint der Andere durch ſeine providenzielle Unfähigkeit in der Spontaneität ſeiner Natur Rückſchritte zu machen. Es iſt alſo ein Widerſpruch zwiſchen der Menſchheit und ihrem Ideal, ein Gegenſatz zwiſchen Menſch und Gott, ein Gegenſatz, den die chriſtliche Theologie unter dem Namen Teufel oder Satan, d. h. Widerſprecher, Feind Gottes und des Menſchen, allegoriſirt und perſoniſizirt hatte.

Das iſt die Grundantinomie, der, wie ich finde, die modernen Kritiker keine Rechnung getragen haben, und die, wenn man ſie vernachläſſigt, früher oder ſpäter zur Negazion des Gottmenſchen, folglich zur Negazion jeder philoſophiſchen Exegeſe ausſchlagen muß, und der Religion und dem Fanatismus die Thüre wieder öffnet.

Gott iſt nach den Humaniſten nichts Anderes, als die Menſchheit ſelbſt, das Kollektiv-Ich, dem ſich das perſönliche Ich wie einem unſichtbaren Herren unterwirft. Warum aber dieſe ſonderbare Viſion, wenn das Bild dem Original getreu iſt? Warum mußte ſich der Menſch, der ſeit ſeiner Geburt direkt und ohne Teleskop ſeinen Körper, ſeine Seele, ſeinen Oberen, ſeinen Prieſter,

ſein Vaterland, ſeinen Staat kennt, wie in einem Spiegel, und ohne ſich zu erkennen, unter dem phantaſtiſchen Bilde Gottes erblicken? Wo iſt die Nothwendigkeit dieſes Wahnes? Was iſt dieſes trübe und ſchiefe Bewußtſein, das ſich nach einer gewiſſen Zeit läutert, berichtigt, und, anſtatt ſich für ein Anderes zu nehmen, ſich definitiv als ſolches erfaßt? Warum von Seiten des Menſchen dies gegen die Geſellſchaft transzendentale Glaubensbekenntniß, wenn die Geſellſchaft ſelbſt gegenwärtig, ſichtbar, fühlbar, wollend und handelnd vorhanden, kurz, wenn ſie als Geſellſchaft gekannt und genannt war?

Nein, ſagt man, die Geſellſchaft war nicht vorhanden; die Menſchen waren zuſammengehäuft, nicht aſſoziirt: die willkürliche Verfaſſung des Eigenthums und des Staates, ſo wie der intolerante Dogmatismns der Religion beweiſen es.

Pure Rhetorik: die Geſellſchaft beſteht von dem Tage an, wo die Einzelnen, Arbeit und Sprache austauſchend, gegenſeitige Verpflichtungen eingegangen ſind, und Geſetze und Sitten hervorbrachten. Ohne Zweifel vervollkommnet ſich die Geſellſchaft nach dem Maße der Fortſchritte der Wiſſenſchaft und der Oekonomie: aber in keiner Epoche der Ziviliſazion bedingt der Fortſchritt eine jener Metamorphoſen, wie ſie die Utopieenmacher geträumt haben, und wie vortrefflich auch die künftige Lage der Menſchheit ſein möge, ſie wird nichts deſto weniger die natürliche Fortſetzung, die nothwendige Folge ihrer früheren Lagen ſein.

Da übrigens kein Aſſoziazionsſyſtem an ſich, wie ich bereits zeigte, die Bruderſchaft und Gerechtigkeit ausſchließt, ſo hat das politiſche Syſtem niemals mit Gott verwechſelt werden können, und man ſieht in der That bei allen Völkern die Geſellſchaft von der Religion unterſchieden. Die erſte wurde als Zweck, die zweite nur als Mittel betrachtet; der Fürſt war der Miniſter des Geſammtwillens, während Gott über die Gewiſſen herrſchte, und jenſeits des Grabes die Schuldigen erwartete, die der Gerechtigkeit der Menſchen entgingen. Selbſt die Idee des Fortſchritts und der Reform iſt überall aufgetreten; kurz, nichts von dem, was das ſoziale Leben ausmacht, iſt bei irgend einer religiöſen Nazion gänzlich unbekannt geblieben oder verkannt worden. Warum

alſo, noch einmal, die Tautologie der Geſellſchafts-Gottheit, wenn es wahr iſt, wie man behauptet, daß die theologiſche Hypotheſe nichts Anderes enthalte, als das Ideal der menſchlichen Geſellſchaft, den vorhergefaßten Typus der Menſchheit, wie ſie durch Gleichheit, Solidarität, Arbeit und Liebe verklärt erſcheint?

Gewiß, wenn es ein Vorurtheil, einen Myſtizismus gibt, deſſen Täuſchung mir heute furchtbar erſcheint, ſo iſt es nicht mehr der verſchwindende Katholizismus, weit eher wäre es dieſe humaniſtiſche Philoſophie, die aus dem Menſchen, auf Grund einer Spekulazion, die zu gelehrt iſt, um nicht hin und wieder willkürlich zu ſein, ein reines und heiliges Weſen macht; die ihn zum Gott ausruft, d. h. als weſentlich gut und harmoniſch in allen ſeinen Kräften darſtellt, trotz der verzweifelten Beweiſe, die er unaufhörlich von ſeiner zweideutigen Sittlichkeit ablegt; die ſeine Laſter dem Zwange zuſchreibt, in dem er gelebt hat, und ſich von ihm in einer vollſtändigen Freiheit Handlungen der reinſten Hingebung verſpricht, weil in den Mythen, in denen die Menſchheit nach dieſer Philoſophie ſich ſelbſt dargeſtellt hat, unter dem Namen von Hölle und Paradies, eine Zeit des Zwanges und der Noth, und eine Aera des Glückes und der Unabhängigkeit beſchrieben und einander entgegengeſetzt worden ſind! Bei einer ſolchen Lehre braucht, was übrigens unvermeidlich iſt, der Menſch nur einzuſehen, daß er weder Gott, noch gut, noch heilig, noch weiſe iſt, um ſich auf's Neue ſofort der Religion in die Arme zu ſtürzen; ſo daß am Ende Alles, was die Welt bei der Negazion Gottes gewonnen hätte, die Auferſtehung Gottes ſein würde.

Das iſt nach meiner Meinung nicht der Sinn der religiöſen Fabeln. Die Menſchheit hat, indem ſie Gott als ihren Urheber, ihren Herrn, ihr anderes Ich anerkannte, nur vermöge einer Antitheſe ihr eigenes Weſen beſtimmt: ein eklektiſches Weſen, voller Gegenſätze, aus dem Unendlichen gefloſſen und widerſpruchsvoll in's Unendliche, entwickelt in der Zeit und ſeufzend nach der Ewigkeit, aus allen dieſen Gründen dem Irrthum unterworfen, obgleich vom Bewußtſein des Schönen und der Ordnung geleitet. Die Menſchheit iſt Gottes Tochter, wie jeder Gegenſatz das Kind

eines vorhergehenden Satzes ist: deßhalb hat die Menschheit entdeckt, daß Gott ihr gleiche, hat sie ihm ihre eigenen Attribute geliehen, ihnen aber stets einen spezifischen Charakter gegeben, d. h. Gott im Widerspruch mit ihr selbst definirt. Die Menschheit ist ein Gespenst für Gott, grade wie er ein Gespenst für sie ist; jeder von beiden ist für den andern Ursache, Grund und Zweck der Existenz.

Es reichte demnach nicht hin, durch die Kritik der religiösen Ideen bewiesen zu haben, daß der Begriff des göttlichen Ich in den des menschlichen Ich umschlägt; man mußte diesen Beweis noch durch eine Kritik der Menschheit selbst kontroliren, und zusehen, ob diese Menschheit den Bedingungen entsprach, die ihre scheinbare Göttlichkeit voraussetzte. Diese Arbeit haben wir feierlich eingeleitet dadurch, daß wir, zugleich von der menschlichen Realität und der göttlichen Hypothese ausgehend, begonnen haben, die Geschichte der Gesellschaft in ihren ökonomischen Einrichtungen und ihren spekulativen Gedanken aufzurollen.

Wir haben einerseits bewiesen, daß der Mensch, wiewohl getrieben vom Antagonismus seiner Ideen, wiewohl bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen, dennoch das Uebel aus freien Stücken und vermöge des bestialischen Dranges seiner Leidenschaften vollbringt, was dem Charakter eines freien, intelligenten und heiligen Wesens widerspricht. Wir haben andererseits gezeigt, daß die Natur des Menschen keine harmonische und synthetische Verfassung hat, sondern durch Zusammenhäufung von Kräften gebildet ist, die in jedem Geschöpfe ihre Besonderheit haben, ein Umstand, der uns den Grund der von der menschlichen Freiheit begangenen Unordnungen offenbart, und uns so vollends die Nichtgöttlichkeit unserer Gattung darthut. Endlich, nachdem wir bewiesen hatten, daß in Gott die Vorsehung nicht nur nicht vorhanden, sondern unmöglich ist; nachdem wir mit andern Worten im unendlichen Wesen die göttlichen Attribute von den anthropomorphischen getrennt hatten, haben wir im Gegensatz zu den Behauptungen der alten Theodicee geschlossen, daß in Bezug auf die Bestimmung des Menschen, auf die wesentlich progressive Bestimmung, Intelligenz und Freiheit in Gott einen Kontrast

bilden, eine Art von Beschränkung und Verkürzung erleiden, als Folge ihrer Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Unendlichkeit; so daß der Mensch, anstatt in Gott seinen Souverän und seinen Führer anzubeten, in ihm nur seinen Gegner erblicken kann und soll. Und diese letztere Betrachtung wird hinreichen, um uns auch den Humanismus verwerfen zu lassen, der unaufhaltsam vermöge der Vergöttlichung der Menschheit auf eine religiöse Restaurazion ausgeht. Das wahre Mittel wider den Fanatismus ist, nach unserer Ansicht, nicht, die Menschheit mit Gott zu identifiziren, was darauf hinauskommt, in der sozialen Oekonomie den Kommunismus, in der Philosophie den Mystizismus und den Status quo zu wollen; sondern der Menschheit zu beweisen, daß Gott, wenn es einen Gott gibt, ihr Feind ist.

Wie wird sich später Alles das lösen? Wird sich zuletzt finden, daß Gott Etwas ist? . . . .

Ich weiß nicht, ob ich es jemals erfahre. Wenn es einerseits wahr ist, daß ich heute nicht mehr Grund habe, die Realität des Menschen, eines unlogischen und sich widersprechenden Wesens zu behaupten, als die Realität Gottes, des unbegreiflichen, sich nicht bekundenden Wesens, so weiß ich wenigstens aus dem radikalen Gegensatze dieser beiden Naturen, daß ich weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten habe von dem geheimnißvollen Urheber, den mein Bewußtsein unwillkürlich voraussetzt; ich weiß, daß meine eigenthümlichsten Bestrebungen mich täglich mehr von der Betrachtung dieses Gedankens entfernen, daß der praktische Atheismus künftig das Gesetz meines Herzens und meiner Vernunft sein soll, daß ich von der Nothwendigkeit, insofern sie sich beobachten läßt, unablässig die Regel meines Betragens zu lernen habe; daß jeder mystische Befehl, jedes göttliche Recht, das man mir vorschlüge, von mir verworfen und bekämpft werden muß; daß die Rückkehr zu Gott durch die Religion, die Faulheit, die Unwissenheit oder Unterwürfigkeit ein Attentat auf mich selbst ist, und daß, wenn ich mich eines Tages mit Gott versöhnen soll, diese Versöhnung, die unmöglich ist, so lange ich lebe, und wenn ich Alles bei ihr zu gewinnen, nichts zu verlieren hätte, nur durch meine Vernichtung zu Stande kommen kann.

Kommen wir also zu dem Schlusse, und schreiben wir auf die Säule, die unsern ferneren Untersuchungen zum Merkzeichen dienen soll:

Der Gesetzgeber mißtraut dem Menschen, dem Auszuge aus der Natur, dem Kompendium aller Wesen. — Er zählt nicht auf die Vorsehung, ein Vermögen, das im unendlichen Geiste unzulässig ist.

Aber achtsam auf das Nacheinander der Erscheinungen, lernbegierig den Unterweisungen des Geschicks gegenüber, sucht er in der Nothwendigkeit das Gesetz der Menschheit, die fortwährende Prophezeiung ihrer Zukunft.

Er erinnert sich auch bisweilen, daß, wenn das Gefühl der Gottheit unter den Menschen abnimmt; wenn die Inspirazion von Oben nach und nach weicht, um den Beweisen der Erfahrung Platz zu machen; wenn die Spaltung zwischen Gott und Mensch immer offenbarer wird; wenn dieser Fortschritt, die Form und Bedingung unseres Lebens, der Auffassung einer unendlichen und folglich geschichtsunfähigen Intelligenz entgeht; wenn, um Alles zu sagen, die Wiederanrufung der Vorsehung Seitens einer Regierung zugleich eine Heuchelei und eine Drohung wider die Freiheit ist: dennoch die allgemeine Zustimmung der Völker, durch die Einführung so vieler verschiedenen Gottesverehrungen bekundet, und der für immer unlösbare Widerspruch der Menschheit in ihren Ideen, Handlungen und Bestrebungen eine geheime Beziehung unserer Seele, und folglich der ganzen Natur, zum Unendlichen andeuten, eine Beziehung, deren Bestimmung mit Einem Male den Sinn des Universums und den Grund unseres Daseins ausdrücken würde.

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

In der Verlagsbuchhandlung von C. W. Leske in Darmstadt sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bender, C., geschichtliche Darstellung der Leiden der Christenheit durch osmanische Glaubenswuth und Eroberungssucht von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. Erster Theil: Machiavelli's Fürst. 16. 20 sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Derselben zweiter Theil: Karl Ludwig von Haller's staatsrechtliche Grundsätze. 20 sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Derselben dritter Theil: Immanuel Sieyes' Theorie der Volksvertretung in der constitutionellen Monarchie. 20 sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Derselben vierter Theil: Mariana von dem Könige und des Königs Erziehung. Mit Untersuchungen über den christlichen Staat der Neuzeit. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Busche, Dr. Hermann vom, die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter. Für denkende Gebildete aller Stände. Eingeführt durch eine irenische Abhandlung über die nur durch historisch und philosophisch gründliche Aufklärung mögliche Vereinigung zwischen Wissen und Glauben, von Dr. H. E. G. Paulus. Erste und zweite Abtheilung. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Ellendorf, J., die Moral und Politik der Jesuiten, nach den Schriften der vorzüglichsten Autoren dieses Ordens. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Götzen, Pfaffen und Christus. Eine Ansicht über das historische Christenthum und den historischen Christus. Aus den Papieren eines Theologen herausgegeben von einem seiner Freunde. 8. geh. 12½ sgr. oder 45 kr.

Grün, K., über Göthe vom menschlichen Standpunkte. 8. 1 Thlr. 10 sgr. oder 2 fl. 20 kr.

Dessen, die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien. Briefe und Studien. gr. 8. geh. 1 Thlr. 25 sgr. oder 3 fl. 18 kr.

Grün, K., Bausteine. Zusammengetragen und mit einem Sendschreiben an seine Osnabrücker Freunde begleitet von ꝛc. kl. 8. brosch. 1 Thlr. 20 sgr. oder 3 fl.

Dessen, neue Anekdota. 8. geh. 1 Thlr. 20 sgr. oder 3 fl.

Dessen, die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer. 12. geh. 15 sgr. oder 54 kr.

Weill, A., Staatsentwürfe über Preußen und Deutschland. 8. geh. 1 Thlr. 5 sgr. oder 2 fl.

Dessen, Bauernkrieg. 8. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Zukunft des Christenthums. Seine Wahrheit, seine Verkehrung und seine Wiedergeburt durch Freiheit und Liebe. Dem deutschen Volke gewidmet. 1 Thlr. 20 sgr. oder 3 fl.

Druckfehler zu Proudhon's

Philosophie der Staatsökonomie oder Nothwendigkeit des Elends.

Darmstadt, Leske. 1847.

Wir begnügen uns in Folgendem die unvermeidlich entstellenden Druckfehler aufzuzeichnen, indem wir die geringeren Verstöße der Intelligenz des geneigten Lesers überlassen.

Erster Band.

Prolog Seite V Z. 5 u. 1 v. u. lies Lao-Tseu statt Theu
— » VIII » 8 v. u. l. bei der Entwicklung dieser Gesellschaft st. die Entw. in dieser Gesellschaft
— » XXXV » 6 v. o. l. dieser letzteren st. dieses letzteren
S. 5 Z. 2 v. o. l. Legisten st. Logisten
» 7 » 21 v. o. l. hatte st. hatten
» 22 » 16 v. o. l. Anzeichen st. Anziehen
» 27 erste Zeile in der Anmerk. l. Nationen st. Materien
» 34 » 4 v. o. l. Lotterie st. Koterie
» 43 » 12 v. u. tilge das Wort auszurechnen
» 64 » 6 v. u. l. das große H. st. der große H.
» 109 » 10 v. o. l. Tracy's st. Traoy's
» 115 » 14 v. o. l. Incrassatus st. Incrossatus
» 118 » 3 v. u. l. Anzeichen st. Anzeigen
» 120 » 9 v. o. setze einen — st. der - hinter Finanz
» 159 » 8 v. u. l. Dienstmann st. Dienstnamen
» 180 » 18 v. o. l. Lasten st. Laster
» 190 » 14 v. o. l. die man ihrer st. der man ihr
» 193 » 7 ff. v. u. l. einigemal Sie st. sie
» 195 » 12 v. u. l. Rande st. Stande
» 211 » 6 v. o. l. den Ort st. der Art
» 241 » 15 v. u. l. Suade st. Sünde
» 243 » 13 v. o. l. Dundee st. Dunden
» 248 » 14 u. 12 v. u. l. Vico st. Vivo
» 272 » 13 v. u. l. Oekonomen mir st. nur
» 281 » 8 v. o. l. zeigt st. zeugt
» 285 » 16 v. o. l. eingeschossene st. eingeschlossene
» 288 » 8 v. o. und 4 v. u. l. schatzt st. schätzt
» 291 » 5 v. u. l. Mazaniello's st. Mazanielles

S. 324 Z. 8 v. u. l. nach ſt. nahe
» 353 » 11 v. o. l. faſſen ſt. laſſen
» 364 » 7 v. u. ſtreiche das Komma hinter hieß
» 367 » 6 v. u. l. geht ſt. gilt
» 379 » 6 v. o. ſetze das Komma nach endlich hinter ſeiner
» — » 14 v. u. l. wo durch ſt. wodurch
» 382 » 14 v. u. l. der Tyrann ſt. den Tyrannen
» 395 » 3 v. u. ſtreiche das Komma hinter iſt
» 398 » 1 v. o. l. Geſellſchaft-Gottheit ſt. Geſellſchafts-Gottheit

Zweiter Band.

» XIV Z. 13 v. u. tilge das Wort Löſchpapier
» XXIV » 8 v. o. l. Furie ſt. Form
» XXVIII » 13 u. 14 v. o. tilge die Kommata nach Herrlichkeit, Bethätigung und Gehirn
» LIV » 3 v. u. l. Slaven ſt. Sklaven
» 3 Z. 6 v. u. l. den Maſchinen ſt. der Maſchinen
» 12 » 1 v. o. ergänze ſie vor von
» — » 10 v. u. tilge das Komma hinter Arbeiter
» 21 » 11 v. u. l. bezieht ſt. liefert
» 32 » 12 v. u. ſetze ein " nach B.
» 53 » 6 v. o. tilge das Komma hinter Freiheiten
» 83 » 2 u. 1 v. u. tilge das Komma hinter Oekonomen und ſetze es nach Douanen
» 94 » 8 v. o. tilge das Komma hinter als
» 107 » 3 v. o. ſetze ein Komma hinter Waare, ein zweites hinter Geld
» 111 » 17 v. o. ergänze ein - am Ende der Zeile.
» 115 » 17 v. o. tilge das Wörtchen für
» 123 » 10 v. u. tilge das Komma hinter Gelder
» 124 » 2 v. o. ergänze zu vor geben
» 133 » 12 v. u. ſetze = ſtatt - nach Hanſe
» 148 » 10 v. o. l. erneuten ſt. vergnügten
» 153 » 9 v. o. tilge das Komma hinter dienen, ſetze es nach würde
» 158 » 4 v. o. tilge das Komma hinter daß
» 165 » 12 v. u. l. Wäſche ſt. Waſche, und mehrmals.
» 170 » 5 v. u. l. und die es, ſt. und die ſie
» 208 » 11 v. u. tilge das Komma hinter ſich
» 218 » 16 v. o. tilge das Komma hinter Legiſten
» 234 » 10 v. o. l. disce ſt. duce
» 317 » 13 v. u. l. Sie ſt. ſie
» 356 » 15 v. o. l. Entwicklung der Inſt. ſt. des Komma.
» 377 » 7 v. u. l. Deinen eigenen ſt. ſeinen eigenen
» 479 » 16 v. u. l. inſpirirt ſt. inſpizirt

Digitized by Google

Digitized by Google

2 6h. Be 6 fe

Digitized by Google